

Princeton University Library



32101 066395698



3443

78

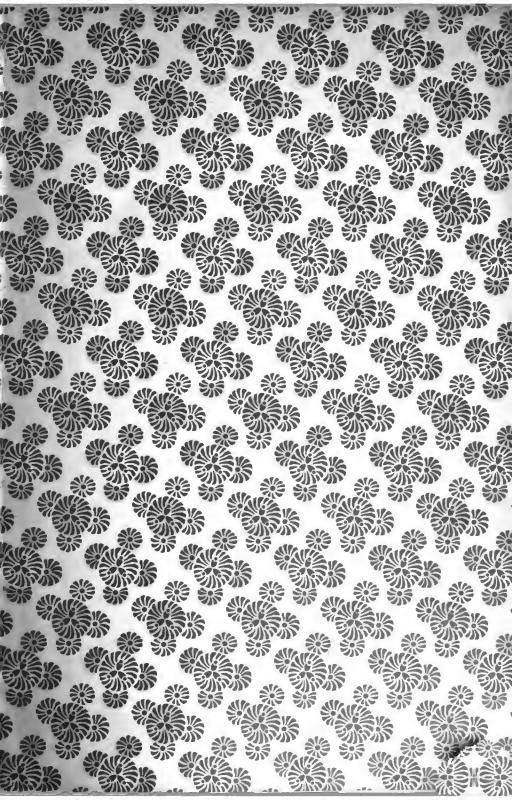
4

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



251 —

Der Heidefönig

Roman

von

May Geißler

4.—6. Tausend

Gebrüder Enoch

Hamburg :: Verlagsbuchhandlung :: Leipzig

1919

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1919 by Gebrüder Enoch, Hamburg.

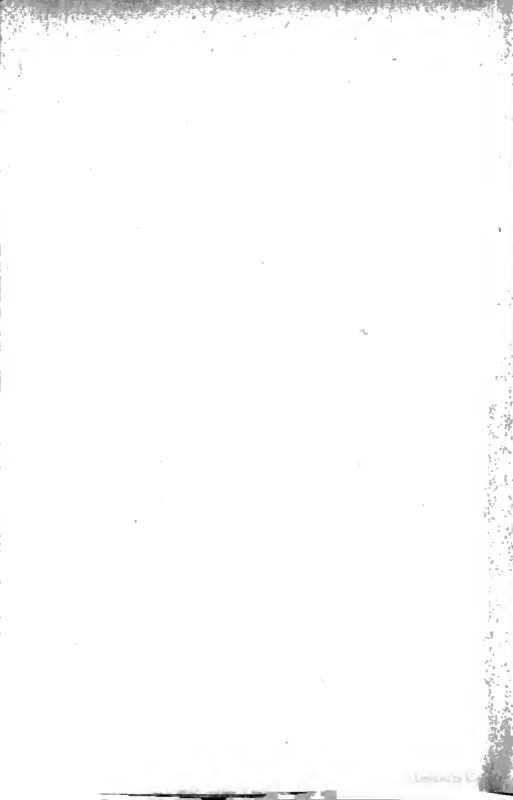
Druck von S. Carl, Hamburg.

In diesem Buch wird von Matheis Maris erzählt, der ein niederländischer Maler war von bedeutendem Ruf. Manches äußeres und inneres Geschicknis ist seinem Leben entnommen; aber es ist nicht viel von Malerei die Rede oder gar davon, wie diese Kunst zu handhaben sei. Es kommt darauf nicht an. Jener Matheis Maris könnte ebensogut ein Dichter sein oder sonst einer, dem die Gnade des Schöpfers ein Kleinod in die Brust gelegt hat, welchem in Demut zu dienen ist. Es wird gehandelt von dem Einsatze des Außersten zur Vollendung, von der Sehnsucht eines Außerordentlichen unter den Menschen, von der Abseitigkeit ohne Sinn für Ruhm und Vergnügen: von dem Triebe des Genius. — Dieses Buch ist nicht die Geschichte eines Malers. Es ist die Geschichte einer Menschwerdung.

FEB 24 1912
Ber. am. Lorentz. 12

3443
.78
.349

476882



1.

Lehrjahre

Das kleine Haus, in dem Matheis Maris geboren war, stand draußen am Rande eines holländischen Moores. Als Knabe schritt er in wuchtigen Holzschuhen über den braunen federnden Grund, sah den Enten zu, die auf den vielen geraden Wassergassen mit ihren Kindern spazierenschwammen, oder er schoß mit einem ungefährliehen Jungenpfeil nach dem Reiher, der sich des Morgens aus den Goldnebeln über der weiten heimatischen Ebene herauschlug mit königlichem Schwingenschlage.

Er hatte noch zwei jüngere Brüder — Jakob und Willem —, die auch zur Kunstmalerei gelangten, aber zu einer wesentlich anderen Weltauffassung als er. Was an seiner Erstgeburt lag; denn Matheis, als der älteste, war in jenen Knabenjahren auf sich selbst gestellt, in denen das Licht in der Seele angeht, nach welchem der Mensch wandern muß sein Lebtag. Ja, so war das mit Matheis Maris. Menschen, die in jenen bedeutsamen Kinderjahren mit Einsamkeit und Natur hantieren, werden gemeinhin die besten und tüchtigsten; ihrer viele werden schöpferisch; aber sie bleiben von einer Feinfühligkeit — dies Wort trifft nicht; es muß heißen: Sensibilität —, mit welcher sie fremd unter Menschen gehen. Alle und ausnahmslos.

Matheis Maris war ein Träumer von Kind an. Nicht ein krankhafter, romantischer, tatenloser Träumer, sondern einer, wie sich ihn die Weisheit der Natur bildet in heilig befruchtender Kraft.

Einmal an einem zweiten Weihnachtsfeiertag, an dem die holländische Heide recht funkelblank und frosteinsam war, stapfte der Jungmann Matheis Maris über das gefrorene Moor. Da kam Nele Greefs des Wegs. „Ah, sieh mal einer an — der Matheis!“ — „Und wo willst du denn hin, Nele Greefs?“ Hurrjeh, was für ein Frühling blühte aus diesem Mädels! Aus den Augen, aus den Lippen, aus den Wangen, aus dem sonnenhellen Haar und unter der hellblauen Strickjacke, die sie zu Weihnachten bekommen hatte. Hurrjeh!

Nele Greefs lachte dem wippenden Jan van Moor mitten ins Herz. „Wo soll ich denn hinwollen? Ist nicht Tanz bei euch im Dorfe? Unseren von der Heidekante holt keiner dazu! So muß ich mit einen suchen. Na, Matheis Maris, wie ist das — möchtest du mich nicht zum Tanze führen?“ Sie schob ihm auch gleich den runden Arm unter den Knochen, der ihm von der Schulter baumelte wie Flegelholz, und blickte ein paar Augen voller Frühling durch ihn hindurch. Jan van Moor meinte: jetzt, die Welt ist mit einem Sprunge hineingehüpft in den ersten Mai!

Und weil er das Mädels so von innen heraus anlachte, besann sie sich und sagte, just wegen seiner sei sie diesen Weg gekommen, der an des alten Stijn Maris Heidehause vorüberführte. An dem kleinen Giebelfenster hätte sie mit ihren Singern den Matheis Maris heraustrufen wollen zum Tanze.

Dem biedereren Jan van Moor, dem es sehr merkwürdig in dem steckensteif herabhängenden Arme zuckte — dem biedereren Jan van Moor fiel bei der Erzählung von den klopfenden Singern gleich ein schönes Bild ein von der Sonne, die um die Ostern mit ihren goldenen Händen die ganze Auferstehungsmusik aus der Erde läutet. Verschwiegen sann er diesem Bild

ein bißchen nach. Verschwiegen. Denn Mädels von der Heidefante haben zwar helle Augen — aber über die Zäune jener Gärten, in denen die Träume wachsen von der Auferstehungsmusik der Erde, können sie nicht gucken.

Nele Greefs wußte: Matheis Maris hatte Einfälle wie ein Buch, und er konnte reden wie die Bibel. Einmal an einem Regentage, an dem das Wasser nur so niederkladerte, war er mit dem gelben Postwagen über Land gefahren, bloß um seinen wunderlichen Gedanken nachzuhängen; denn an diesem Tage benutzte die Landpost kein Mensch. Matheis Maris aber fand es sehr schön, in dem gelben Wagen zu sitzen, der so mühselig die Sandstraßen lang mahlte. Die Fenster klapperten gemächlich, der Regen klopfte aufs Dach und die Nebel wälzten sich draußen im Sturm herum. — Ja, so etwas fand Matheis Maris schön.

Nele Greefs legte gleich ein spitzes Wort auf den roten Glihbogen ihres Mundes. Aber sie ließ es nicht fliegen; denn sie dachte: es ist ein niederträchtiges Gefühl für ein Mädchen, allein zum Tanze gehen zu müssen. Und Matheis Maris hätte sie sicherlich stehen lassen, wenn sie ihn jetzt ärgerte. So sagte sie: „Es ist gar nicht ritterlich von dir, daß du dir das so lange überlegst. Bin ich dir nicht hübsch und blank genug?“

Da sah er sie an — sie wußte genau, wie ungeheuer hübsch und blank sie war. Aber daß sie einen Notnagel aus ihm machte für diesen Tag, das erkannte er nicht. „Nele Greefs — mit einem feinen Mädchen wie du geh ich gerne. Also komm.“ Da gingen sie miteinander.

Als sie für die Leute in den Häusern in Sehweite kamen, nahm sie ihren Arm aus dem seinen und legte zwei Schritte Weg zwischen sich und ihn. Aber ihre Frühlingsaugen und ihr Lachen flatterten noch um

ihn wie Sommervögel um erste Blumen. — Dem Matheis Maris gefiel das sehr.

Dann kamen sie auf den Tanzboden. Die Geiger und Bläser waren schon alle da. Die Tänzer und Tänzerinnen auch. Deshalb wurden Nele Greefs und ihr Begleiter gleich von hundert Paar Augen aufgefangen. Es war, als hätten diese vielen Augen schon immerzu nach Nele gesucht. Das verschaffte ihr eine große Genugthuung; denn sie hatte sich den ungelerten und nachdenklichen Jungen nur angehängt, damit sich etliche andere ärgern sollten. Nun sah sie die Neugier und fühlte sich erst recht umworben. Bald lachte sie sich denn auch mit anderen an Matheis Maris vorüber, als hätte sie diesen Menschen ihr Leben nicht gefannt.

Maris aber hatte auf der gefrorenen Heide gerade Zeit gehabt, sich in Nele Greefs über und über zu verlieben. — Das heißt: eigentlich war das schon so gewesen, so lang er denken konnte! Bereits damals, als sie den gemeinsamen Schulweg miteinander hatten. Aus der Schultür heraus flogen die Kinder wie ein Schwarm schreiender Staren. Auf dem Wege verlor sich eins nach dem anderen. Und zuletzt, zuletzt stapften nur noch Matheis Maris und Nele Greefs weit, weit draußen gegen den Rand der Erde und waren aus dem Lande der Menschen anzusehen wie zwei Käfer, die hinkrabbelten in die blühende Welt.

Hm. Nun lehnte Matheis Maris an einer Säule aus dunklem Eichenholz mit machtvoll geschnitztem Gewinde. Und es fiel ihm ein: seine Liebe zu Nele Greefs wäre achtzehntausend Kilometer lang; denn er rechnete, er wäre acht Schuljahre mit Nele gewandert, in jedem Jahr an zweihundertfünfzig Tagen acht Kilometer, macht achtzehntausend Kilometer — etliche mußte er noch zulegen; denn er hatte darüber hinaus

manche Gelegenheit wahrgenommen, das helllichte Heidemädel nicht allein gehen zu lassen . . .

Auf Grund dieser Statistik hätte Matheis Maris offenbar ein Anrecht gehabt auf ein liebenswürdigeres Behaben von Nele Greefs . . . Aber auch das war ihm nicht neu. Und da er ein Philosoph und kein welt= schmerzlicher Träumer war, fand er sich würdig mit diesem Weihnachtsbegebnis ab.

Matheis Maris war als »Säulenheiliger« von man= chem milden und manchem scharfen Spottwort ge= troffen worden. Als unerträglich sah er seine Lage jedenfalls nicht an; denn er hielt seinen Posten, und sein entschiedenes Moorbauerngesicht log die Gleichgültig= keit, die es spiegelte, neugierigen Augen nicht nur vor. Nein nein, diese Gleichgültigkeit war echt wie sein Herz.

An einem Apriltage traf Nele Greefs zum ersten= mal wieder zu freundlichem Plausche mit ihm zu= sammen. Sie bog von dem Weg aus der Moorheide zu ihm herüber. Er hatte den blauen Zwilchanzug über sein Alltagsgewand gestreift und stapfte in den breiten Holschen zwischen den Beeten dahin, zwischen den langen Beeten — der Frühling drängte aus der dunkel= braunen Moorerde nur so hervor: Scilla, Tulpen, Hyazinthen, Narzissen — hurrieh, es war überweltlich! Gegen dies Sunkelwunder der erwachten Erde war die lichte Aufgetanheit der Nele Greefs an jenem ge= frorenen Weihnachtstage nun doch ein recht be= scheidenes Spiel — dachte Matheis Maris. Ja. Und dennoch: er dachte daran.

„Nun, Nele Greefs?“

„Es ist fein, wie du es da blühen läßt, Matheis Maris! Wir da drüben plagen uns mit Dünger und Kleinvieh herum.“

„Wir da hüben auch, wenn es wachsen soll.“

„Es ist aber eine andere Sache. Du läßt jede Krume blühen, jede schwarze Erdkrume auf — na, ich schähe: auf drei Morgen Land. Wenn mir einer sagt, es wäre im Himmel schöner, wo die kleinen Engel die goldenen und sibernen Sternblumen aufgehen lassen, so lach ich ihn aus.“ Matheis Maris sah das blonde Mädchel an. Er wußte, das Himmelsbild hatte sie sich von einem anderen malen lassen. „Als die Krotus blühten — das war auch fein! Man dachte: darüber hinaus gäbe es nichts an Frühlingsherrlichkeit... Warum sagst du denn gar nichts, Matheis Maris? Weil du ein reicher Mann geworden bist, seit wir Stijn Maris begraben haben?“

„Ich habe zu keiner Zeit viel gesagt.“ Er deutete gegen die blühende Erde. „Vor dieser Osterpredigt ist Menschenwort Geschwätz, Nele Greefs. Höchstens die Lerchen haben da noch ein bißchen zwischenzureden. Verstehst du mich?“

„hm,“ machte Nele Greefs. „Nun, man kennt dich ja! Um die Sterbezeit von Stijn Maris hätt' ich dir auch gern ein Wort gesagt. Aber es liegt dir nichts daran. Weißt du, wir hier draußen am Rande der Erde sollten miteinander umgehen wie Nachbarsleute. Die Viertelstunde Wegs über die Heide könnte man sich in jeder Woche ein paarmal erübrigen. Was meinst du dazu, Matheis Maris?“

„Ja doch. Wenn man Sehnsucht nacheinander hätte, so würde sich die Zeit dazu wohl heraus schlagen lassen.“

„Sehnsucht! Denkst du, unsereiner hat keine Sehnsucht, wenn er mit seinem Jungsein so allein ist da drüben?“

Matheis Maris kniete nun zwischen den Blumen und wühlte mit der Hand in der atmenden Frühjahrs-erde. „Hast du Sorge, daß dir der Mund zuwächst?“

Sie wurden immer gleich steil voreinander. Nur an jenem gefrorenen Weihnachtstage waren sie mit-sammen gegangen in der Harmlosigkeit aus den Schul-jahren — auf der Stiege zum Tanzboden war sie aber schon zerbrochen. Matheis Maris hatte über seinen Arbeiten in den Kulturen im Februar und März gründlich über den Fall nachgedacht. Und wenn er sich einmal zu einer Erkenntnis durchgerungen — was mit einem Aufwande von Bedacht geschah —, dann mußte ein gewaltiger Wandel der Dinge eintreten, ihn eines anderen zu belehren. — Nele Greefs hatte das vor.

Ja. Aber der Weihnachtstag lag zwischen ihnen. Sie dachte, Matheis Maris hätte auf diese Stunde der Abrechnung gewartet. Daß er sich so fest zuschloß vor ihr — nun, das lag in seiner Moorbauernnatur; denn Blumenzüchter sind von anderer Art. Und daß er sie damit peinigte — es war unbequem. Freilich. Aber sie mußte wohl stillhalten. Wenn man das hübscheste Mädchen ist neun Meilen in der Runde, so darf man am Ende auch einmal eine Dummheit machen wie jene auf dem Tanzboden . . . Inzwischen war Stijn Maris gestorben, der einen Ruf als Blumenzüchter gehabt hatte. Die Dinge lagen auch sonst anders um Nele Greefs. Es war, als hätten sich die Burschen gegen sie verschworen, weil sie an jedem etwas auszu-sehen hatte. „Matheis Maris,“ sagte sie, „ich habe seit dem Tode deines Vaters ungeheuer oft an dich gedacht. An jedem Tag ein paarmal. Und ich sehe dir oft zu, wenn du in den Kulturen arbeitest.“ Sie setzte sich auf eine Kiste. Die Haarschneeden, die sie sich über den Ohren gedreht hatte, flimmerten in der Sonne. Und ihr Herz flimmerte auch.

Matheis Maris merkte, wohin sie zielte. Zuerst redete sie in abgebrochenen Sätzen — denn sie hatte

zuvor nie nötig gehabt, zu werben. Aber Matheis Maris war aus Eichenholz. Da war das eine andere Sache. Und es konnte kein Mensch erlauschen, was sie miteinander sprachen. Die Schuppen und Keller lagen weit rückwärts gegen das Haus hin. Da zog Nele Greefs auf mit dem klingenden Spiel ihres Sackens und ihrer funkelnden Jugend. — Nun, Matheis Maris war sein Lebtag keinem ins Wort gefallen.

„Es ist gut und umsichtig, was du dir da ausgedacht hast, Nele Greefs,“ sagte er danach, „aber es geht nicht hinaus über unsere Grenzsteine.“ Und daß Matheis Maris in jeder Feierstunde vor der Natur saß, sie abzubilden mit Stift, Kohle und Farben, das war ihr nicht einer kleinen Rede wert gewesen! Sie trachtete, den beiderseitigen Besitz einmal zusammenzuwerfen. Aus dem Eiselein, mit dem die Maris ihre Blumenzwiebeln über die Heide zur Bahn führen, könnten dann leicht zwei Pferde werden, und aus den Geißen auf der Weide ein Duzend bunte Kühe. „Wäre das nicht etwas?“ — „O ja.“

Aber die Gedanken des Matheis Maris — wenn er einmal recht voll von sich selber war — die Gedanken des Matheis Maris fingen ihre große Reise erst an, wo die von Nele Greefs aufhörten. Seiner Klugheit, seines Fleißes, seiner tätigen Wortkargheit hatte sie gedacht. Sie war lustig geworden an diesem, und sie legte einen gewichtigen Respekt in ihre Worte vor jenem. Nur die Malerei des Matheis Maris war ihr nicht der geringsten Rede wert! Deshalb sagte er: die Welt finge für ihn erst an, wo sie für Nele Greefs aufhörte. Das verstand sie nicht. Da erklärte er ihr: seine Brüder Jakob und Willem seien in der Lehre bei tüchtigen Malermeistern, seit vierzehn Tagen; der eine in Utrecht, der andere in Amsterdam — weil die kleine Blumenzucht ihrer drei nicht trüge. Er aber wolle

das Anwesen verkaufen, wenn es soweit wäre, daß sie ihrer Mutter einen Zuschuß an Geld geben könnten. Einen Augenblick dachte er auch daran, der Nele auseinanderzusetzen, welcher ein Unterschied zwischen der Malerei wäre, die er triebe, und jener, die seine Brüder erlernten. Aber nur einen Augenblick; denn bei diesem Gedanken machte sein Herz eine halbe Drehung wie ein Soldat, der einen Befehl erhalten, und marschierte über die Grenzsteine, die Nele Greefs so mädchenflug aufgerichtet hatte — marschierte hinaus ins blaue Land.

Da ging Nele Greefs ihres Wegs. Einmal noch blieb sie stehen. Es war für sie nun eine ausgemachte Sache: die Leute hatten recht, die da behaupteten, im Kopfe des Matheis Maris wäre nicht alles in Ordnung. „Nun, ich werde noch manchmal an dich denken, Matheis Maris. Aber viel Gutes für dich wird dabei nicht herauskommen.“ — „Siehst du,“ sagte er, „das ist die Hürde, die zwischen uns steht! Ich muß begraben in mir wie eine Erinnerung, daß du so schön bist und in deiner Art klug und daß ich dich lieb gehabt habe, seit ich denken kann.“ Da richtete er sich in seiner ganzen Länge vor ihr auf: „Nele Greefs, blanke blonde Nele Greefs, es kann sich ein Mann wegen einer kleinen Liebe nicht ein großes Leben zerschlagen! Bei einem Weibe ist das wohl umgekehrt.“

Nele Greefs sah ihn mit weiten Augen an. „Matheis Maris, du hast dir das Hirn zersonnen. Ja.“ Dann ging sie hastigen Schrittes wie ein Mensch, der sich auf nächtlichem Pfade fürchtet. Sie dachte, nun müsse er mit langen Sprüngen hinter ihr dreinkommen und sie mit seinen Wunderlichkeiten quälen. — Sie glaubte: an allem sei der Tanzboden schuld.

Neben den drei Morgen Blumenzwiebeln, die der alte Maris seit Jahren zu anerkannter Vollkommenheit gezogen hatte, lag da noch eine Fläche für Freiland-Rhododendren und Azaleen. Die abseitige Lage machte den Versand beschwerlich und den Ertrag des Geschäftes bescheiden. Aber die Freude des Stijn Maris hatte das nicht gemindert. Er hatte auf seine Söhne gewartet, und er hatte wohl auch davon geträumt, daß einst eine Zweigbahn durch die Stille dieser Moore führen würde, die sein Werk mit einem Male zu der Größe bringen sollte, die ihm vorschwebte. — Dann starb er.

Die tiefe Liebe zu dem, was er mit herzlicher Hingabe geschaffen, hatte von seinen Söhnen nur Matheis überkommen. Stijn Maris hatte die Gärtnerei in Harlem erlernt. Aber die Sehnsucht nach dem Moorlande seiner Kinderjahre, und die Fremdheit, mit der er unter den Menschen gestanden, wiesen ihm später einen eigenen Weg ins Leben. Zwischen Blumen und Einsamkeit versann er sein Dasein. Der lange Mensch mit dem bartlosen Gesichte war aus Holz geschnitten. Aber seine Augen — ja, die waren voll von dem Glanze, der über seinem blühenden Lande lag in jedem jungen Jahr. Stijn Maris zeichnete auch — Gartenanlagen, die ihm vorschwebten, und die ihm unter den Landschaftsgärtnern wohl einen ausgezeichneten Ruf eingetragen, wenn er es hätte über sich gewinnen können, sich in den Dienst eines großen Gemeinwesens zu stellen oder in menschlicher Gemeinsamkeit zu leben. Er zog es vor, ein armer König zu sein, dessen Reich die Moorheide war, über die der Fuchs strich — aber doch ein König; denn er schrieb diesem Reiche die Gesetze. — Das war Stijn Maris, den sie begraben hatten, als der Frühling vor den Toren stand.

Dann war noch Glossy Maris, die Witwe, die ihre Zwillingssöhne Jakob und Willem vor zwei Wochen zu den Meistern nach Utrecht und Amsterdam geschickt hatte.

Glossy Maris war der einzige Mensch der Welt, der um diese Zeit wußte, wie es mit Matheis Maris stand und wohin er zielte. Zuerst hatte sie lächelnd zusehend und in hellem Erstaunen. Oder soll eine Mutter nicht erstaunt sein, wenn sie erkennt, daß der junge Sohn mit einem armen Stift oder mit einem noch ärmeren Stück verkohlten Holzes dem lieben Gotte die Welt nachschafft im Bilde? Die Namen vieler berühmter Maler kannte sie und hatte Bilder gesehen in den Museen der Städte. Aber von dem Sohne, den sie unter ihrem Herzen getragen, bis zu jenen berühmten Männern reichte ihre Erkenntnis nicht. Darum: als sie gewahr wurde, daß seine Liebe zu Stift und Pinsel heißer war als zu dem Werke seines Vaters — von Stund an verlegte sie sich aufs Schelten. Taugenichts sagte sie zu Matheis, wenn die Bitterkeit über sie kam, und Tagedieb. Aber dann schämte sie sich ihrer Härte wieder; denn in Wahrheit war der Junge fleißig über die Maßen, auch als Lehrling in den Kulturen. — Danach versuchte sie es mit mütterlichen Lehren: der Matheis sei nun in dem Alter, in dem der Mensch verständig würde. Er müsse diese Narrenspossen also ablegen und einsehen, daß . . .

Ja doch, Matheis sah ein. Aber Stift und Kohle liefen ungerufen in seine weise Hand. Und als er einmal den Holzverschlag, bei der Stiege nach oben, mit einer Moorlandschaft bemalt hatte und das Bild hernach mit himmelblauer Leimfarbe und einem Kalkpinsel übertünchte — da war es Glossy Maris, als habe ihr der Junge mitten ins Herz geschlagen. Sie aber sagte nur: „Und es war solch ein feines Bild.“

Einmal am Ostermorgen trat in dem Verhältnis der Mutter zur Kunst ihres Sohnes abermals eine Wandlung ein. Die beiden Jüngsten waren fort. Und der Vater war begraben. Matheis hatte mit der Mutter Kaffee getrunken. Das Geschirr stand noch auf dem Tische. Glossy Maris hantierte draußen im Hausgange mit wundem Herzen. Der Matheis saß auf der Wandbank im Winkel zwischen den beiden Fenstern. Ostersonne jubelte von rückwärts herein. Aus der Uhr in dem schweren Holzkasten neben der Stubentür klang bedächtig der Schritt der Zeit. Ein rauher Teller aus rotem Ton stand auf dem Tische. Matheis rückte den bäuerlichen Brotlaib zurecht, lehnte den Teller daran, ergriff den Kohlestift, der in der Wasserwanne der Fensterbank lag. Wehmütig und voll Erinnerungen für ihn war die Stunde. Aus leichten Linien, die er auf den Grund des Tellers warf, bildete sich das Antlitz seines Vaters. Schier im Traume wuchs es auf den roten Ton. Einmal erwachte der Zeichner und lehnte sich prüfend zurück gegen die Wand. Noch einmal erwachte er — da hielt er den Teller auf Reichweite fort von dem sinnvoll wägenden Auge. Dann stützte er den Kopf wieder mit der Linken, und die Kohle schurrte über den rauhen Malgrund. Mit der Spitze des vierten Fingers wischte er hier die harte Linie zu weichem Schatten, modellierte er dort Leben, wo der farge Stift nur Konturen gezogen. Die gleiche wundertätige Fingerspitze begann breit hin über den Kopf und Schulteransatz zu streichen, zuerst noch schöpferisch — in zwei Sekunden vielleicht schon zerstörend, wie ein übermütiger Junge die Wände eines Hauses durcheinanderwühlt, die er als ungefüge Striche in den Sand gezeichnet . . . Da hatte die weiße Ziege im Stall ihre Osterlämmer geboren!

Glossy Maris erschien im Rahmen der Tür und

läutete die freudige Botschaft durchs Haus. Oh, Slossy Maris lachte ja wieder! Es war Ostern in der Welt.

Matheis sprang ihr nach. Da ihm draußen noch allerlei unter die Hände kam, erschien die Mutter nach einer kleinen halben Stunde allein in der Stube. Sie trat an den Tisch, das Geschirr abzutragen, und erschraf vor Stijn Maris, der sie aus dem Grunde des Tellers anschaute — auferstanden!

Ein Sprung lief ihr durchs Herz, ein Glück an dem Sohne — hinausjubeln hätte sie es mögen! Kein Photograph hätte die Züge des Stijn Maris so voller Leben auf seine Platte bannen können. Es hatte seit ihrem Hochzeitstag auch keiner die Aufforderung dazu bekommen. Stijn Maris — so wie sie ihn gesehen in seinem Hause, sinnend vor seinem Werke, mit all der Hingabe, die ihn bald zu einem Träumer, bald zu einem Wundertäter gemacht hatte inmitten seiner Blumen! Ein Stück verkohltes Holz hatte dies vermocht auf einer Scherbe aus rohem Ton!

Slossy Maris faßte den Teller mit beiden Händen, als hielt sie einen großen Schatz. So stieg sie die hölzerne Stiege nach oben in ihre Kammer. Sie legte aus einer kleinen verschließbaren Kiste eine Menge Dinge heraus — Buchzeichen aus dem dicken Band ihres Lebens —, tat den Teller hinein und brachte den Kasten in Sicherheit zu unterst in ihrer Truhe.

Es wurde von diesem Vorgange kein Wort geredet zwischen ihr und Matheis. Nicht an jenem Tag und nicht in der künftigen Zeit. „Sie wird den Teller gespült haben,“ dachte der Sohn. Das aber merkte er nicht, daß das Auge der Mutter in Stunden der Ruhe an ihm hing wie an einem schönen ungelösten Rätsel, wie an einem Besiße, der ihr gehörte, soweit er . . . nun ja, soweit er irdisch war. Aber sie geriet in ihm

an eine Grenze, darüber konnte sie nicht hinweg mit ihren einfältigen Sinnen.

Eigentlich war das schon lange so gewesen. Ja. Aber zuvor hatte sie gescholten, so oft sie diese Grenze erkannte. Jetzt aber war ihr, als müsse sie in Demut ihre Stirne neigen vor der geheimnisvollen Kraft, die in diesen Menschen hineingeboren, der doch ihr Sohn war.

Sortan schalt sie nicht. Sie schwieg sich an diesen Dingen vorüber in Furcht und Hoffnung. Aber die Furcht war stärker. — Ein zweischneidig Schwert ist das Gottgeschenk des Genies.

Ein zweischneidig Schwert. Deshalb stellt sich die Welt auf diese gefährliche Gottesgabe gar nicht erst ein, ehbevor sie nicht ein Museumsstück geworden ist.

Durch Nele Greefs ward es ruchbar: Matheis Maris will die Kulturen verkaufen. — Weil seine Jugend dazu kein Recht hatte, mußte er die Mutter von dieser Notwendigkeit überzeugt haben.

Wenn es nun geschah, daß Menschen aus dem Dorfe mit Glossy Maris zusammentrafen, brachten sie die Rede darauf; es sei eine Angelegenheit, die ihnen doch sehr am Herzen läge. Sie warteten mit Ratsschlägen auf, um die sie niemand gebeten hatte. Sie ließen Weisheiten los, die Glossy Maris nicht von ihnen forderte. Sie machten die Frau bange vor dem Leben. Und verspürten doch keinen Hauch von den Dingen, auf die es in diesem Fall ankam. Es spielte sich in jenem Winkel das Trauerspiel ab, über dem der Vorhang nie heruntergeht, wo Menschen wohnen. An dem Kern der Sache redeten sie himmelweit vorbei. Aus Matheis Maris machten sie vor der Mutter einen Narren, der obendrein ein brutaler Junge sei, dem der Holzschuh hinter die Ohren gehöre. — Es sah aus, als

hätten sie eine Meile im Umkreis nichts weiter zu denken. Überdiesem Feuer gerieten die Sorgen von Glossy Maris in Treibhausaufblähung. Sie redete mit ihrem Sohne von den Meinungen der Leute, abendlang. Und tagelang weinte sie heimlich in sich hinein. — So hatten die Menschen Glossy Maris mitten entzweigerissen.

Glossy ward scheu und mied sie. Das ruhige Gemüt des Matheis geriet zu Zeiten in Sturm. Die Menschen zertraten das Glück und den Frieden des kleinen Hauses. — Es ist keine Rettung vor ihnen, auch nicht für den, der zwischen sie und seine Zäune eine halbe Meile Weg legt.

Zuerst — wenn sich einer an Matheis selbst herandrängte mit seinen Ansichten — gedachte der ihn zu überzeugen. Aber das ging nicht. Es war da wie bei Nele Greefs: ihre Welt war mit Brettern verschlagen an einer gewissen Stelle, über die sie hinweg mußten. Also: es ging nicht. Dann kam der Troß über ihn, und er verbat sich jede Einmischung in Dinge, die sie nichts angingen und für die sie zu dumm wären. Da war die Feindschaft fertig. Die Revolution der Seele des Matheis Maris begann. Er wollte nichts von den Menschen: kein Almosen, keinen Rat, keine Freundschaft, keinen Handel. Es war niemand so still, friedsam und abseitig wie er. Nichts als diese Stille, Friedsamkeit und Abseitigkeit sollte man ihm lassen. Man weigerte es ihm. — Darüber wuchs eine Feindschaft zwischen dem Haus auf der Heide und draußen — eine Feindschaft, nicht zu sagen!

Als alle Bande zerrissen waren und Glossy Maris — wenn sie einmal einkaufen gehen mußte — mit bitterem Munde und scheuen Augen unter die Menschen trat, sagten sie: „Himmel, was ist aus dieser Frau

geworden! Das hat der Matheis getan. Bewahr uns Gott vor einem Kind wie diesem."

Daher kam es, daß Glossy Maris die Einkäufe nicht mehr in jenem Dorfe besorgte und in ihrem Hause erzeugte, was irgend möglich war.

In dem Sommer, der nun heraufkam, verkaufte Matheis die Kulturen. Aber das kleine Haus behielt Glossy Maris für sich. Der neue Besitzer baute sich ein anderes. Und die Witwe trat gegen Tagelohn für Gelegenheitsarbeiten in seine Dienste. Die Leute im Dorfe schrien, weil die alternde Frau nun frönen müsse. Der Matheis Maris aber saße die langen Tage draußen im Heidemoor und ließe sich die Sonne auf das falschgehende Hirn scheinen.

Er hatte sich ein ganzes Regal mit Büchern über Malerei angeschafft. Lief mit dem Malkasten hinaus in die Heide. Und wenn es kam, daß einer draußen an seiner eifernden Einsamkeit vorüberging, klebte der sich gleich an ihn fest. „Na, Matheis Maris, wie steht das?“ Matheis schaute nicht auf. „Du hast es gut. Das läßt man sich gefallen. So etwas möcht' unsereiner auch können. Aber wir sind dazu nun einmal zu dumm.“ — „Das wohl.“ — „Holla!“ — „Nun?“ — „Nein, Matheis Maris — so ist es: wir haben es nicht gelernt wie du, dem Herrgott die Tage zu stehlen. Wir sind zu gescheit dazu, und wir haben auch ein Gewissen!“ — „Auch recht,“ sagte Matheis, trat mit dem Holzschuh ein Loch in den Grund und schalt auf die Schnaten. So deutlich war er, daß der Nachbar ihn ohne Gruß stehen ließ. — Zuvor aber spückte er durch den Mundwinkel . . . zsch.

Daß Matheis keinen Heller in das kleine Haus trug, aber für Farben, Bücher, Pinsel, Öl ein beträchtliches Stück Geld hinaus — nun, es braucht einer nicht ein-

mal ein Kleinhäuslersohn von der Moorheide zu sein, um bitter davor zu werden. „Es sind die Lehrjahre, Mutter.“ So oft hatte er sie getröstet, und doch änderte das nichts an der harten Wirklichkeit: Slosly Maris mußte sich um drei Jungen sorgen. Um den ältesten waren die Sorgen am schwersten. Der Matheis werkte an jedem Morgen mit Harke und Forke in Hof und Stall. In die junge Sonne lief er mit der blanken Sense über der Schulter. Und manchmal, wenn sich das zwiegegeschliffene Schwert ihm durch die Seele schlug, daß er sich keinen Rat wußte und keinen Weg mehr sah, weil ein Bild nicht dem ähnlich werden wollte, das er strahlend im Geiste trug — ach ja, manchmal legte er Palette und Pinsel daheim in den Winkel, ging zu dem neuen Besitzer und sagte: „Da bin ich, nimm mich in deinen Dienst, Pieter Bosboom; denn zum Malen bin ich zu dumm.“

„Zu dumm, Matheis Maris? Ich weiß das nicht. Aber das weiß ich: du müßtest einmal zu einem Meister wandern, in Amsterdam etwa, oder in Antwerpen. Es ist da einer mit Namen Alma Tadema, weißt du. Dem müßtest du erzählen, wer du bist und was du getrieben hast und es ihm zeigen, daß er dir sagt, ob es mit deiner Kunst etwas ist. Ob du das richtige Genie hast, weißt du.“

„Hm,“ sagte Matheis Maris, „das muß wohl einmal kommen. Im nächsten Sommer etwa, Pieter Bosboom; denn ich meine, man muß da einen Rückenfaß voll Bilder mitbringen. An der Nase sieht man einem das Genie nicht an, Pieter Bosboom.“

Darauf wühlte Matheis Maris eine Woche in der Erde und wühlte sich wieder die Sehnsucht in die Seele nach den Bildern, die der Herrgott weitem in der Moorheide aufgehängt hatte. „Hurrjeh, es braucht sie einer nur so wegzunehmen, Pieter Bosboom.“ Pieter

lachte ihm sein befreiendes herzliches Lachen ins Herz. „Du darfst nicht zag sein, Matheis Maris; über dies eine Jahr werden wir dich schon hinwegbringen, weißt du. Dann erfahren wir, wie es um dich steht. Ich aber sage dir: wenn einer das kann, so aus sich heraus, dann hat er Genie! Und damit basta.“

Ringsum hatte der liebe Gott Bilder aufgehängt — Bilder, so schön, so himmeleinsam, so erdenbunt und falterfröhlich . . . es war, als habe er — ein richtiger lieber Gott — gleich den Garten mit erschaffen, in dem die Wunderblume dieses Genies zur vollen Entfaltung gelangen sollte. Heimlich träumende Wässer in schmalen Armen zwischen Busch und Wiesen. An den Ufern flüsterndes Schilf. Dazwischen die treibenden Schifflein der Wasservögel mit den bunten Wimpeln ihrer Stirnenpiegel. Manchmal wechselte ein Reh vom Eichenbruch durchs betaute Gras. Der Silberreißer stand im Ried in sinnender Betrachtung. Im Blauen rüttelte der Falk, schlug der Häher flugfroh seine Bahn, und über der Heide in der flämmernden Luft wogte das Gewimmel der Schmetterlinge.

Wenn Matheis Maris einmal recht gottfroh und voll Vertrauen zu sich selber war, dann dachte er, all die bunten Sommervögel habe der Schöpfer erfunden, damit er — der Jan van Moor — nach diesem Recepte seine Farben mische.

Er hatte daheim einen trockenen Eichenast von wunderbar inorrigem Wachstum zu diesem Zweck mit Schmetterlingen bestedt, denen er die Schwingen sorgsam ausgespannt. Von jeder Art hatte er ein schönes Stück gesammelt, beim kleinen Bläuling angefangen, der die Perlenreihen um seine Flügel trägt; die Flügel aber sind aus Himmel gewoben. Ja, vom

kleinen Bläuling angefangen bis zum stolzen Admiral und Ritter Schwalbenschwanz im goldenen Rüstzeug.

Unter den Kusselöhren tummelten sich die wilden Kaninchen. Enten schnitten im Dreiecksflug pfeifend darüber hin. Im hohen Grase wiegte sich der Wind und sang. Und ferne, vor das Blau des Himmels, waren Eichen gestellt, ein machtvoll rätselreiches Tor: wer in den Himmel wollte, mußte da hindurch . . .

Matheis Maris hatte sich die Geschichte von dem Garten mit den ersten Menschen in seine Heideheimat herübergedichtet. Durch diesen Garten wandelte er. Und in diesem Garten hörte er an jedem Tage die Stimme Gottes: „Matheis Maris, wo bist du?“

Einsam macht das Gottgeschenk des Genies.

Matheis Maris erfuhr das schon in den Tagen der Jugend, in denen er anfing, die Natur abzubilden. Über der Hingabe an sein Werk ging er der menschlichen Gemeinsamkeit verloren. Alle Steige der Jugend verrasteten zwischen ihm und den Mitmenschen. „Was ist das mit Matheis Maris?“ fragten die Leute. Und als sie die Sache prüften, da hatten sie kein anderes Maß als jenes, das ihnen ihre Durchschnittsart in die Hände gab. Darüber gelangten sie zu ihrer falschen Rechnung. Was für sie Wert hatte, taugte dem Matheis nicht. Und was für Matheis das Leben war, erachteten sie als ein müßig Spiel. Es war — wie im Gleichnis — kein Weg aus der Welt des einen in die Welt der anderen. Von Anfang an. — Die Geschichte mit Nele Greefs führte zu einem Verzicht, der in Matheis das Glück an seinem Talente nur noch erhöhte. Aber an dem Gebaren der anderen wurde ihm zum ersten Mal die Seele wund. Es war das in jener Zeit,

von der gesagt worden ist: in ihr gehe das Licht an, nach dem der Mensch wandert sein Leben lang.

„Hör mal zu, Pieter Bosboom!“ sagte Matheis Maris eines Tages. Das klang herzlich. Pieter Bosboom hatte den versonnenen Jungen nie so aufgeschlossen gesehen.

„Nun, Matheis Maris?“

„Ich werde die Geschichte vom Paradiese auführen — freilich nur den ersten Teil.“

Pieter Bosboom — ein kluges Gesicht machte der nicht gerade zu diesem rätselhaften Vorhaben.

„Ja. Und nun hebe deine Augen auf, Pieter Bosboom! Da drüben liegt Eden! Keine halbe Wegstunde von hier. Und wo der Himmel die Heide küßt — das ist der Gartenzaun auf der anderen Seite. Pieter Bosboom, ich werde mir eine Hütte in der Mitte dieses Gartens erbauen und darin wohnen. Was meinst du zu diesem Einfall, Mensch?“

Sie redeten zwei Stunden lang darüber. Als Pieter dann mit seiner Arbeit fertig geworden, widmeten sie sich der Angelegenheit mit verdoppelter Hingebung.

Am anderen Morgen. Da rollte Matheis Maris Balken und Werkzeug mit dem Eselsfuhrwerk Bosbooms über die Moorheide. Zwei Tage dauerte dies Geschäft. Dann baute er das Haus und ward fertig damit. Pieter Bosboom half ihm nach Feierabend und sagte: „Es ist fein. Nun kann die Geschichte des neuen Paradieses beginnen.“

Das Haus war noch viel kleiner als das der Flossy Maris. Es war nur so groß wie die Stube, in der Matheis mit seiner Mutter gelebt hatte. Das Balkenwerk der Wände bildete halbe Geviertmeter, in deren jeden ein Geflecht aus Heide gesetzt worden war, nach außen mit Lehm verpußt. Ein Fenster, einen Laden vor dies Fenster und eine Tür, dazu einen kleinen Herd und

eine Lampe am Draht — die daheim schon, wer weiß wie lange? außer Dienst gewesen allesamt — nun hatten sie wieder einen Daseinszweck. Das Dach war zuverlässig aus Sparren gefügt und so dick mit Röhricht gedeckt, daß Matheis Maris, der Narr vor den Menschen, dem feindlichsten Winter darunter hervor sehr vergnügt ins Gesicht lachen konnte. Eine weiße Ziege hatte Glossy Maris ihrem Sohn als Aussteuer gegeben, und was das Mutterherz in seiner liebenden Sorge sonst noch entbehren wollte. Es war nicht zu wenig; denn Matheis brauchte zwei Tage zu diesem Umzug. Auf reichlich bevölkerte Kaninchenställe hatte er schon als Knabe Wert gelegt. An der einen Giebelseite des Hauses war die Tür, an der nach Norden das Fenster. Auch für die Ziege war ein Stall errichtet worden, und daneben noch ein Stadel zur Aufbewahrung von Suttervorräten.

Weil die Moorheide oder die Schirrkammer von Stijn Maris das Baumaterial und das Häuschen von Frau Glossy die Inneneinrichtung geliefert hatten, forderte das neue Anwesen nicht den Aufwand eines einzigen Groschens. Und da der Staat um jene Zeit so abseitige Streifen im Heidemoor zur Besiedelung verschenkte, so würde im Ernstfalle wohl auch über den Grund und Boden einig zu werden sein — dachte Matheis Maris. So also einer von Rechts und Gesetz wegen einen Einwand gegen seinen Aufenthalt hatte, konnte er sich ja melden.

Nun hatte freilich selbst Pieter Bosboom nicht einsehen wollen, daß diese Neudichtung der Geschichte vom Paradiese so unumgänglich nötig sei, wie Matheis Maris behauptete.

Dies überzeugend darzustellen, war das Schwierigste bei dem ganzen Unternehmen. Es gelang auch nicht. Pieter Bosboom behauptete nämlich: Matheis sei

in seiner bisherigen Umgebung genau so einsam und unbeirrt in seinem Schaffen — ja, bei Lichte besehen sei dies in noch höherem Grade der Fall, da ihm Mutter Glossy eine Menge Sorgen um kleine Dinge abnehme, die da draußen nun seine Sache seien. Ordentlich beweglich wurde der hölzerne Mensch Matheis vor diesen Einwürfen. Er begann mit Armen und Beinen zu reden und mit gefährlichem Wurf seines Kopfes, weil er nun auch in Pieter Bosboom die heillose Brettwand entdeckte — nein, nicht nur in Pieter, sondern auch in sich selbst! Er konnte da nicht hinüberufen. Er fand die Worte nicht für das letzte, das unaussprechliche Bedürfnis der Künstlerseele, in ungeheurer Befeligung, Blumenhaftigkeit und Stille hineinzu blühen in die Sonne, die — unsichtbar und unaussäunlich für andere — allein geschaffen ist von Gott für diese Seele. —

Danach fing Matheis Maris an zu wohnen — was am ersten Tage darin bestand, daß er eine Bank neben die Haustür zimmerte.

Er kam auch damit zustande. Dann fiel ihm ein, er sei Adam und Robinson in einer Person. Und er erkannte: der erste Mensch mußte in weit höherem Maße Robinson gewesen sein, als es ihm in der Schule dargestellt worden war. Also: der schöne weiße nackte spazierengehende Mensch Adam, für den der liebe Gott erst nach dem Sündenfalle die Arbeit erfand, war in dieser Aufmachung offenbar das Erzeugnis einer höchst gedankenlosen Überlieferung . . .

So wurde das neue Paradies für Matheis Maris gleich vom ersten Tag an eine ungeahnt gedankenvolle Einrichtung. Zum Malen kam er darüber vorerst nicht; denn er fand, daß er für den Winter Futter aufstapeln und dazu noch ein schützendes Dach errichten müsse.

Danach aber lief alles in die Ordnung, die er seinem neuen Dasein gesetzt.

Das Haus lag an einer Erdwelle, die mit niederen Föhren bewachsen war und die rasenden Winde zerbrach. Nach Süden schaute er von der Bank neben der Tür — bis ins Herz Gottes könne er da sehen, dachte er! Diesem Gedanken sann er nach und versiel darauf, daß dies Schauen ins Herz Gottes das Geheimnis beschlösse, um das seine junge Seele rang . . . Ach, kein Wort ist ja imstande, die Weite zu malen und der Finsternis, durch die ein Mensch mit kümmerlicher Dorfschulweisheit zu wandern hat bis zu der Sonne, die ihm die Gnade Gottes gesetzt hat mitten ins Herz!

Einmal gegen Abend sah Matheis Maris vor der Tür seiner Hütte. Es war eine nachdenkliche Stunde wie jede, die er in dieser Abseitigkeit lebte. Wenn er zu nicht weit vorgeschrittener Nachtzeit sich zu Bette legte, reckte er seine langen Glieder in einem behaglichen Überschuß an Kraft. Er reichte dann mit den Händen bis an das Röhricht des Daches — oh! Nie zuvor war ihm die Herrlichkeit des Lebens bewußt geworden wie jetzt . . . Einmal gegen Abend sah Matheis Maris vor der Tür seiner Hütte . . . Es war wunderbar, wie oft in diesen Tagen er in den Worten der Schrift dachte. Da rollte Pieter Bosbooms Eselwäglein über die Heide. Glossy Maris und der Gärtner trotteten daneben her. Sie brachten einen Stamm Hühner, die sich in ihrem Gefieder kaum von der Scholle unterschieden — so sehr sorgte sich Mutter Maris um ihren Einsiedler im braunen Lande! Umsichtigerweise hatten sie auch gleich die Horde mit aufgeladen, in der sie wohnen und ihre Eier ablegen sollten.

Glossy Maris betrat das Paradies zum ersten Mal. Sie ging mit bäuerlich wortlosem Staunen um alles herum. Aber die Bangigkeit ihrer Augen löste sich. O ja, es konnte ein Mensch hier leben! Sogar einen Quell hatte sich dieser Mensch aus dem Moorwasser herübergeleitet. Durch eine Furt aus hellem Heidesand siderte er in ein Becken, das war wieder aus Sand gebildet und so klar wie frischgefallener Tau. — Sie sah auch die Beete, von denen Matheis die Heide gerodet und die er mit Braunkohl bepflanzt hatte, der nun schon seine dunklen Blätter in die Sonne kräufelte. „Wenn einer Gärtner ist!“ sagte Matheis mit stolz bewußtem Lächeln.

Dann aber — sie standen nun vor den Büchern, von denen etliche offen auf dem Tisch am Fenster lagen. Diese Bücher waren für Mutter Glossy fast so geheimnisvoll wie die Bildertammer der Seele ihres Jungen. Dann aber rechte Matheis seine Arme und hieß Pieter Bosboom hinsitzen auf den Bettrand neben die Frau. „Es geht an jedem Tag mehr auf in mir, ihr Leute! Und es wächst, sag ich euch — denn es ist jungfräuliches Land in mir und da draußen! Was ich vor ein paar Wochen nicht wußte — ich will es euch heute sagen! Damals dacht' ich: ein Maler — das ist ein Mensch, der ein Stück Welt in den Rahmen bringt, den er aus seinen zwei Zeigefingern und Daumen bildet und auf das er hinlugt. Gefällt es ihm, dann macht er ein Bild daraus — so getreu nach der Natur als er es vermag. Je getreuer, desto rühmlicher.“ Ja. So hatten sich Pieter Bosboom und Mutter Glossy die Sache etwa auch vorgestellt.

„So dumm!“ Matheis Maris sah mitleidig in sich hinein. „Jetzt aber hab ich das anders gefunden. Nämlich so: wenn der Maler prüfend durch den Rahmen seiner Slinger guckt, so schaut er über ein Stück Welt

bis hinein ins Herz Gottes. Ins Herz Gottes, sag ich. Dort steht das Bild, wie es gemeint ist von diesem Gott selber. Den Gedanken des Welterschöpfers darzutun vor den Augen der Menschen mit Pinsel und Farbe — das ist es, ihr Leute! Darum: die Kunst des Malers -- hör' zu, Pieter Bosboom, hör' zu, Mensch! — die Kunst des Malers, alle Kunst, wie sie immer heiße, die kommt aus dem Schauen ins Herz Gottes! Gottes Gedanken zu erkennen, neuzuschaffen, was er mit der Welt vorgehabt hat — das ist es!"

Heimwärts trottete das Eselein. „Es wächst in ihm, Mutter Glossy, es wächst!“ sagte Pieter Bosboom, ganz des Geistes voll, den er an Matheis Maris verspürt hatte. „Ich kann mir nun denken: solch einer wie er muß sich losmachen von all dem Kram, von dem unsere Tage voll sind, Mutter Glossy! Sonst fällt ihm der Staub auf die Augen. Und wie will ein Bauernjunge sehen ins Herz Gottes, wenn er staubige Augen hat?“

„Was er nur meint mit dem Herzen Gottes?“ forschte sich Mutter Glossy an den hell sinnigen Gärtner heran.

„Tja!“ machte Pieter Bosboom und zog die Schultern. Dann aber ließ er eine Rede los — das Eselfuhrwerk rollte immer wieder mitten hindurch! — darin wurde gehandelt, daß das Herz Gottes solch ein Sinnbild sei ... das Letzte dabei denken könne sich von allen Menschen nur Matheis Maris ... Pieter Bosboom rieb sich die Nasenwurzel. „Kopfweh bekommt unsereiner davon, Mutter Glossy!“ Glossy Maris aber sagte: „Der Matheis wird sich das Hirn wohl doch noch zersinnen.“

Daran dachte Matheis Maris aber nicht. Überhaupt: das Sinnieren! Zuvor war es eine ungeheure Anstrengung gewesen. Nun war es eine Herrlichkeit.

Nur das Lesen in den Büchern, das schuf seiner brüchigen Wissenschaft zuzeiten große Not. Es waren da Fremdwörter, deren Bedeutung nicht zu erraten war. Pieter Bosboom ward auch darin Helfer. Er brachte von einem Althändler in Haarlem ein Fremdwörterbuch mit. Das kostete drei Gulden und war eine schwere Rechnung. — Ach, kein Wort ist imstande, die Weite zu malen und die Finsternis, durch die der Mensch mit kümmerlicher Dorfschulweisheit zu wandern hat bis hin zur Sonne!

Nun war das so mit Matheis Maris: der Abend, in den er das Bild vom Herzen Gottes gestellt, war eine Weltscheide für ihn geworden. An diesem Abend warf er sich in den Kleidern aufs Bett und lag die Hälfte der Nacht mit heißen Augen. Die waren weit offen vor Glück. Und starrte über sich gegen das braune Röhricht des Daches und konnte den Morgen nicht erwarten und lief mit dem Malzeug hinaus, als der Saum der Erde rot wurde; denn er wollte gleich die Probe machen auf sein Exempel.

Aber zum Malen kam er nicht. Nicht an diesem Tag und nicht am nächsten. Er merkte, er hatte eine solche Fülle von Wissenschaft in sich hineingelesen, daß er da erst gründlich Ordnung schaffen mußte. Aber über allem stand der Spruch vom Herzen Gottes. Und der war seine eigene Erfindung.

Seit diesem Morgen sah er die Welt anders. Es war, als habe sie im Dornröschenschlafe gelegen. Das Wort vom Blick ins Herz Gottes war die Zauberformel, vor der sie erwacht war. Nun war ihre Schörsheit siebenmal so schön. Und ihr Leben, das zuvor leises Atmen und holdselige Bewußtlosigkeit gewesen, redete nun zu ihm von einem tiefen Wesen der Dinge, das

er zuvor nicht geahnt hatte. Und nicht gesehen. Was gestern Stoff und Spröde gewesen war, vor denen er mühselig herummaß und Farben wog, das hatte auf einmal Macht und Größe.

So war sein Kampf mit der Natur ein anderer geworden. Sieger konnte er sein — nicht wenn er diese Welt der tausend Maße nachahmte in Fläche und Farbe; denn das hieß nichts weiter als: zu Tode malen, was nun lebendig geworden war vor ihm! — nein, Sieger konnte er sein, wenn er es machte wie Gott: er schuf und blies dem Geschaffenen einen lebendigen Odem ein. — Das war die andere Zauberformel.

Eine Woche rang er um diese Erkenntnis, ehe er fand, daß sie sich in die zwei Worte vom lebendigen Odem füllen ließ! Er aber war um diese zwei Worte gelaufen, Tag und Nacht und Nacht und Tag, daß ihm die Pulse zu bersten drohten.

Dann hing er alle Bilder ab in seinem Hause. — Sie waren seine Freude gewesen. Glossy Maris hatte davorgestanden in herzfroher Demut; und Pieter Bosboom hatte von ihnen gesagt: „Wer das gemacht hat, der hat das Genie.“ Diese Tafeln wollte Matheis Maris über Jahr und Tag in seinem Rucksack zu dem großen Meister Alma Tadema tragen. Nun gedachte er daraus einen Scheiterhaufen zu machen und den einfältigen Menschen Matheis Maris von ehedem darauf zu verbrennen. — Aber er besann sich. Er holte die Eier vom Neste und kochte sie darüber.

Einmal, da der Tag am heißesten war, stampften ein paar Holzschuh über das Torfmoor. Das Mädchen, das darin steckte, hatte einen blauen Sinnenkittel an und die weiße Schieierhaube tief ins Gesicht gezogen. Sie kam nicht den braunen Steig daher, sondern lief sich

durch das Heidegestrüpp die Lungen heiß, gudte bei der Tür hinein ins Haus und suchte ringsum. Da schob sich der Kopf des Matheis Maris über den Rand einer Torfkuhle empor.

„Na, Nele Greefs?“

„Fürchtest du dich vor mir, Matheis Maris, weil du dich in der Kuhle verkriechst?“

Da sah er, daß die blanke blonde Nele Greefs eine feine Staffage wäre. Er setzte sie an den gegenüberliegenden Rand der dunkelbraunen Moorkuhle. Setzte sie hin und tupfte den blauen Rock in sein Bild und die gelben Holzschuh, und tupfte den weißen Schleierhut gegen den Himmel . . . In zwei Minuten war das gemacht. Nele Greefs aber lief herzu und sagte: „Wenn ich so aussehe, dann wundert's mich nicht, daß du mich nicht leiden magst, Matheis Maris.“ Er betrachtete sie. „Du siehst einen ja an, als nähmest du Maß zu meinem Sarge.“

„Ich will dich malen, Nele Greefs. Wenn du ein paar Mittage zu mir herauskommen willst . . .“

„Und wenn du dir nicht einbildest, daß ich dir nachlaufe . . .“

Sie standen nun beide vor der Staffelei. Nele Greefs sah, wie er die Farben breit und wuchtig hingestrichen. Es war ein schönes Bild und voller Leben. Ein Streif Moorheide war da unter einen sehr stillen Himmel gelegt. Es war zu sehen, wie sich die Kraft der Erdeinsamkeit reckte gegen den Himmel.

Diese Kraft lief gleich in Nele Greefs Augen. Aber ihre Augen wurden fremd davor. Und sie schwieg. Dann sagte sie: „Es ist anders, was du nun malst.“

„Ja. Jetzt mach' ich lebendig. Zuvor schlug ich die Welt tot mit meinem Pinsel.“ Und damit stieß er so hart gegen die Brettwand in Nele Greefs — sie erschraf davor und fragte: „Na, und die weiße Ziege?“

Und die Hühner? Das Feuer unterm Herd? Das Kännchen in der Pfanne? Und du selber — wie schläfst du?"

Matheis Maris erstattete gern Bericht.

"Sein hast du's hier. Aber im Winter?"

"Es ist da auch nicht anders als bei euch."

"Wohl," sagte Nele Greefs. "Aber wenn dir der Mund zuwächst in deiner Einsamkeit?"

"Ah, ich male ja mit den Händen."

In dieser Sonnenstunde machte Matheis Maris eine Entdeckung, nämlich: daß in seinen Gedanken die Menschen immer sehr freundlich ausahen und sein Glaube an die Menschen groß war. Versunken in seinem Gedächtnis war dann, was sie ihm und seiner Mutter angetan. Seine Gedanken, sein Leben, ja sogar seine Erinnerungen — alles in ihm schritt eben nach einem anderen Ziele. Und wenn er an Nele Greefs dachte — wenn er an sie dachte, da war sie noch viel blanker und blonder als die richtige Nele Greefs, und hatte einen so roten Mund, und dieser Mund konnte so lieb reden von allem, was ihn anging, und ihr Herz — dies kleine selbstsüchtige eitle Mädchenherz — fand ein festliches Gefallen an seinem Paradies und hegte ganz insgeheim den Wunsch, das Dasein mit ihm zu teilen. — Ja. So war das, wenn der Mensch in diesem Paradiese sich auseinsetzte mit der Welt von ehigestern — in seinen Gedanken. Es kam auch daher, daß er das Maß für draußen von sich selber abnahm. Daß er besser, klüger, reiner, daß er gegen die anderen ein richtiger Feiertagsmensch sei, der mit Sonntagsgedanken spielte wie der junge Morgen mit den Klängen der Glocken — soweit reichten diese Gedanken noch nicht.

Und nun — Nele Greefs stand neben ihm, ein holländermädel, in dem der liebe Gott offenbar so

was wie sein Meisterstück hatte machen wollen. Gelb und rot und süß und blank wie eine reife Glasirsche. Der Wind — wie er sie entdeckte — lief ihr gleich nach auf den Heidehügel, auf den sie nun stiegen, stupfte ihr ans Röschchen und stupfte ihr an die Löffchen: „Na, Nele Greefs?“

Aber Matheis Maris war nicht im geringsten eifersüchtig. — Sie standen recht lange auf dem gelben Sandrücken, von dem die Sonne die Erifabüschel hinweggefengt und der Sturm des Winters das borstige Gestrüpp vollends abgefressen hatte. Und Neles Augen flogen ein paarmal um die Scheibe der Welt.

„Matheis Maris, es ist von hier bis an den Himmel keine zwei Stunden . . .“

„Ja,“ unterbrach er sie, „aber bis in den Himmel ist es keine zwei Minuten.“

Da merkte er — zum wievielten Male in der kurzen Zeit, in der sie bei ihm war? — da merkte er, daß sie ihn nicht verstand.

„. . . keine zwei Stunden,“ sagte sie und färbte ihre Stimme mit Enttäuschung, „und es ist kein Dorf, kein Haus, keine Hütte, es ist überhaupt nichts Lebendiges da als ein paar dumme Kiebiße und eine handvoll Schmetterlinge. Das ist fad.“

„Nein, es ist merkwürdig; denn es liegen Häuser zwischen hier und dem Ringe des Himmels, sogar drei Dörfer. Aber es kuschelt sich alles entweder hinter einen Eichwald oder — wie euer Haus, Nele Greefs — hinter eine Kussel Föhren.“

„Unheimlich und fad,“ sagte sie und machte ein Gesicht wie eine, die den Weg nicht mehr weiß.

Da setzte sich Matheis Maris in Bewegung, als hätte er ganz vergessen, daß sie da wäre. Er sah sich nicht einmal um, ob sie mitkäme. Es war ihm auch ganz gleichgültig. — Nach Menschen hatte sie Ausschau

gehalten in dieser heiligen Stille, durch deren Tiefe man den lieben Gott gehen sehen konnte, so man die richtigen Augen hatte! . . . Darüber schloß sich ihm der Mund nun doch wieder auf.

Drei Schritte hinter ihm ging sie den Sandhang hernieder. Es war ihr zu heiß auf der Bank vor der Tür. Da trat sie ins Haus und setzte sich auf seinen Stuhl. Er aber sagte: „Warum suchst du nach Menschen? Weißt du nicht, daß sie dem lieben Gotte die Welt verhunzen?“ Sie lachte ihn aus — nicht etwa weil sie seine Worte rasch und bis auf die Neige durchdacht hatte, sondern weil sie darin eine große und bittere Auflehnung verspürte.

Matheis Maris aber hatte seine Entdeckung gemacht: die Freundlichkeit oder Farblosigkeit seiner Gedanken über die Menschen verlor sich in ihrer Gegenwart . . . Nun ja, wie vorhin die Nele Greefs so gegen die Torfkuhle heranblühte, da hatte er auf seinem Jungmannsherzen eine Fahne hochgezogen. Aber die flatterte nun nicht mehr; denn sagte Nele Greefs etwas, so war das dürr wie vorjähriges Ried. Und sagte Matheis Maris etwas, so verstand sie ihn nicht oder sie bekam davon müde Augen oder sie suchte nach Menschen.

Die Revolution seiner Seele sprang in Matheis Maris auf in einer jähen Flamme — nur zwei Minuten brauchte er mit einem Menschen zusammen zu sein. „Ich will dir sagen, wie das ist, Nele Greefs: ich habe an euch genau soviel auszusehen wie ihr an mir. Wir schelten uns gegenseitig Narren. Wenn wir uns aber nicht begegnen, so brauchen wir nicht zu entscheiden, auf wen dies Narrentum zutrifft. — Der Himmel, Nele Greefs, ist aus blauer Seide . . .“

„Hurrjeh!“

„Ich wollte, er wäre aus blauem Stahl; da könnte

von draußen niemand herein zu mir. Und wenn ich nicht gerade auf den Sandsack steige, den mir der Heidewind hinter das Haus gelegt hat, so kann ich des vergnügten Wahnes sein, die gesamte daseinverhüngende Menschheit hat der liebe Gott aus seinem Himmel ausgesperrt."

Diese Gedanken bewegten sich in einer Welt, zu der Menschen gemeinhin keinen Zutritt haben. Deshalb kam auch das Lachen in Nele Greefs und sie püfte die blaue Seide, den blauen Stahl, sogar den plumpen Sandsack gleich heraus aus seiner Rede, wie ein Huhn die Körner von der Tenne. Es war ihr über die Maßen, daß solch ein Bauernjunge von der blauen Seide des Himmels redete als von einer platten Selbstverständlichkeit, die einem nur so im Munde liegt. Überhaupt — nie zuvor hatte er so an ihr vorbeigedacht und über sie hinweggeredet wie heute.

"Weißt du, ich habe mich nun dreimal an dir geärgert, Matheis Maris."

"Dann wären wir uns also nichts mehr schuldig."

"Und das Bild, das du mir versprochen hast?"

"Es war voreilig, Nele Greefs. Du bist für mich bloß Staffage."

"Ist das wieder eine Niederträchtigkeit?"

"Nein, Nele Greefs — das ist eine schmerzliche Wahrheit."

"Na, denn mag es sein. Und wann wirst du mich malen?"

"Gar nicht. Aber wenn dir daran liegt — ich will dir das Bild in Jahr und Tag schenken; die Moortuhle mein ich, an die ich dich vorhin gesetzt habe. In Jahr und Tag, hörst du? Es ist das eine hübsche Erinnerung für dich; denn du kannst darunter schreiben: »Wie ich im Paradiese war.«"

Geraume Zeit war vergangen, da erschien Pieter Bosboom. Er fand das Haus offen, die Welt sommerstill und den Menschen Maris bei einer Beschwörung in Einsamkeit. Diesmal war Pieter gekommen, ihm Vorwürfe zu machen: er behandle die Menschen wie Luft und seine Freunde wie Feinde. „Da du im Finstern nicht malen kannst, Matheis Maris . . .“ — „Aber bei der Lampe lesen, Pieter Bosboom!“ — „. . . so könntest du dich wohl manchmal für eine Stunde hinüber finden zu uns.“

„Ja,“ sagte Matheis, „wenn es um nichts als um diese Stunde ginge! Aber ich reiße mir damit etliche Tage ein. Wenn du eine Pflanze mit all ihren Wurzeln aus ihrem Boden nimmst, so bringst du sie in ihrer Entwicklung nicht bloß um die Stunde, in der du sie versehest, sondern du stiehlest ihr eine Reihe von Tagen. Und wenn du sie in jeder zweiten Woche aus ihrem Grunde hebst — lieber Pieter Bosboom, muß ich dir sagen, daß du sie dann um Blüte und Frucht bestiehlest?“

„Wenn das so ist . . .“

„Es ist so. Und das ist nicht einer jener hinfenden Vergleiche, die sich leidlich anhören, zuletzt aber doch nicht Stich halten. Nein, es ist ganz und gar so, Pieter Bosboom.“

Dann auf dem Heimwege versuchte er sich vorzustellen, wie das mit Matheis Maris sei. Er geriet darüber in tiefe Finsternis, versäumte den Zwiesel des Moorpfades, stapfte bis gegen Mitternacht im Ried und an Tümpeln herum und sah immer das Licht aus Glossy Maris' Fenster. Das schlug ihm einen goldenen Steig entgegen. Aber er konnte nicht darauf wandern. Endlich stapfte er in den Hof und tastete nach Mutter Glossys Türflinte. Weil er so lange aus war, spukten nun die Sorgen der Frau als Gespenster durch das Häuschen. Er fand Glossy zerschreckt und mit ver-

weinten Augen. „Es ist nicht leicht für eine Mutter, immerzu Liebe zu säen und immerzu Leid zu ernten. Wie steht es um ihn?“

„Oh, er ist blank und wohltauf wie ein Pfingst-
morgen! Aber er ist undurchsichtig für uns. Undurch-
sichtig wie eine Nacht ohne Sterne. Nein, noch un-
durchsichtiger. Aus der Nacht hab ich mich wieder
herausgefunden — in Matheis Maris diesmal aber
gar nicht erst hinein!“

Die Frau hatte einen Kaffee gekocht. Nun saß sie
mit Pieter Bosboom am Tisch und redete lange mit
ihm. Er sagte ihr auch das Bild von der Pflanze, das
Matheis gebraucht hatte. — Das Gleichnis verstanden
sie. Aber die Seele des Matheis Maris verstanden sie
nicht.

Und dies waren die Meinungen des Matheis
Maris: die Menschen forderten Zeit von ihm, die er
nicht hatte. Sie forderten Teilnahme für sich, die er
nicht aufbringen konnte — oder er mußte sich dabei
selbst verspielen. Er dachte: Tausende pflegen die
Teilnahme als ihren Beruf — Pastoren, Lehrer, Poli-
tiker, Bürgermeister . . . Ja, tausende Andere treiben
die Teilnahme bis zur Aufgabe ihrer Persönlichkeit —
diese scheinen den Verlust nicht so hoch einzuschätzen wie
den Gewinn an kleiner Münze, den sie dafür einwech-
seln . . . Saget mir: wird einer einen Pastor aus dem
Gottesdienst von der Kanzel rufen zum Skatspiel? . . .
Nun, Kunst ist auch Gottesdienst! Aber ein Gottesdienst,
der nicht um neun Uhr angeht und um elf Uhr aus ist.
Sondern ein Dienst über den ganzen Tag und die halbe
Nacht. Es braucht einer dazu nicht vor der Staffelei
zu stehen und mit dem Pinsel zu hantieren. Aber auf
den Ruf Gottes hat er zu achten: »Matheis, wo bist
du?« Die vielen Diebzuhlenen können zwischen ihren

hantierungen treiben, was sie Lust haben — kein Gott ruft nach ihnen je und je!

Härter wurde der Wille des Matheis Maris. Kühner und klarer wurde der Schnitt seines Gesichts. Trohzig sein Mund. Und weil die Sommersonne sein Antlitz sengte und er gar nicht darauf achtete, sah er nun erst recht aus, als hätte der liebe Gott den Menschen des neuen Paradieses geschmizt aus Eichenholz. Die Wandlung, die mit seinen Augen vorging, war wunderbar. Von Kindheit hatten sie sich gewöhnt, über die Heide zu schauen bis an den Reifen des Himmels. Dann hatten sie gesucht nach seiner Sehnsucht. Nun suchten sie die Gedanken Gottes. — Daher kam das große Leuchten in diese Augen; daher die Spiegelung der Einsamkeit; daher die Tiefe des Schauens. Und wenn es geschah, daß wochenlang nicht das Bild eines einzigen Menschen auf den schmalen Moorsteigen wandelte und nur die hellblauen Blumen des Tages oder die dunkelblauen der Nächte in der funkelnden Klarheit des Sommers um ihn standen, dann erschauerte sein Herz recht herrlich vor der Nähe Gottes, die ihn anwehte aus dem Dufte der Heide, die ihn grüßte im leise wandernden Wind. Und da die Geschichten der Männer des alten Bundes schon in der Schule ihn erfüllt hatten, ja, da sie fast das einzige gewesen waren, was von anderen Zeiten und ihren Menschen in seinen jungen Geist gelegt worden war, so schöpfte er aus ihnen nun die Zuversicht, deren er bedurfte. Denn manchmal, wenn eine Landschaft Erde blieb unter seinem Pinsel, nichts als Erde, so dachte er, es wäre wohl wieder die Zeit für einen Scheiterhaufen, auf dem er verbrennen müßte seine Bilder und seine Hoffnungen und die wilde Verstiegenheit des Bauernjungen. Danach wollte er heimkehren, ein verlorener Sohn, und sagen . . . Dann aber rang er mit

dem Gott in sich wie Jakob in der Nacht an der Stätte Bethel, da er sein Haupt auf den Stein gebettet: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!« Es ist das Gebet der Sieger. — So schritt Matheis Maris hinein in die große Einsamkeit.

Durch einen nebelstürmigen Herbsttag drängte sich Pieter Bosboom. Wie er dachte, daß er in der Nähe der Hütte von Matheis sei, machte er aus seinen Händen ein Nebelhorn und schrie hindurch. Ahoi! Da lief Matheis Maris hinaus in das wogende Meer vom Himmel gefallener Wolken; denn er dachte, es sei einer in Not. Ahoi! So kämpften sie sich zu einander, und Matheis hing sich in Pieter Bosbooms Arm. „Nun Matheis, Mensch, also so siehst du aus! Mutter Glossy meint, es sei Zeit, dich hinüberzuholen auf die Erde!“

Maris lachte ihm ins Gesicht. „Ich habe über Sommer Torf gestochen und getrodnet für drei Jahre. In drei Jahren wollen wir wieder davon reden.“

Sie traten in die Stube. Die Staffelei stand am Fenster. Ein Bild war darauf: aus der Heide tauchten die Nebelgeister und zogen zur Arbeit. Auch andere sah Pieter Bosboom — tiefe Erlebnisse des künstlerischen Gemüts. Das Geheimnisvolle, das Übernatürliche hatte die Seele des Matheis Maris gesucht, seit Pieter der Gärtner nicht mehr im Paradiese gewesen war. „Es ist immer viel anders geworden mit dir, wenn man dich wieder sieht. Jetzt wirst du überweltlich.“ Er hätte gerne ein Wort gehabt, mit dem er dies Geltendmachen des Geheimnisvollen erfassen konnte, das er an Maris erkannte. Und weil er zu dem Begriffe des Mystischen nicht fand, umschrieb er ihn nicht ungeschickt. Dann redeten sie von jenseits des

Paradieses. Und merkten zu ihrer Belustigung, wie die Seele des Menschen Matheis aus diesem Jenseits, in dem die Menschen wohnen, allgemach hinausstarb. — Zu ferne lagen die Felder der Erde den Gefilden seiner Seligkeit.

Ale Grees kam nicht mehr. Den Leuten im Dorfe fiel das Bild des Matheis Maris sacht aus den Gedanken. Aber einigemal im Herbst, da ging er eine Woche lang an jedem Tage zu Mutter Glosy oder er blieb auch über Nacht — wenn er wieder auf der Flucht vor sich selber war.

Die Welt, die ein paar Monate im Schläfe gelegen und ein paar Wochen eingefroren gewesen war, trachte vor Seligkeit in allen Zugen. Dem Matheis Maris im Paradies erging es ähnlich. Und als ihm Mutter Glosy ein Stück Ostertuchen in eine Zeitung gewickelt herausschickte, das diesmal nicht Pieter Bosboom brachte, sondern ein Heidegänger, da merkte er, daß er im Winter heißhungrig geworden war nach dem Lande der Menschen . . . Man weiß, wie freundlich er sich dies Land zu malen wußte! Es gelang ihm auch damit, daß er es hineinsetzte in das Herz Gottes und solange daran herumspann, bis es ihm zu einer fast unirdischen Vollkommenheit gedieh.

Pieter Bosboom hatte wohl ungeheuer viel Arbeit — sonst wäre er selbst gekommen. Nun ja, die Erde zeigte in diesen Tagen, daß sie das Wundertun nicht verlernt hatte. Und der liebe Gott saß irgendwo auf einem Sonnenhügel, streckte die Hand aus und sagte: »Es werde Licht! Es fülle sich die Erde mit Blumen und Kräutern!« Und wie er gebot, so stand es da.

Darüber hinaus dachte Matheis Maris: ob es nicht angezeigt wäre, die großen Zibeben aus Mutter Glosys

Ostertuchen gleich herauszupicken . . . Auf einmal, da sprang ihm aus dem zerfitterten Zeitungsblatt ein Name mitten ins Auge: Alma Tadema! Er sei im Haag eingetroffen, einen Auftrag des Königs für seine Sammlungen auszuführen.

Kein Lebendiger ist imstande zu ahnen, wie die wohlgeordnete Inneneinrichtung des Matheis Maris über dieser Zeitungsnachricht durcheinanderstürzte. Nur das eine blieb stehen, daß er unverzüglich reisen müsse. Der Plan, Alma Tadema in Antwerpen aufzusuchen, hatte in seiner Größe etwas Entmutigendes für den Menschen, der die Welt von einem Ende des Himmels bis zum anderen von seinem Sandhügel aus übersehen konnte. Aber nach dem Haag?

Sogar den für einen Bauernsohn unerhört freien Gedanken erwog er, ob er nicht, um im Geheimen reisen zu können — die Stalltüren öffnen und seinen Tieren, die ihn über Winter so treu versorgt hatten, die Freiheit geben sollte. Doch hätte er sie auf diese Weise dem Raubzeug ausgeliefert. Die Falken würden die Hühner unter sich teilen, dachte er; das gierige Stettchen werde sich an dem warmen Blute der Kaninchen berauschen, und der Fuchs, der seine Burg keine drei Steinwürfe weit hinter dem Sandhügel erbaut hatte, der Rotfuchs werde der weißen Ziege ein paar Tage hintereinander das Leben stückweis aus dem Leibe reißen. Matheis Maris war bei der Fuchsfamilie zwar manch heimliche Sonnenstunde zu Besuch gewesen. Aber bis zur mitleidlosen Auslieferung der weißen Ziege ging die Freundschaft nun doch nicht.

So stellte sich heraus, daß sein Plan, ganz insgeheim zu dem Meister zu reisen, der über sein Schicksal entscheiden sollte, unausführbar sei, jetzt und künftig. Da aber doch etwas geschehen mußte, nahm er die

Bildertafeln von den Wänden und verpackte sie in seinem Kudsack. Dann lockte er die Hühner in den Stall und warf ihnen Körner zu für einen Tag. Er versorgte die Kaninchen mit Heu. Er zog seinen Sonntagsanzug an, setzte die schwarze Schirmmütze auf, schloß Tür und Laden. Zuletzt nahm er die weiße Ziege an die Hand und trieb sich aus dem Paradiese. Noch keine zwanzig Schritte war er von der Hütte entfernt, da rief es hinter ihm. „Matheis Maris!“ So deutlich, daß er erschraf. — Aber es war niemand da.

Pieter Bosboom, der in den Kulturen war, als er ihn mit der Ziege des Weges kommen sah — Pieter Bosboom pußte sich die Augen. „Mensch, was ist das mit dir? Es sind ja alle Lichter an dir ausgegangen!...“

„Wohl, wohl,“ sagte Matheis Maris, „es ist ja auch ein großer Sturm im Land.“ Dann erklärte er ihm, wie er das meinte. Pieter Bosboom tat einen schweren Pfiff und zog sich die schwarze Schirmmütze fester auf die Ohren. „Wenn das ist!“

Danach kam Matheis zu Mutter Glossy und übergab ihr den Schlüssel zu seiner Hütte und sagte ihr, wie es um das Vieh stünde und was zu geschehen habe, wenn er bis morgen abend nicht zurück sei. — Pieter Bosboom kam auch noch einmal herzu; denn es war Matheis wohl anzumerken: er hatte sich nicht so fest in den Händen wie sonst. „Du mußt dir das nun nicht leid sein lassen, Matheis Maris! Wenn du den Kampf mit der Einsamkeit bestanden hast, warum fürchtest du dich vor dem Manne ... na, wie heißt er doch?“

„Matheis Maris!“ antwortete er gefaßt, wandte sich ab und ging seinen Weg. Aber zuerst fuhr er nach Utrecht, wo er seinen Bruder Jakob traf. Es sah fast aus, als wollte er dem Wagen seines Schicksals noch einmal in die Räder fallen. Doch hatte er sich nun

wieder gut zusammen und sagte: „So, und nun will ich auch noch zu Willem nach Amsterdam — es geht in einem hin.“

Er war schon sechs Tage unterwegs, da hatte er noch nicht ein Viertel des Geldes verbraucht, das er zu dieser Reise gespart hatte; denn er war nicht gewöhnt, seine Sinne immer mit etwas Neuem aufzukitzeln. Er trank weder Bier noch Wein und befand sich an den bescheidensten Gaststätten wohl, wo einer für ein paar Cents essen kann. Die Herrschaft über sein Geld half auch seinem Mute wieder ordentlich auf.

So ging er einmal auf der breiten Straße zum Bahnhof. In Amsterdam. Als er auf den Stationsplatz kam, an den gleich rechter Hand östliches Dock, Dijkgracht und Binnenhafen sich anschließen, da war wiederum des Schauens kein Ende: wie sie die Schiffe täuten, Ladung löschten oder verstauteu, wie ein Kauffahrer vom Stapel lief . . . „Es ist, als schlügen für mich keine Uhren in dieser Stadt,“ dachte er, als er eine lange Zeit gestanden hatte. „Aber man muß das gesehen haben. Jawohl.“ — Wenn er recht erwog: nicht den hundertsten Teil so schön war diese neue Welt als jene, die er bis dahin erlebt hatte! Aber sie war unerhört neu. Und sie war durchbraust vom Sturm des Lebens. Sie erzeugte auch das wohlthätige Gefühl, einmal treiben zu können, ohne zu fragen, wohin das wollte.

Auf der Straße zum Bahnhof war er schon mehrfach gewesen, aber nie zu einer Abreise gekommen. Doch hielt ihn weder die Ungewißheit seines Schicksals noch die peinliche Prüfung zurück, um die er Herrn Alma Tadema bitten wollte. Sondern es war die Lust an der großen Stadt. Es war das ungewohnte Erleben des Herzschlags der Erde. Denn so erschien ihm das Brausen, das hier aus allen Winden zusammenlief,

um in alle Winde fortzurennen — erschien ihm als der Herzschlag der Erde im Gegensatz zum Paradies, aus dessen Stille er geschaut ins Herz Gottes.

Natürlich vergaß er den Grund seiner Reise nicht. Zu seiner Verwunderung merkte er sogar, daß er nie zuvor das Urtheil des Meisters mit so geruhiger Seele erwartet hatte als jetzt.

Er wandte sich auch diesmal wieder der Stadt zu, wiewohl er reisefertig war. Und daran war der Laden eines Althändlers schuld, der in der Westerstraße lag.

Der Sturm der Erscheinungen, der die weitoffenen Sinne des Matheis Maris bedrängte, hatte diese Sinne nicht stumpf und müde werden lassen; denn er sank des Abends — er hatte eine Stelle bei einer alten Frau an der Lindengracht gemietet, nicht allzuweit vom Bahnhofe — ja, des Abends sank er in einen abgrundtiefen Schlaf. Keine Nacht im Paradiese hatte dies Wunder an ihm fertig gebracht, das nun die Nächte der lauten Stadt vermochten, die ihn aus tausend bunten Augen — ihren Lampen — anfunkelten.

Am nächsten Morgen war er schon durch viele Straßen gezogen, als das Reichsmuseum im Trippenhaus geöffnet wurde. Die Bilderstücke des Museums van der Hoop, die im Hussittenhaus, im Stadthaus kannte er natürlich auch. Jeden Vormittag verwandte er zur Besichtigung der Gemäldesammlungen. Da erkannte er: wengleich er die Welt mit dem wuchtig wippenden Schritt des Moorbauern durchmaß und seintag nie recht aus den Holzschuhen herausgekommen war — was hier an Kunst der Jahrhunderte aufgespeichert und der Stolz seines Vaterlandes geworden, das konnte auch er mit seinem Verstand ermessen, besser vielleicht als der gewandte Stadtherr und seine Dame, die sich lachend nach dem ungelentzen Jan van Moor umwandten.

Nun ja, vielleicht hatte er mehr an Theorie und Geschichte der Malerei in sich aufgenommen als nötig gewesen wäre. Das socht ihn nicht an. Doch — wonach er zuerst nicht gefragt hatte — nämlich: ob er mit seiner Kunst vor diesen Großen bestehen könnte — diese Frage fesselte ihn nun recht sehr.

Zuerst wog er aus, wie es jene gemacht hatten — dies und das, was er sich auch zur Aufgabe gestellt. Und seine Freude ward schier betroffen, wenn er sah, daß er auf dem gleichen Wege geführt worden und mit den gleichen Mitteln die gleichen Wirkungen erstrebt hatte — nur auf die Stimme des Gottes hin, die in ihm redete.

Gegen Mittag ging er die Westerstraße lang und geriet wieder vor das Fenster des Althändlers, vor dem er sich verankerte. Zum hundertsten Male las er das Schild neben der Tür, daß hier Gemälde alter und moderner Meister gekauft würden. Er hatte sich gleich am ersten Amsterdamer Tage die Firma in sein Notizbuch eingetragen. Man konnte nie wissen . . .

So begann dieser Abschnitt im Leben des Matheis Maris in dem Schaufenster des Herrn Nikolaas van der Layen, in welchem neben reichlich viel Staub eine Unmenge fesselnder Altstücke aufgestapelt waren: Tassen, Gemälde, Gößen der Sidshiinsulaner, Schnitzereien aus dem alten Agypten, fremde Münzsorten und Bücher in Schweinsleder, deren Schnitt wie verrostetes Eisen ausah und die vielleicht einmal von tief sinnigen Mönchen geschrieben worden — dachte Maris.

Daß diese Raritäten genau so wie in seinem Fenster auch in dem Herrn Nikolaas van der Layen selbst herumlagen und in einem Schleier von Staub noch altertümlicher erschienen, merkte Matheis, als er den

Laden betrat. Wohl eine Stunde hatte er draußen auf den Straßensteinen gestanden, versunken in Anblick und Deutung der Schätze hinter dem Fenster. Aber auch um zu beobachten, ob er wohl mit Herrn Nikolaas van der Layen allein sein werde, wenn er sein Anliegen vorbrächte.

Da in dieser langen Zeit kein Mensch über die ausgetretenen Stufen geschritten war, faßte er sich ein Herz. Die Glocke über der Ladentür, die an einer stählernen Feder hing, bellte wie ein kleiner aufgeregter Hund, der nicht von der Stelle weicht, bis ihn sein Herr zur Ruhe verweist. Was Herr Nikolaas van der Layen denn auch tat. Er ergriff ein Bambusrohr und legte diesen verlängerten Zeigefinger auf die Wächterin seiner Schätze.

Doch dazu kam es erst nach hinlänglicher Zeit; denn der Laden des Nikolaas van der Layen war eine Einrichtung, die aus sehr vielen kleinen derartigen Einrichtungen bestand, welche im Laufe der Jahre zwischen den äußeren vier Wänden eingebaut waren durch Regale voller Bücher, Etagèren mit altem Porzellan, Bildern, Geweben aus aller Herren Länder.

Darum stand Matheis Maris zwei furchtbar lange Minuten unter der helfernden Glocke und bildete sich ein, er habe die Tür wahrscheinlich ungeschickt behandelt, weil sich während obenbesagter Minuten außer seiner bänglichen Verwunderung und dem Sturmkläuten nichts ereignete, das für seine Sinne wahrnehmbar gewesen wäre. In Wirklichkeit jedoch machte sich Herr Nikolaas van der Layen in dem Labyrinth seines Ladens auf die Socken — was Matheis schließlich an dem Schatten erkannte, den die mancherlei Lämpchen aus den mäandrischen Gängen gegen die Decke warfen.

Endlich hatte sich ein Mensch durch diese Gänge

hindurchgewunden. Der trug den Namen Nikolaas van der Layen. Und nun erst trat der Bambusstod in seine wahrhaft beruhigende Tätigkeit.

Dan der Layen sah aus wie sein Laden. Im Gegensatz zu diesem machte er jedoch auch einen ungeheuer zuvorkommenden Eindruck. Er lupfte sogar das zer-
schlissene Seidenfäpplein ein wenig und fragte: „Was steht dem jungen Herrn zu Diensten?“

Dies aber war nur das Werk eines Augenblids; denn als der Händler erfuhr, daß Matheis Maris nicht gekommen sei, etwas zu erstehen, sondern womöglich zu verkaufen, welkte sein Gesicht zu einer niederträchtigen Häßlichkeit zusammen, und Nikolaas van der Layen ließ sich an, als stünde er dem bösen Feinde in Person gegenüber. Er zog den Kopf zwischen die Schultern und machte mit der Hand den Vers von der Göttlichen Komödie: Laßt alle Hoffnung sinken ihr, die ihr hier eintretet. Matheis Maris hatte von der Göttlichen Komödie zwar keine Ahnung, aber er dachte, eine Hand wie diese müsse sich aus der Pforte des Himmels strecken, wenn ein der Verdammnis Verfallener irrtümlicherweise dort Einlaß begehre.

Herr Nikolaas van der Layen schlurfte danach aber nicht zur Tür seines Altwarenhauses, um den bösen Feind hinauszukomplimentieren, sondern er hielt dem betroffenen Wanderer eine Rede über die schlechte Lage des Geschäfts im allgemeinen und über die kümmerliche Nachfrage nach Bildern im besonderen. Er sprach bitter, aber er sprach geläufig. Und dabei wußte er aus Matheis Maris herauszulocken, daß es sich um zwei Duzend kleine Ölgemälde, und zwar Originale, handele. „Von wem?“ — „Von Matheis Maris.“

Diesen Namen wiederholte Herr van der Layen. Und als er ihn zum zweiten Male durch seinen Mund

gezogen hatte, sah er aus wie ein Stück Seidenpapier in einer Wagentraje, wenn's regnet. „Gott im Himmel, wer ist Matheis Maris?“ lachte Nikolaas van der Layen.

„Er ist mein bester, mein einziger Freund,“ sagte Matheis und begann kleinlaut zu erzählen, wie er eigentlich habe zu Alma Tadema reisen wollen und wie ihm eingefallen sei, daß ihm wohl auch der Herr van der Layen mit seinem Räte beistehen könnte.

So spann sich die Geschichte aus dem Schaufenster in das Altwarenkabinett auf der Westerstraße zu Amsterdam immer tiefer hinein und verleugnete von Anfang an nicht ihren epischen Charakter mit dramatischem Einschlage. Wobei die behagliche epische Breite das Übergewicht hatte.

Ja, es war, als hätte dieser Herr Nikolaas van der Layen an jenem Tag überhaupt keine andere Aufgabe, als die Angelegenheit seines Besuches in die Länge zu ziehen. Daran änderte sich auch nichts, als eine Seite der mäandrischen Gasse in sanfte Bewegung geriet; denn diese Seite — aus einem Gewebe von unbestimmten Farben gebildet — wurde an einer Stelle plötzlich gerafft, und das scharfgeschnittene Gesicht eines bleichen jungen Mannes ward sichtbar. Ein Paar große dunkle Augen richteten sich auf Matheis Maris.

„Haben Sie gehört, ter Meulen?“ fragte van der Layen.

Die fieberigen Sterne des Sehens blieben unbeweglich stehen bei der Wand aus alter Seide. Nur der Mund, der aussah wie der eines alternden Komödianten, verzog sich verächtlich. Jedemoch — Nikolaas van der Layen betastete nervös den Rucksack des Maris und schickte sich an, bei der Herabnahme behilflich zu sein. Dabei sprach er in einem fort von der Unmög-

lichkeit, das Bild eines Unbekannten zu verkaufen — „und könnte dieser Unbekannte malen wie Rembrandt oder wie der liebe Gott!“

Das Kapitel der Geschichte des Matheis Maris im Altwarenkabinett der Westerstraße zu Amsterdam hatte um elf Uhr des Vormittags begonnen. Es dauerte bis gegen drei Uhr nachmittags. Es war demnach so lang wie zwei Romane, die ein geübter Leser in vier Stunden bequem zu Ende liest. Darum kann nur andeutungsweise berichtet werden, was in diesen vier Stunden geschah. Kein Käufer störte den Gang der Handlung. Nikolaas van der Layen entfernte von jedem Bilde die papierne Hülle, trat mit jedem in das Licht des Tages, das durch die Scheibe der Tür fiel, rückte zu jeder Betrachtung die Hornbrille mit den Rundgläsern mit genau der gleichen Bewegung und prüfte mit der Lupe. Unbemerkt von Matheis Maris schien er dem jungen Mann hinter dem Vorhang einen Wink gegeben zu haben; denn dieser trat plötzlich hervor, war sehr lang, nahm die Tafeln der Reihe nach aus der Hand van der Layens und betrachtete sie mit seinen tiefen heißen Augen. Manchmal warf van der Layen einen Blick auf ter Meulens Gesicht. Und fiel kein Wort. Es war, als hätte sich der Händler stummgeredet im Übereifer von vorhin. Van der Layen zählte die Tafeln. Es waren vierundzwanzig. Sie waren von Eichenholz und alle kleinen Formats. Er nahm sie unter den Arm, sah Matheis Maris an und sagte: „Kommen Sie.“ Dann schritt er vorauf in die mäandrische Gasse. Ter Meulen bildete den Beschluß.

Matheis Maris hatte in seinen Büchern ein Bild von den Katafomben. Es war ihm, als leite man ihn zu einer unterirdischen Grabstätte. Bald nach rechts, bald nach links wendeten sie, bald in Finsternis und

bald in den Schein eines schwimmenden Ampellichts, das kaum die Kraft hatte, einen Schatten zu werfen. Dann kamen sie ins Herz dieses Labyrinths. Das war ein freier Platz — in dessen Mitte ein kleiner Tisch mit einer brennenden Lampe. Davor standen zwei Lehnsessel mit Armrasten, aus Rohr geflochten. Nikolaas van der Layen setzte sich auf einen Bücherstapel und lud Matheis Maris mit einer Handbewegung ein, auf einem der Stühle sich niederzulassen. In den anderen sank ter Meulen.

„Erzählen Sie, wie Sie zu diesen Bildern kommen,“ sagte van der Layen. „Wo lebt Ihr Freund? Hat er mehr? Wie alt ist er? Wer ist sein Lehrer gewesen?...“ Er hatte seine Sprache wiederbekommen und schüttete einen ganzen Sad voll Fragen über Matheis Maris aus.

Der hob den lange gesenkten Blick und sagte: „Matheis Maris bin ich.“

Nikolaas van der Layen lupfte sein Mühlein. Es geschah nicht zur Ehrenbezeugung; sondern: diesen Ausdruck des Erstaunens ließ sich der Kaufmann entwischen trotz seiner Verschlagenheit — er dachte: im vorliegenden Falle hätte es damit keine Gefahr. Dann wischte er sich mit der Hand aus gelbem Pergament über das Gesicht, als hingen Spinnweben darin, und sagte: „Haben Sie gehört, Lukas ter Meulen?“

„Matheis Maris bin ich! Ich bin zugleich mein bester, mein einziger Freund.“ Er wollte nicht die Meinung in van der Layen aufkommen lassen, als habe er sich mit einer Lüge bei ihm eingeführt. Und nun erzählte er die Geschichte seines Lebens von den Tagen des Gärtners bis zur Austreibung aus dem Paradiese.

Da zog van der Layen für einen Augenblick alle Vorhänge zurück von seinem siebenfach verhüllten Gesicht. „Könnten Sie sich so etwas ausdenken, Dichter Lukas ter Meulen?“

Es begann der Handel. Van der Layen sagte, er wolle fünf Gulden für jedes Bild zahlen, und wenn es ihm gelänge, zu verkaufen, versprach er noch fünf vom Hundert des Erlöses. Ein Vertrag wurde unterzeichnet. Auf einem kümmerlichen Stück Papier. — Die Sache ging genau so schwingelos vor sich, wie sie hier aufgeschrieben ist.

Zwar: das Herz des Matheis Maris sprang ungebärdig in dies ungewohnte Zaumzeug. Er aber — beim ersten Versuche gesattelt in der Welt der Menschen, hatte genugsam auf seine Beine zu passen und durfte einem Manne wie van der Layen den Weg wohl nicht weisen, nach dem es ihn gelüstete. Jedemoch, daran dachte er: von dem Paradiese der Moorheide war er siebentausend Meilen weit weg! Wie ein Duft seiner Sommergärten, die von der Seide des Himmels eingefriedigt gewesen, wehte es durch ihn dahin — wie ein verlorener Duft.

Er hatte keine Zeit, diesem wehmütig lieben Gruße der anderen Zeit nachzuwitern. Sein Blut rauschte. Die Gedanken, die einst mit breiten Schwingen in ihm gelegen hatten wie Schmetterlinge in der Sonne — die Gedanken ratterten nun durch seinen Kopf wie Schnellzüge. Seine Schläfen peitschte ungeheueres, nie erträumtes Erleben.

Nikolaas van der Layen zählte ihm einhundertzwanzig holländische Gulden auf den Tisch. — Heiliger Gott, was für eine Welt der Wunder, in der ein alter Mann das in Farben gedichtete Glüd eines Moorjungen mit hundertzwanzig holländischen Gulden bezahlt! Wie der Zauberer aus dem Märchen stand van der Layen vor dem Siebernden; denn er verstand die Kunst, Gold zu machen aus Eichenholz, Sepia, Ultramarin und Terpentinöl! Heiliger Gott!

Auf einmal — da lief Matheis Maris wieder

draußen in den Straßen herum. Nein, er fuhr; denn die Füße, auf denen er an zwanzig Jahre sehr bedachtsam über das federnde Moor gewippt war — die Füße hatten Rollen bekommen, und darauf ging es zwischen Wind, Lärm, Wagen, schlagenden Glocken und jagenden Menschen hindurch, und die Rollen unter seinen Sohlen taten, als wären sie die vereinigte Einrichtung aus Herz und Kopf des Matheis Maris, auf die es nun allein ankäme.

Abends war er angetrieben in einem großen Kaffeehause im Herzen der Stadt und trank Schokolade. Die Augen flimmerten ihm von den tausend Lichtern, die in ihm und außer ihm herumstanden. Es erging ihm, wie den Spätergeborenen vor der weißen Leinwand der Kinematographentheater, als diese Erfindung noch in den Kinderschuhen steckte: ein Prasselwerk von Funken und verrückt gewordenen Lichtstreifen bligte vorüber. Die ganze Welt hatte das hasten. Arme stießen sich in Tabakrauch, Stühle schaukelten auf den Hinterbeinen, Zeitungen in Hölzern wehten als Fahnen im Winde, schöne blanke funkelnde Frauen, oh, unerhört schöne blanke funkelnde Frauen blühten dazwischen . . . Aber erwartungsvoll, erwartungsvoll waren die Augen des Matheis Maris auf die Kellner gerichtet, die in feierlich schwarzen Fräcken durch dies Gewühl von Stimmen, Rauch, Fahnen und Funkeln sich wandten mit Gläsern voll dampfendem Kaffee und Gefrorenem auf silbernen Tabletten, ohne die Last dieser blanken Bretter umzustülpen auf einen gefährlich gaukelnden Damenhut . . . Ja, solch eine Sache mußte sich wohl im nächsten Augenblick ereignen. Und die malte sich Matheis Maris in bewegtem Mitgefühl aus.

So fing er an, die neue Welt von der Stelle aus zu durchdenken, bis zu der seine Urteilskraft einstweilen

reichte; denn nur von den Kellnern wußte er, wozu sie da waren.

Einmal schien es ihm, er sei der ruhende Pol in der Glucht der Erscheinungen. Da schnellte ein Zeitungsjunge vorbei und rief die Titel der Abendblätter. Auch der »Telegraaf« war dabei. Das war Pieter Bosbooms Weisheitsquell gewesen. Und weil ihn das so heimlich anmutete, und weil er sah, daß sehr viele Männer sich ebenfalls eine Zeitung erstanden, faßte er sich einen Mut, fragte den Jungen nach dem Preise und legte das geforderte Zehnzentstück in die kleine Hand.

Da stand gleich unten auf der ersten Seite unterm Strich über einem Aufsatz der Name Matheis Maris. In zentimetergroßen Lettern. Jawohl, ganz deutlich: Matheis Maris.

Der richtige Matheis Maris begann also, sich zu unterrichten, was es mit jenem Menschen für eine Bewandnis hätte, der den gleichen Namen trug. — Da fand er seine Lebensgeschichte in einer Zeitung, seine eigene! Und diese Zeitung wurde in der gleichen Stunde wohl von zehntausend Menschen gelesen: die Geschichte des Gärtnerjungen, die Geschichte im Paradies, die Geschichte von dem jungen Menschen mit den Gepflogenheiten des Einsiedlers aus der Moorheide, der in einem Kleide aus dem anderen Lande zu Nikolaas van der Layen gekommen und seinem Genie nachgelaufen sei wie die Könige aus Mohrenland dem Stern . . . Habemus pictorem! schloß der Aufsatz über Matheis Maris, mit dem kein anderer gemeint sein konnte als er. Habemus pictorem. Er wußte nicht, was das bedeutete. Aber vielleicht war es die Zauberformel, die in Besitz alles Wissens setzt; denn woher konnte die Zeitung das Geheimnis aus dem Heidemoor erfahren haben, wenn nicht mit Mitteln der schwarzen Kunst?

Die Rollen, die er zuvor unter den Sohlen seiner Schuhe gespürt hatte, schienen nun an die Stuhlbeine gezaubert zu sein. Und Matheis Maris dachte: die Fahrt ins Himmelblau müßte gleich losgehen, hussa!

Aber es geschah nichts von alledem. Und weil er unter Einsatz aller Kräfte seines Geistes den Weg nicht entdecken konnte, auf dem der »Telegraaf« zu seinem Geheimnisse gekommen war, da ward ihm angst und bange vor sich selber: die hier draußen in dieser neuen Welt wußten alles — er nichts! Und in diese Welt hatte er sich hineingewagt? Auf diesem brausenden Strom wollte er sein armes Schifflein treiben lassen? Es war ihm, er müsse nun aufspringen und seine Hände um den Mund legen zu einem furchtschweren Hilferuf.

Aber natürlich — auch das raste vorüber; denn nicht ein Ruf nach Hilfe ist die notwendige Folge, wenn einer einen beglückten und beglückenden Zeitungsartikel über sich selbst liest. Nein nein, so wild war die innere Zerrüttung des Matheis Maris nicht. Es war nur eine unerhörte Umstellung in ihm. Und es war die Erkenntnis, das sei nun wohl die Welt, die er hinter dem blauen Vorhange seines Heidehimmels vermutet hatte, und er — der Vogelsprachefunde — fände für diese Welt, um die sich nicht nach allen Seiten die fürsorglichen Hände Gottes legten, nicht die richtige Übersetzung. Ja.

Nach einer kleinen Zeit kümmerte ihn auch das nicht mehr. Da schwamm ein Glück in ihm, ein Glück — er gab ihm einen äußeren Ausdruck in der Bestellung einer zweiten Tasse Schokolade. Diesmal mit Schlag Sahne. Dann las er den Aufsatz im »Telegraafen« zehnmal. Was eine sehr wohlthätige Wirkung hatte. Seine Gedanken lernten nämlich wieder — zwar nicht in der Stete wie früher, aber dennoch in einer Richtung sich

zu bewegen, die er wünschte. Er dachte an Glossy Maris, und er dachte an seinen Freund Pieter Bosboom, und wie es wohl wäre, wenn selbiger Pieter Bosboom nach einigen Tagen die Zeitung in die Hände bekäme und der Name Matheis Maris schlug ihm in die Augen — nun, lieber Pieter Bosboom, du wirst in ein wildes Springen geraten, mit dem wehenden Zeitungsblatte hinüberjagen zu Mutter Glossy und deine Arme um sie werfen, daß die ärmste Frau nicht anders denken kann als: Jetzt — den armen Pieter Bosboom hat der Teufel geholt! Und Nele Greefs! Hurrjeh! Und all die anderen, die ihn angesehen hatten als den bösen Feind!

Diese Betrachtung gab ihm einen ungeheueren Ruck. Er bestellte abermals eine Tasse Schokolade. Wobei es ihm hauptsächlich um die für ihn neue Erfindung der Schlagjahne zu tun war, in die er sich neben seiner jungen Berühmtheit vertiefte in unirdischem Behagen.

Gerade hatte er beschlossen, bei Ruhm, Schokolade und Schlagjahne die Nacht herumzubringen, da schritt ein sehr langer, sehr bleicher Mensch mit sehr heißen Augen daher und sah sich vergeblich nach einem Tisch um, an dem er Platz nehmen konnte. Es war Lukas ter Meulen, der Dichter.

Matheis Maris erhob sich und wagte eine Verbeugung, wie er sie an diesem Abend zu verschiedenen Malen beobachtet hatte. Indes balancierte ter Meulen einen Stuhl über die Köpfe der Menge und setzte sich zu Matheis in den scheuen Winkel. „Na, mein Lieber, was sagen Sie zu meinem Aufsatz im »Telegraafen«? Ich habe ihn heute nachmittag bei van der Layens Lampe geschrieben und mir von dem Alten einen kleinen Vorstoß auf das Honorar ausgeliehen.“ Ter Meulen bestellte Mokka und zwölf Stück Kuchen. Den Kuchen schlang er in heißem Hunger hinab. Er trank

noch einige Tassen Mokka und rauchte Virginia-
zigarren.

Jeder andere hätte bei diesem Gebaren in weit
offene Gärten geschaut. Matheis Maris nicht. — Ja,
so war das mit dem Dichter Lukas ter Meulen. Der
lange bleiche Mensch verursachte in dem biedereren
Jan van Moor ein gewaltiges Herzbeben und frisier-
te ihn in dieser Nacht sozusagen zurecht für die Welt, der
er fortan gehören sollte. Matheis Maris starrte ihn
dabei stumm und bewundernd an. — Er hatte sein
Augenmaß liegen gelassen in Nikolaas van der Layens
Labyrinth.

Lukas ter Meulen. Kaffeehauspoet. Für viele:
ein Genie. Ohne Sitzfleisch. Als welches bei einem
Genie die Hälfte der Begabung bedeutet. Genie haben,
das heißt: fleißig sein wie Gott. Der ruhte am siebenten
Tage — ruhetest? — an jedem vorhergehenden aber
schlug er sich eine Welt aus dem Herzen. Genie haben,
das heißt: fleißig sein wie Gott und fast so weise.
Außerdem — ja —: wofür die deutsche Sprache kein
Wort hat — das ist Genie. Einer nimmt ein Halmlein
Gras in die Hand — es fliegt ein Schmetterling daraus
hervor. Einer knetet eine Krume Erde — es flattert
ein Stieglitz auf. Es wischt einer ein Klümplein Farbe
auf Eichenholz — und wird ein Gedanke Gottes daraus.
Sehet, das ist Genie! Fast so weise wie Gott! Denn
Gott nahm nichts in die Hände und warf sieben
Millionen goldene Funken ins Weltall. Er nahm
nichts in die Hände, und schüttelte das Blühen des
Frühlings über die Erde, warf das blaue Band der
Meere um sie her, richtete die ewigen Berge auf mit
den silbernen Kronen, legte die Wälder dazwischen
und dichtete Sommerwiesen hinein! Hosanna! Hosanna!
— Nur als er den Menschen schuf, da nahm er
etwas . . . Oh!

Alles redete der Dichter Lukas ter Meulen dem Matheis Maris in das erstaunte Herz. Seine Ehrfurcht vor Gott. Seine Verzweiflung an den Menschen. Seine Verachtung des Lukas ter Meulen. Seine Erschütterung vor der herrlichen Blüte des Willens, die aufgegangen war in Matheis Maris und seiner gottseligen Einsamkeit. Seine Anbetung vor der Allmacht dieses Willens, der einem ahnungslosen Dorfjungen das Himmelslicht der Gnade schenkte, die die Menschen gemeinhin »Künstlertragödie« nennen. Hatten die stumpfen Moorbauern den Akt im Paradiese nicht schon betrachtet als fertiges Trauerspiel? „Es ist so — ist so, ohne Ausnahme — soweit Menschen die fürchterliche Ode ihres Durchschnittsdaseins tragieren.“

Lukas ter Meulen zermalmte das Mundstück seiner Virginia zwischen den Zähnen zu einem Pinsel . . . „Ha, Tragödie! Eine Tragödie nur für die Schar derer, die ohne Willen sind!“

Ter Meulen war bis oben voll von Schätzen, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten. Er hatte sie in sich aufgestapelt wie Nikolaas van der Layen seine Raritäten im Labyrinth der Westerstraße. Nun warf er alles aus sich heraus und über des Matheis Maris weitäugiges Stummsein dahin. Er tobte in der Lust seiner Menschenverachtung und in der Lust der Verachtung seiner selbst. Aber er schrie nicht. Er sprach mit verhaltener, weichverschleierter Stimme. Dabei neigte er sein Gesicht über den kleinen Marmortisch gegen Matheis. Und kam wieder auf das Gnadengeschenk des Künstlertums zu sprechen und nannte dabei das Wort »Euphorie«.

Da legte Matheis Maris der Einsiedler die Spitzen der Finger seiner rechten Hand an die Nasenwurzel wie eine Zange. Zuerst ließ er sich den Sinn der vermeintlichen Zauberformel »Habemus pictorem« deuten.

Dann erforschte er, was es mit der »Euphorie« für eine Bewandnis habe . . . Hilfe! Hilfe! schrie sein Bauernjungenverstand.

Da war Lukas ter Meulen schon mittendarin in der Erläuterung des geheimnisvollen Zustands eines erhöhten Lebensgefühls, den er Euphorie genannt hatte. Die Euphorie, sagte er, beginnt bei einem Kranken an einer gewissen Stelle auf dem Weg in sein Sterben. An jener Stelle lauert die Erhabenheit des Himmels. Der Mensch ist von allen Schmerzen befreit. Es löst sich sein Bewußtsein ahnungslos auf ins Unendliche . . .

Matheis Maris kniff das Zänglein seiner Finger fester in die Nasenwurzel. Die Nägelmale waren zu sehen. Er senkte in Scham die Augen; denn er hatte ter Meulen nicht verstanden.

Der erkannte das. Er sagte es ihm noch einmal und fand zu seiner Erklärung schlichte, volle Worte — bis der erlöste Atemzug des Maris ihm verkündete: es ist vollbracht.

Ter Meulen erläuterte weiter in überweltlicher Geduld: „Krank — krank insgesamt ist die Menschheit, mein Freund! Aber das euphoristische Wunder des erhöhten Lebensgefühls wartet nur auf ein paar Auserwählte, die der Himmel mit dem Vorschmack der Seligkeit begnaden möchte in ihrem Sterben, als Vergeltung für ausgestandene Schmerzen: Siehe, du Armseligster, so süß ist Leben!“

Lukas ter Meulen legte seine Hände auf die Hände des Maris: „Ihr aber, ihr Künstler, ihr wahrhaften Künstler, ihr schwimmt in diesem geheimnisvollen Strom erhöhten Lebensgefühls! Ihr, die einzigen, die den Goldbecher des Daseins leeren; denn für euch nur gilt das: Er schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Wir ändern — oh, wir sind ihm halbfertig aus seinen Schöpferhänden gefallen!“

Es saßen nur noch wenige Gäste an einzelnen Tischen in dem großen Raum umher. Die Kellner lehnten übermüdet in den Winkeln oder stahlen sich hinter Säulen ein Auge voll Schlaf. Die Uhr an dem Rundbogen über der Schankstätte zeigte ein Viertel vor drei. Da stellten die Zeiger das feine Sinnbild der mütterlich gebreiteten Arme. „Gehen wir,“ sagte ter Meulen. „Ich habe mein Leben verpaßt — diese stumme Mahnung der Spätnacht verpaße ich nie Gehen wir.“

Die Schlafstelle des Mannes, dessen Ruhm der Amsterdamer »Telegraaf« vor ein paar Stunden über die Welt gerufen hatte, enthielt ein Bett und daneben einen Gang. Über beiden war eine Decke, die war so gefährlich niedrig und schief, daß es Matheis Maris nicht einmal im Traum einfallen durfte, in seinem Bette sich aufzurichten. Jedemoch — das ungeheure Erleben dieses Tages tastete sich hinter ihm hinein in die Finsternis der kleinen Kammer und redete auf ihn ein mit der verhaltenen Stimme des Lukas ter Meulen, und auch mit der bezwingenden Kraft: „Matheis Maris, du wolltest gestern und du willst morgen heimreisen? In deine Moorhütte willst du dich wieder verkriechen? Hinter den blauen Vorhängen des Himmels willst du dich wieder verstecken? Narr, Narr, du hast Mühe, die Sprache eines gebildeten Mannes zu verstehen, hast nicht die Kraft des Geistes, den Sinn dieser Sprache auszudenken, und willst in Dummheit verstoßen?“

Der Tag schien schon hell durch das handgroße Stück Glas, das als Fenster unter die Ziegel über dem Bettgang geklemmt war. Da lag Matheis Maris auf seinem Lager, die Hemdbrust geöffnet, die Hand auf dem wildschlagenden Herzen. „Hab' ich nicht aus dem Paradiese

schauen können bis ins Herz Gottes? Es ist keine Stunde gewesen in dieser letzten Woche, keine Stunde mit jenem seligen Weitblick! Sie sagen nun: ich sei ein Maler. Bin ich es nicht geworden aus der Eingebung Gottes, aus dem beseelten Erfassen der Einsamkeit, die man dort atmen hörte?"

Am anderen Morgen ging er in die Stadt mit dem Rucksack und dem derben Gehstod. Er stapfte dahin in seinen plumpen Schuhen und bäuerlichen Büxen, die aussahen wie zwei auf die Spitzen gestellte Zuderhüte. Es lief ein staubiger Wind zwischen den Häuserzeilen, unfroh und übernächtlich wie ein Straßentehrer.

Unfroh und übernächtlich war Matheis Maris. Er blieb vor vielen Türen stehen, an denen angeschlagen war, daß in diesem Haus ein Zimmer zu vermieten sei. Aber die Sehnsucht nach Licht, die Sehnsucht nach einem »Blick ins Herz Gottes« bedrängte ihn. Da lief er hinaus an die Säume der großen Stadt.

Nach einem halben Jahre. — Es erzählt sich das über die Maßen leicht hin: Matheis Maris war nun Bürger in dieser neuen Welt geworden. In Wirklichkeit hatte er sich mit Gott und dem Dasein, am grimmigsten aber mit sich selbst herumgeschlagen ohn' Unterlaß. Er war zwölfmal umgezogen — was sich daraus erklärt, daß er in jener Nacht im Kaffeehaus mit Lukas ter Meulen keine Ahnung von einem Atelier hatte. Seine Werkstatt war von Anfang an die blaue Kuppel des Himmels gewesen und sein Teppich die rote Blüte der Moorheide. In der großen Stadt aber lebten sie in dem Wahne, der Mensch müsse sich einmauern — das gehöre durchaus zum Glück. Hier lebten sie in der närrischen Meinung, das Gemisch der Luft, das von tausend durstigen Winkeln, Erkern und

rußschweren Dächern aufgetrunken wurde, wäre Licht! Nun ja, die Augen dieser Menschen brauchten keine Offenbarungen aus dem Herzen Gottes! Ihren stumpfen Sinnen entsprachen die Dämmerungen ihres Daseins. Und für ihre Geflogenheiten hatten sie sich ein Licht erfunden. Matheis Maris der Philosoph erkannte: diese Erfindung und diese Geflogenheiten — auch sie entstammten der Sehnsucht nach dem geheimnisvollen Zustand erhöhten Lebensgefühls! . . . Es lagen allerhand Lodungen in solcher Art Dasein — auch für ihn, der das Dasein jener vorübersausen sah wie einen Luxuszug.

Er wohnte nun ganz draußen vor der Stadt. Wo die Bauernwäglein heimtlich vorüberrollten, wenn sie zu Markte fuhren. Wo er die stillen Wasser nahe hatte, die hervorträumten unter dem fernen Rande des Himmels. Wo sich die blühende Heide in Büscheln auf schmale Wege wagte — Sträußlein, die der Sommer von weither geworfen hatte, daß man auch hier ihn ahnen sollte. — Dort wohnte Matheis Maris.

Auf ein Atelier hatte er nun doch verzichtet. Aber die Erlebnisse, die zu diesem Verzicht führten, waren Krieg zweier Welten. Der brach herauf in der Zeit, in der Matheis Maris sein Bauernjungentum verfluchte, sein Paradies — diesen holdseligsten Einfall unter den Sternen! — verfluchte das ganze verlorene Dasein von einst. — Ja, so war das mit ihm. —

Da warf er sich in den Nächten auf seinem Bette herum und preßte den Pfühl gegen sein Angesicht, um das Gebet der Einsamkeit und Größe zu erstiden, das die Verzweiflung aus ihm herausheulte: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!«

Er hatte Bilder von Malern einer neuen Schule gesehen, einer neuen Schule, die große Säle für die verrückten Blüten ihrer Jugend brauchte. Die Zei-

tungen, die in allen Jahren auf die gleiche Weise sündigen, riefen den Ruhm dieser kommenden Männer, als seien sie die Entdecker eines Unerhörten, und als habe es nie die großen Niederländer gegeben, die Ewigkeit aus ihren Pinseln malten.

Den Odem aus der Brust lief sich Matheis Maris. Und kam in die Ausstellung. Und dachte: „Gott, welch ein Kitsch!“ Aber weil die Zeitungen alle sündigten im gleichen Tone der Überzeugung, so unterwarf sich der biedere Jan van Moor und sagte: „Das also ist es!“ Und eiferte um das Wunder dieses neuen mole-
rischen Sehens und um die neue Technik, die dem Beschauer zumutete — nicht etwa ein Bild, nicht etwa einen Form und Farbe gewordenen Gedanken Gottes, sondern die ihm zumutete, aus Klebsen und einer bestimmten Entfernung zu der Überzeugung zu kommen, das sei nun das in Wahrheit, was der gedruckte Katalog unter der betreffenden Nummer verzeichnete. Zum Beispiel eine Hasenszene aus Amsterdam. Matheis Maris hatte gedacht: es sei das die Schürung des höllischen Feuers durch sieben Teufel . . . Oh!

Es bohrte sich in das Gehirn des Matheis Maris, zerbohrte es von allen Seiten; denn er stand natürlich mit den gedruckten Weisheiten der Zeitungen vor den neuen Bildern und las: es sei darin der Bund der Kunst mit der Philosophie geschlossen; er las: da die optische und chemische Wissenschaft mit dem photographischen Apparate die empirische Wirklichkeit restlos wiederzugeben vermöge, habe sich die Kunst in ihr ureigenstes Reich zurückgezogen und verfluche das genießende Auge und die hinkende Weisheit der Ästheten . . . Jawohl, wörtlich so.

Dem Matheis Maris aber lief ein Lachen des Hohns durch die Seele. Freilich: es wurde ein Lachen der Verzweiflung daraus; denn die neue Kunst hatte

gefunden, daß die »Gestaltung der einigenden Urwesenheit der Dinge« ihre Aufgabe sei, und daß sich darin der Gegensatz von diesseits und jenseits verliere. Halt! Wurde da nicht aus Erde Himmel gemacht? Und hatte Matheis Maris nicht in dem nichtswürdigen Wahne gelebt, durch sein Schauen ins Herz Gottes diesen Gegensatz ebenfalls auszugleichen? — Es stand geschrieben: Die neue Kunst wolle den Sinn des Lebens gestaltend erfassen . . . Matheis Maris versuchte nur den Sinn dieses Worts zu erfassen — aber schon das ging nicht. Er verstand nicht, wie da einer, um diesen Sinn des Lebens gestaltend zu erfassen, »die Macht der Nacht« darstellen konnte als ein paar hundert Keile von Lichtern, die er gegen ebensoviel Keile von Finsternis anprasseln ließ. Es sah aus, als sei am Himmel ein Stern geborsten, der gar kein richtiger Stern gewesen war, sondern ein Topf mit einer dicken weißen betäubenden Flüssigkeit. Die Klacke nun in die höllische Finsternis der Straße. Die Menschen fielen stochsteif um. Geborstene Wagenräder, Schattenkringel, einzelne Pferdebeine, Kledse und Kreuze wimmelten auf dieser Straße herum. Es war das lächerlichste Tohuwabohu von entgleisten Farben und Vorstellungen — — — ja, eigentlich war es das. Aber dies »eigentlich« bedeutete ein Wort allerverächtlichsten Keckertums vor dieser neuen Kunst; denn: »Es stehet geschrieben« . . .

Matheis Maris senkte seine bis zur körperlichen Pein gequälten Augen auf das bedruckte Papier. Jawohl — es stand geschrieben! Und es stand so geschrieben, daß nur ein bemitleidenswerter, nur ein ganz gottverlorener Dummkopf es wagen durfte zu behaupten: dazu fehle ihm der Glaube . . .

Wenn nach fünftausend oder nach zehntausend Jahren jemand diese Geschichte liest — was wahrscheinlich ist — so wird er sich wundern, daß es schon

in den grauen Zeiten, in denen der Niederländer Matheis Maris malte, das Schauspiel gegeben hat und daß vor fünftausend oder zehntausend Jahren die Menschen genau so davor zusammengelaufen sind und daß es immer und ewig etwa einen einzigen unter ihnen gibt, der mitten im Stüd auflehnerisch hinausrennt . . . In diesem einen liegen Ewigkeitswerte robust zutage. — Und es ist vielleicht noch einer unter den Vielzuvielen, der schlecht sich hinaus mit kümmerlichem Weh, verbirgt sich unter die Büsche der Heimaterde, ein wundgeschossenes Wild, und weint das Gebet der Größe vor sich hin — jawohl, der Kraft und der Größe: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! — Also.

Eine Woche lang lief Matheis Maris draußen umher in Einsamkeit und aß Wurzeln. Er schlief unter den Sommerbüschen, wo die Heidebäche rinnen und die grauen Seen sind.

Wenn es einmal recht himmeleinsam um ihn war, ein Schmetterling auf breiten Schwingen vorüberstrich und weithin kaum etwas anderes lebendig zu sein schien als das Glämmern der Luft, dann hörte er auch wohl wieder den Ruf: »Matheis Maris, wo bist du?« . . . Fern her klang das, wie aus den anderen Tagen. Und genau wie es von dem ersten Menschen berichtet wird, hätte er antworten können: „Ich schämte mich, darum versteckte ich mich.“ — Alles wiederholt sich in der Welt. Nur die Namen wechseln.

In dieser Zeit geriet er wieder einmal in Nikolaas van der Layens Katalomben in der Westerstraße. Er war angetan wie einer, der sich gerüstet hat zu weiter Wegfahrt und sah just aus wie an jenem Tage, an dem er zuerst über die schmale Stiege geschritten

war. Dennoch erkannte der Händler die Wandlung, die mit Matheis Maris geschehen war, auf den ersten Blick — was natürlich auch daher kam, daß er über den Kampf, der Maris innerlich zerriß, lange Unterredungen mit ter Meulen gehabt hatte.

Und dennoch — van der Layen schupfte in mitleidloser Härte die Schultern! Er redete von dem Verlust an Geld und von dem bösen Streiche, den ihm seine Gutherzigkeit gespielt habe, als er dem jungen Menschen Bilder abgekauft, um die sich niemand kümmerte. Er habe die Tafeln, die er damals in Rahmen gefügt, längst abgehängt und irgendwo da hinten in einen Winkel geworfen . . .

Nach allem, was der Alte daherredete, brachte Maris in seiner Zerknirschtheit den Mut zu der Frage gar nicht auf, ob er etwa einige Gulden zugute hätte bei van der Layen. Vielmehr legte ihm der Mann nahe, es sei wohl angezeigt, daß er von dem armen Jungen so weit als möglich schadlos gehalten würde.

Dem Matheis Maris schrumpfte das Herz ein. Es war der einzige leidlich fröhliche Gedanke gewesen in diesen Tagen, ein paar Gulden mit heimzubringen, damit das Gleichnis vom verlorenen Sohne nicht in allen Stücken auf ihn zuträfe. Nun löschte auch dieser Schimmer einer furchtsamen Hoffnung in ihm aus. Und wiederum schämte er sich — diesmal: seine Armut zu gestehen. Und so sagte er, ein paar Gulden könnte er wohl noch losmachen, wenn auch seine Geldtasche nicht mehr weit reiche . . . Schlimmsten Falles konnte er ja den Weg nach Hause über die Heiden suchen, die gegen Süden lagen.

So brachte es der Alte fertig, ihm die paar übrigen Gulden abzunehmen. Dann fiel ihm ein, die Bilder — ja, die Bilder wollte er doch lieber behalten! Natürlich sollte Maris darin eine wohlterwogene Fürsorge er-

kennen, da es wahrscheinlich die letzte Möglichkeit sei, ein bescheidenes Geld daraus zu lösen. Draußen im Moor, wo der Has und der Fuchs zueinander gute Nacht sagten, würde ja erst recht niemand daran denken, derlei Dinge zu kaufen.

Der unerfahrene junge Mensch, der zuvor die bitteren Klagen des Händlers vernommen, war zwar von dieser Wendung überrascht. Er war aber so zerrieben, so stumpf und so des Kampfes müde, daß er die Verhänglichkeit dieses Vorschlages gar nicht durchdachte. Er nickte also sein Einverständnis und ging davon mit zwei kümmerlichen Gulden in der Tasche, die ihm van der Layen gelassen hatte. — An den Vertrag, den er einst mit ihm geschlossen, hatte der Alte mit keinem Worte gerührt.

An diesem Tage lief Maris in der Richtung gegen seine Heimat gradaus über die Ebene. Hinter sich treten wollte er den Wahnwitz und die Vermessenheit der vorigen Wochen. Er meinte: es sei nun doch so, wie die Leute aus dem Dorfe gesagt hatten: dieser Matheis Maris scheue sich vor einer gerechten Arbeit, und aus reiner Faulheit habe er den Beruf des Maler, in sich entdeckt. Das Paradies aber habe er erfundens alle zu übertreffen, die vor ihm der Tagedieberei obgelegen ... Und nun wollte er — der verlorene Sohn — heimkehren und bei Pieter Bosboom um einen kärglichen Taglohn frönen — auf der gleichen Scholle, auf der er als Herr hätte walten können, wenn er nicht zu ordentlicher Hantierung unbrauchbar gewesen wäre.

Seine Gedanken liefen um ihn herum wie der flimmerige Doppelring eines Karussells. Und weil er selber der Mast in der Mitte des dudelnden Dreh-

spieles war, raste dieses um ihn herum. Die Ähnlichkeit mit dem Ding aus geschnittenen Pferden, steifen Kutschern und kunstlosen Tieren aller Art war peinigend in der hölzernen Erstarrung, quälend in der Wiederholung der Bilder. — So zermahlte er sich das Hirn über dem Ziele der neuen Kunst, »den Sinn des Lebens gestaltend zu erfassen.«

Binnen einer Woche war seine Haut wie Leder geworden, sein Gesicht verfallen. Und nun wippte sein langer Leib über die Ebene dahin. Ohne Rast wollte er laufen, laufen bis ins Paradies, dem er leichtsinnig den Rücken gekehrt hatte. Weil er nicht zureichte für die Welt, in die er sich gewagt hatte, lief er ihr davon. Weil Weisheit, Wille, Können, Trieb, Kraft und Größe in dieser Welt waren in Ausmaßen, die er nicht hatte ahnen können. Weil er ein Stümper war und beinebst ein Träumer aus einem kleinen selbstgezimmernten Heidehimmelsreich. Oh! Alles das Seine trug er auf dieser Wanderung mit sich: ein zertrümmertes Herz und ein verkümmertes Hirn.

Drei Kilometer hinter Mittag gelangte er — da stand das Karussell still. Er kroch unter eine Kussel Heidesöhren, legte sich auf den weichen warmen Sand und sank in einen Schlaf, tief wie sein Jammer.

Um Mitternacht erwachte er. Er wußte aber nicht, daß es das Herz der Nacht sei, an das er sich hinangeschlafen hatte. Die Lider seiner Augen fühlte er offen und sah doch nicht. Die Söhrenzweige hingen so dicht über ihm, daß sie ihn berührten. Da dachte er, er sei gestorben und die Menschen hätten Blumen und Zweige über ihn gebreitet, der ein Fremdling unter ihnen gewesen war.

Eine Weile tasteten sich seine Gedanken dahin in der Finsternis um ihn und in ihm. Endlich drehte er sich in seinem Grabe herum und versuchte zu kriechen

und gelangte auf Knien und Händen in die dunkelblaue Stille. Nun hingen die Sterne über ihm, und rings um ihn standen die Schattenrisse der Heidekräuter und waren noch dunkler als die dunkelblaue Nacht. „Matheis Maris,“ sagte er, „ja, so steht das um dich, und dies Geschehnis ist das Sinnbild deines Lebens: du vermagst nicht zu deuten, wohin du geraten bist, und was du erkennst, ist Sinsternis.“

Aber der Wunderlichkeiten dieser Nacht war kein Ende; denn auf einmal — auf einmal kroch dem verlorenen Jungmann etwas am Rücken empor und kroch ihm ins Herz. Nun — weder eine Spinne noch eine Schlange kann solch ein Kunststück vollbringen. Zugleich spannte sich ihm etwas über die Haut — Maris mußte dabei an ein Moorwasser denken, über dessen Spiegel der Frost die Spieße des Eises schießt ...

Es würde solcher Bilder und Vergleiche gar nicht bedürfen, wenn dem Matheis Maris sogleich der einfach nüchterne Gedanke gekommen wäre, daß er sich fürchtete und daß diese Furcht ihren Grund hatte in der Auflehnung seiner Nerven gegen die sechsmonatige Mißhandlung in der neuen Welt. Nur waren Nerven für ihn Dinge, die ihm bis zur Stunde überhaupt nicht eingefallen waren! Er dachte auch jetzt nicht daran, sondern er führte eines jener halblauten Selbstgespräche, wie sie bei Menschen der Einsamkeit im Schwunge sind. Er setzte sich darin zur Rede über die Einfältigkeit, sich zu fürchten an einer Stelle der Erde, auf der wohl nie die Arglist der Menschen gebrütet hatte. An einer Stelle der Erde, die so heimatisch, ruhevoll und schuldlos war wie jene, auf der er damals seine Hütte gebaut. In allen Stunden der Nacht und in allen Tiefen der Sinsternis war er vertraut geworden mit der schlummernden Stille, die um ihn hing — und dennoch: Matheis Maris fürchtete sich!

Er dachte, wenn er jetzt eine Schießwaffe in der Hand hielt und mit gespannten Sinnen hinaushorchen könnte in die Nacht, so würde ihm wesentlich behaglicher zumute sein. Und er sehnte das Grauen des Morgens herbei. Da wollte er den Weg zurückstapfen und sich eine Schnelladepistole kaufen. Ha!

Endlich kam der Tag. Er ließ ahnen, daß er schön und des Gottes voll werden würde, wie es die Nacht gewesen war. Aber Matheis Maris schritt ihm entgegen in einer stumpfen Einerleiheit des Geistes und des Gemütes. Seine Augen hatten sich zu anderer Zeit nicht müde sehen können an der jungen Herrlichkeit der Erde. Nun liefen sie über die Scholle zu seinen Füßen und waren gleichgültig geworden gegen allen Glanz. Und so zerschliffen waren Kraft, Mut und Freude in dem verlorenen Heidegänger, daß es ihm nicht einmal einfiel, welche eine jämmerliche Rolle er spielen mußte vor den Menschen, wenn er nun heimkam und bei Pieter Bosboom die Krume wühlen wollte in den Kulturen, die er in unseligem Wahne verhandelt hatte.

In weißen Nebeln lag Amsterdam. Türme funkelten aus der dampfenden Tiefe heraus. . . . Dereinst hatte Matheis Maris vor solcher Allgewalt hinsinken und anbeten können. Aus jedem Busch auf der Heide hatte er den Ruf Gottes gehört. Es rief auch heute. Aber die Ohren des Matheis Maris waren verschlossen.

So schleppte er seine fröstelnde Übernächtigkeit und sein verstörtes Herz weiter gegen die Stadt und dachte an dem verblödeten Gedanken herum, sich eine Pistole zu kaufen.

Da kamen zwei Männer des Wegs. Und da dieser Weg ein Steig in der Heide war, der sich braun und

schmal zwischen Erifabüscheln hindurchschlängelte, dachte Matheis Maris daran, quer durch das taunasse Ried in gemessener Entfernung an jenen vorüberzuschneiden, wobei es ihm wiederum nicht einfiel, in welcher ärmlicher Verfassung sich seine Seele befände, da es ihn wie ein Tier der Wildnis trieb, zwei fremden Menschen auszuweichen in Feindseligkeit und Scheu.

Nun blieben die beiden stehen. Einer legte die Hände um den Mund und rief den Namen Matheis Maris über die Heide herüber. Da stellte es sich heraus, daß der Rufer Lukas ter Meulen war.

Seit vielen Wochen hatten sie einander nicht gesehen. Der Dichter war noch länger und dünner geworden. Seine Augen standen in dem klaren Gesicht als die Spiegel von Erkenntnissen, denen nichts erlassen wurde, sofern sie die Person und das Dasein des Lukas ter Meulen betrafen.

Der andere. Er war eine Burg ohne Tor und Eingang. Ein Mensch von unerhört seltsamer Art. Schon in seiner Kleidung zeigte sich das. Er trug zu dieser sehr frühen Heidewanderung einen Zylinderhut, den er vielleicht bei einem Althändler erstanden hatte. Des weiteren war sein langer stedensteifer Leib, den er gravitatisch daherstellte, angetan mit einem abgeschabten schwarzen Gehrock und einem nantinggelben sehr engen Beinkleide, das durch Stege daran gehindert wurde, im Schreiten ziehharmonikamäßig sich emporzufalten. Ein rabenschwarzer, sehr schmaler Knebelbart — der Schnurrbart fehlte — erhöhte den Eindruck der Strichhaftigkeit und der Verfallenheit seines Gesichts, das so eindimensional aussah, als müßten sich die Innenseiten seiner Wangen berühren. Aus diesem unvergeßlich einzigartigen Antlitz sprang die Nase kühn und wachsbleich hervor.

Da sich Matheis Maris ersichtlich an ihm wunderte,

sagte ter Meulen: „Dieser Herr ist keineswegs der edle Ritter Don Quichotte, wie Sie anzunehmen scheinen, lieber Freund. Seine Waffen sind nicht Schwert und Tarttsche, sondern Meißel und Modellierholz. Es ist der Bildhauer Gerbrand van Aken.“

Matheis Maris benahm sich hölzern wie in jener Nacht im Kaffeehaus, in der er vor ter Meulens Weisheit so kümmerlich und bange geworden war.

Und dennoch war es heute ganz anders mit ihm. Damals zog er aus, eine Welt zu entdecken. Und als er ihre Säume sah vom Rande seines Moorschiffleins aus, rief ter Meulen durch den »Telegraaf« über das Land: „Matheis Maris, Gebenedeierter unter den Menschen, sei gegrüßt!“

Der Bildhauer Gerbrand van Aken und Lukas ter Meulen kamen auch an diesem Morgen aus dem Kaffeehause, wo sie die Nacht in bedeutenden Gesprächen verbracht hatten. Von der Stunde der morgendlichen Reinigung waren sie ausgetrieben worden und gedachten nun in lichtbetränkter Frühlingsebene das Werk fortzusetzen. Bei dem Bildhauer van Aken hieß das nichts anderes als: die Burg ohne Tor und Eingang womöglich noch dichter zu machen.

In jüngeren Jahren hatte dieser Bildhauer Figuren von rühmlichem Kunstwerte geschaffen, ein Romstipendium erhalten, in Athen gelebt. Dort war er das Opfer der Idee geworden, aus den bei der Zerstörung des Parthenon erhalten gebliebenen Figuren und Bruchstücken die ursprüngliche Anordnung der Gruppen wieder zu entdecken und das Verlorene im Geist und Glanze der Schöpferwelt hinzuzubilden.

Solcher Verknüpfung von Kunst und Wissenschaft galt seit vielen Jahren sein Dasein. Er träumte davon, einen Mäcen zu finden, der ihn beauftragen würde, ein großes Modell des Parthenontempels herzustellen.

An diesem Werke wollte er Giebel, Skulpturenschmuck, Zellaufries und Metopen — — — halt, halt!

Lukas ter Meulen warf mit schweren Weisheiten nach Matheis Maris, mit so schweren Weisheiten, daß dem Maris zumute wurde, als würde er gesteinigt. Dem Parthenon selber hatte er wohl eine dunkle Ahnung. Aber bei den Worten Zellaufries und Metopen vergingen ihm die Sinne. Wie den bösen Feind starrte er ter Meulen an. Nach der Solter dieser Nacht, nach quälerischen Wochen erschien ihm der Dichter als das Werkzeug eines gehässigen Schicksals, das darauf ausging, ihm den Rest an Mut und Selbstvertrauen zu rauben. „Skulpturenschmuck, Zellaufries und Metopen!“ prasselte es über ihn dahin. Einen Augenblick dachte er an Flucht. Spornstreichs über die Heide wollte er rennen — wie er gestern dem selbstgewählten Leben entflohen war. Denn davon hörte er längst nichts mehr, daß Lukas ter Meulen schalt: in zähem Fanatismus habe Gerbrand van Aken fast ein Menschenalter an jener Sache gearbeitet und darüber fast alle Sünden zwischen seiner Kunst und dem Leben seiner Zeit zerschnitten.

Der kluge ter Meulen gedachte ja nur, seinen langen Freund van Aken auf den richtigen Weg zu führen und zugleich Matheis Maris vor ähnlichen spintifizierenden Irrtümern zu bewahren!

Einmal sah er Maris in die Augen und erkannte, daß dieser unmächtig sei, ihm zuzuhören. Der hatte seinen ungefügen Gehstod vor sich in den Sand gestochen und hatte Mühe, sich daran aufrecht zu halten; denn das leuchtende Bild der Morgenerde verschwamm vor seinen Augen in Finsternis.

Sie setzten sich also auf einen Hügel und Matheis Maris erzählte, wie er die Nacht und die Tage vorher verbracht hatte. Das redete er daher mit jener ge-

lassenen Selbstverständlichkeit, die die Frucht tiefster Erkenntnis ist — oder die Folge krankhafter Theilnahmslosigkeit. Wahnsinn sei es gewesen, behauptete Maris, sich in eine Welt zu wagen, für die er nach all seinen Ausmaßen zu klein geraten war. Der armselige Jan van Moor mit seiner Sibelweisheit hatte sich zugetraut, durch diese Welt hindurch den Weg zur Sonne zu finden! Und wenn gar vor ihm zwei vom Parthenon in Athen sprachen, von Zellafries und Metopen als von lächerlich geläufigen Dingen, die man im Nachtkaffee herausholt wie eine billige Zigarre aus der Tasche, da stürzte der Himmel über dem Bauernbuben ein! Er hatte nicht einmal eine Ahnung, daß eine venezianische Bombe zweitausend Jahre nach der Errichtung des Parthenon das Dach dieses vollkommensten Denkmals menschlichen Schöpfergeistes zerwetterte in dem ausgesuchten Augenblick, in dem es die Türken als Pulvermagazin benutzten . . . Stückweis hatte Matheis Maris dies bißchen Wissen darüber aus dem Gespräche ter Meulens und des Bildhauers aufgelesen — trotz seiner Erdrücktheit . . .

Es war all die Zeit her so mit ihm gewesen. Er dachte, er müßte die gesamte Weisheit der Menschen in sich hineinstapeln, um ein Maler werden zu können! Heißhungrig im Geiste rannte er in seinen Tagen umher. Er verschlang alle Bücher, deren er habhaft werden konnte. So eiferte er in der Nacht und suchte am Tag in den Gassen der großen Stadt nach dem Leben seiner Zeit. Und merkte gar nicht, daß sein Geist und Gemüt wurden wie kleine Wimpel, die an hohen Masten flattern im Sturm! Er merkte das nicht, bis er unter der Söhrenfussel der nächtlichen Heide erwachte und dachte, er sei gestorben, weil es so erlöst und himmelstill um ihn war.

Und nun kam seine Absage an sich selbst: „Ich

kann nichts! Ich bin nichts! Ich will nichts mehr! Ich werde nie ein Kerl sein! Ich bin der verlorenste Dummkopf, der dem lieben Gott je geraten ist.“

„Aha!“ sagte Lukas ter Meulen. Er sah ihn aus den Winkeln der Augen an, dabei so von oben herunter und voller Spott — ein nichtswürdiger Blick. Dann dirigierte er den mißhandelten Rest seiner Virginia von Steuerbord nach Backbord und predigte dem sonderbaren Herrn Gerbrand van Aken wieder das Evangelium. — Nicht einmal wert einer Randglosse erachtete er den Matheis Maris.

Dieser hielt das für sehr in der Ordnung. Was konnte einem Menschen wie Lukas ter Meulen an dem entgleisten Gärtnerburschen liegen, der einen Winter lang den Verstand verloren hatte und nun wieder dahin zurücksichern wollte in Scham und Reue, wo die Wildkaninchen und Kiebitze einmal im Jahre vom Wandertritt eines Heidegängers geschreckt wurden?

Indessen redete der Dichter ter Meulen mit seiner klaren klingenden Stimme, wohlighingestreckt an die lichtatmende Erde, redete ein ganzes Buch aus sich heraus über die Gründlichkeit, mit der van Aken versuchte, den Geist des Altertums zu erfassen in Zeiten, deren Geschmack sich der Renaissance und dem Barock zugewendet hätten. Er redete Geschichte und Kunstgeschichte, als habe er eigens zur Errettung des Herrn Don Quichotte=van Aken didleibige Werke studiert, um diesem nachzuweisen: in seiner vertrauten Beflissenheit an einem Lebenswerke, das halb Kunst, halb Wissenschaft sei, scharre dieser van Aken seit zehn Jahren unermüdlich an seinem eigenen Grabe.

Gerbrand van Aken saß währenddem auf dem Heidehügel und stellte ein äußerst komisches Bild; denn von dem Drehpunkt, auf dem er sich niedergelassen hatte, bis zum Deckel seines rauchen Zylinderhutes bildete

sein langer Leib einen Schwibbogen von gefährlicher Dünne. Den Gehrod trug er fest zugethöpft. Aken sah aus, als sei er vor Augenblickes Frist durch eine unsichtbare Macht zur Erde geschleudert worden und hätte noch nicht Zeit gehabt, sich auf eine bequemere Stellung zu besinnen. Der Strich des Knebelbartes, der ihm von der Unterlippe das Kinn hinabließ, schien mit dem Lineal und mit Kohle gezogen.

Matheis Maris begann darüber nachzudenken: dieser sonderbare Heilige war ihm in der Stadt schon hundertmal über den Weg gelaufen. Wobei es ihm eingefallen war, den wunderlichen schwarzen Ritter als die Verkörperung irgendeiner dunklen Macht für eines seiner mystischen Bilder zu verwenden . . .

Ja, daran dachte er nun. Zu anderen Zeiten hätte er die ausgewogenen Weisheiten ter Meulens gierig in seinen dürstenden Geist getrunken. Aber — das waren Dinge, die ihn seit dieser Nacht nichts mehr angingen.

Aken hingegen benahm sich der eindringlichen Rede ter Meulens gegenüber genau so, wie man ihn durch die Straßen von Amsterdam schreiten sah: zugethöpft bis oben hin und als sei außer ihm niemand auf der Welt.

Matheis Maris — je nun, der folgte dem Gespräche mehr als ihm lieb war und hatte doch beschlossen gehabt, sich allgemach einen felsenfesten Schlaf anzutun — etwa wie ein Leser, der in einem Romane durch Parthenontempel, Zellastris und Metopen sich hindurcharbeiten soll, weil ein unseliger holländischer Bildhauer einmal den verzweifeltsten Einfall gehabt hatte, das Glück seines Lebens und sein Talent daran zu vernichten. Oh!

Nun war Lukas ter Meulen nicht nur ein sehr kluger, beredter und vielseitig gebildeter Mann, sondern zugleich ein aufopferungsfähiger Freund, der

kein Mittel unversucht ließ, die Irrenden unter seinen Freunden seiner klaren Erkenntnis teilhaftig werden zu lassen. Und dennoch: der Dichter ter Meulen war ein wahrhaft Gekreuzigter, an dem das Wort zur Geltung kam wie an keinem vor ihm: »Andern hat er geholfen, sich selber aber kann er nicht helfen«.

Er war einer von denen, die zu allen Zeiten in der Literatur herumlaufen und für die die Menschen — kurzfristig und freigebig — den Ehrentitel eines Genies immerzu bereithalten. Lukas ter Meulen, der Kaffeehauspoet.

Die Einrichtung seines Wohnraums bestand aus einer Kiste, von der er behauptete, daß er sie zu Umzügen benötige. Auf dieser Kiste pflegte ter Meulen zu sitzen, wenn er nicht lieber nebenan auf dem ewig ungemachten Bette lag. Saß er nicht darauf, so stand ein verrosteter Spirituskocher dort mit einem geringen Blechtöpfe. Beides hatte er sich von seiner Mietsfrau ausgeliehen, um sich zuzeiten ein Ei zu kochen. Lukas ter Meulen gestand ohne weiteres, daß ihm darüber hinaus in dieser Wohnung nichts einfiele.

Auf den Fensterstöcken hatte er beschriebene Zettel aufgestapelt, mit flüchtiger, gemeinhin unentzifferbarer Schrift betrixtelt. In der Stadt sagte man, es seien auf diesenzetteln tüchtige und wohl auch wahrhaft große Gedanken in geschliffene Worte gefaßt, Gedanken von unerhörter Einmaligkeit, die in der Form, die ihnen Lukas ter Meulen geliehen, Ewigkeitswerte besäßen. Vielleicht hatte der Dichter selbst einmal an solche Bedeutsamkeit geglaubt. Oder er hatte vorhergehabt, die beschriebenen Zettel als Steinchen und Steine zu einem Bau von geistiger Monumentalität zusammenzufügen. Allein, das war schon lange her. — Inzwischen hatte er sich damit abgefunden, daß er zu jedem Werk von geschlossener Größe untüchtig sei.

In Amsterdam galt er nicht für ein Genie — will sagen: für irgendeins unter gleichen — sondern für das Genie schlechthin. Deshalb öffneten ihm alle Zeitungen freudig ihre Spalten; denn Lukas ter Meulen hatte stets etwas zu sagen, etwas Neues von überraschendem Glanze der Form und des Wortes und von noch überraschenderem Lichte des Geistes. Er selbst jedoch legte dieser Tätigkeit nur insofern Wert bei, als sie ihn in die Lage setzte, sich mit Anstand durch sein Kaffeehausleben zu schlagen.

Das Gerücht von seinem Genie kannte er natürlich. Vielleicht war er der einzige in der Welt unter den Erscheinungen seiner Art, dem man diesen Ruhmestitel zubilligte ohne die geringste Beimischung von spießbürgerlichem Mitleid und ohne ein heimlich spöttelndes »na ja«; denn Lukas ter Meulen ward weder in Schuhen mit zerlaufenen Sohlen noch in vertragenen Kleidern gesehen. Auch mit der schätzbaren Eleganz des Bildhauers Gerbrand van Aken hatte des Dichters Zigeunertum nichts gemein. Daß er keinen Zent Geld darüber hinaus verdiente, als er für seine Lebensgewohnheiten nötig hatte — eben dies war für die biedereren Bürger eins der kapabelsten Zeichen seiner Genialität. Daß sich im Kaffeehaus ein Ring von Schülern um ihn sammelte, von denen mancher älter war als der Meister, überzeugte beinahe genau so stark. Überdies wußte man: für viele dieser Schüler war Lukas ter Meulen Grund und Kompaß ihres Lebens geworden.

Er ward bei keinem literarischen Tee gesehen. Seine Post wurde im Kaffeehaus für ihn abgegeben — die Adresse »dem Dichter Lukas ter Meulen in Holland« genügte. Aber die Einladungen der literarischen Zirkel begrub er in den Papierkorb, der bei seinem Stammtisch eigens für ihn aufgestellt war.

Nur an diesem Stammtisch war er nahbar, und nur, wenn er nicht die List erkannte, ihn als Zierstück für einen Salon mit wohlfeilem geistigen Ehrgeiz zu gewinnen. Denn er haßte diese Lebensformen. Er haßte die gesellschaftliche Vereinigung von Menschen als Wechselstuben für abgegriffene Kleinmünze. Und so einer unvorsichtig genug war, ihm seine Genialität ins Gesicht hinein zu versichern, ja, den verachtete er. Dann erhob sich Lukas ter Meulen — und wär' es auch gewesen, daß der Kellner just eine frische Tasse duftenden Mokka vor ihm auf die kleine Marmortafel geschoben hätte — er erhob sich und schritt ohne Gruß von hinnen. — Von solcher Art war Lukas ter Meulen.

Er war ein Mensch ohne Überheblichkeit. Er war ein Mensch ohne phantastische Vorstellungen über die Kräfte seines Geistes, an denen er sich nie vermaß. Im übrigen schätzte er sie genau so hoch ein wie jene, die ihn kannten. Aber dies war der Unterschied: jene sagten, bei Lukas ter Meulen sei kein Ding unmöglich — wenn er nur wolle, dann könne er sich vornehmen, was es auch sei, es müsse ihm gelingen. Lukas ter Meulen dagegen wußte: sein Wille, sich etwas vorzunehmen, durfte die Grenzen nicht überschreiten, die ihm das unentbehrliche Kaffeehausdasein sicherten.

Er hatte versucht, sein Leben anders zu leben. Da war es aus mit ihm, aus. Von Stund an machte er den Eindruck eines Mannes, dem nie etwas eingefallen wäre. Er wurde blöd am Geiste. Er wurde zitterig an seinem Leibe, und er wurde laß in seiner Kleidung. Er wußte, er würde der verwairsteste unter den Literaturzigeunern Amsterdams werden, wenn ihn ein Verhängnis dazu verurteilte, die alten Lebensgewohnheiten aufzugeben. — So besaß er die Gaben eines Genies . . . bis auf diesen mangelnden Willen, oder bis auf die Fähigkeit, an jedem Tag ein

Stück zielbewußter Arbeit zu verrichten, oder sich zu einem sichtbaren Werke von Wert und Dauer zu sammeln . . . oder wie man das sonst nennen will.

Weil er seine Gaben an dem wirtschaftlichen Ertrage maß, den sie ihm lieferten, hielt sich Lufas ter Meulen zuletzt für ein genau so verpfushtes Exemplar seiner Gattung, wie dies Matheis Maris mit sich selber tat in der Stunde der verlorenen Begegnung am Heidehügel vor Amsterdam. An den Kreuzespfahl seiner Gewohnheiten genagelt oder an den seines brüchigen Willens, verhehlte sich ter Meulen den Jammer nicht, der es zuletzt doch mit ihm war. Aber dieser Jammer wurde maßlos, wurde schmerzhaft, ja er wurde tödlich, wenn ter Meulen auf die merkwürdige Idee verfallen wäre, ein anderer zu sein als der unbekümmerte, funkelnde, nachdenkliche, weisheitspendende Kunstphilosoph und Kaffeehauspoet. Darin lag das Geheimnis seines Glücks. Es war ein Jammer um ihn, und dennoch: glücklich zu sein — es mag kein Mensch je gegen das holdselig unbewußte Rätsel des Himmels, es mag kein Mensch je zu den goldenen Blumen der Sterne sinnvoll emporgeträumt haben, der glücklicher gewesen wäre, als Lufas ter Meulen.

Weder Matheis Maris noch der Bildhauer Gerbrand van Aken wußte um diesen Stand der Dinge — wie denn außer ter Meulen selber jedem Menschen jegliche klare Erkenntnis über ihn gebracht. Allenthalben galt dieser Getreuzigte als der wahrhaft Selige auf Erden. Dafür sorgte sein bedachtsamer Ernst, seine üppigtragende Weisheit, seine maßvolle Art und die Sicherheit, das Leben zu meistern. Er lebte wie die Blumen auf dem Felde, von denen gesagt ist, daß Salomo in seiner Herrlichkeit sich nicht mit ihnen ver-

gleichen konnte. War ein Mensch in der Welt, dem nie etwas mißlang? Nun ja, Lukas ter Meulen! War ein Mensch, der alles wußte, dem seine Tage gehorchten, dem keine Laune des Schicksals einen Stein in die Suppe warf? Wer anders, als Lukas ter Meulen!

So erschien er dem Bildhauer van Aken. Und van Aken hätte augenblicklich sein ganzes bisheriges Wirken als einen verhängnisvollen Irrtum abgeschworen, wenn er — in seiner anderen Art — nicht genau so unlöslich an sein Kreuz geschlagen gewesen wäre wie ter Meulen selber.

Kärglich entlohnt, halb vergessen von der Welt, ohne Aussicht, für seine Halbkunst je eine Betätigung zu finden — so alterte er hinein in das Leben, so alterte er in seine Not. Fadenscheiniger ward sein schwarzer Gehrock, der aus einer anderen Zeit kam. Rostiger und raucher ward sein Zylinderhut, sein Gesicht blässer, sein Leib hagerer. So stelzte er durch die Gassen der Stadt. Und da sich niemand um ihn kümmerte, hielt man ihn für einen Mann von verzwidder Einmaligkeit, bei dessen Anblick es die Menschen lächerte.

Wie schlecht es ihm ging — das ahnte außer ter Meulen niemand; denn er war zu stumm und stolz, es zu verraten.

Nun wäre kaum etwas verwunderlicher, als wenn der gescheite Herr Lukas ter Meulen seine Bergpredigt über all diese Dinge gegen die neunmal verschlossenen Türen des Gerbrand van Aken gerichtet hätte. Nein nein, derartig lächerliche Künste betrieb Lukas ter Meulen nicht. Er hatte die Gelegenheit zu seiner Gewissensrede auf dem Heidehügel wahrgenommen, von dem Bildhauer zu reden als von einem untrettbar Dorenen, als von einem Menschen, der kein Geschick hat, auch nur leidlich glücklich zu sein — aber er zielte mit

dieser Rede auf Matheis Maris. Das geschah einfach deswegen, weil er ein sinnfälligeres Lehrsubjekt für den eichenhölzernen Maris nicht finden konnte.

Wie es um diesen stand, wußte ter Meulen nämlich ganz genau. Seit er den Aufsatz im »Telegraafen« gehabt, hatte er ihn — wie man so sagt — nicht mehr aus den Augen verloren, wiewohl er ihm seit Monaten nicht leibhaftig begegnet war. Just deshalb.

Don Nikolaas van der Layen hatte er erfahren: der Schüßling ter Meulens zerrisse sich innerlich an den neuen Richtungen.

Anfangs hatte ihm der Althändler noch ein paar Bildertafeln abgekauft. Aber immer unfertiger, verworrener, ungelöster war geworden, was er ihm vorgelegt hatte. So zerschütterte sich der Glaube van der Layens an das Talent des Matheis Maris. Und dennoch: es war zwischen ter Meulen und dem Alten im verschossenen Seidentäppchen die Rede von Matheis Maris, so oft sie unter der kleinen Schirm Lampe des Labyrinths beieinander saßen.

Diese Zusammentünfte fanden sehr häufig statt. Don ter Meulen rührte her die Bezeichnung Katafomben für das taglichtlose Kästchengeläß des Herrn van der Layen. Darin verschanzte sich der Dichter vor der Welt. Es wußte außer dem Alten kein Mensch von dem geheimen Zweibund; denn außer in dem Sonderfalle des Matheis Maris war er dort von niemandem gesehen worden.

Dan der Layen aber beriet er in allem, was der vornahm — diese Behauptung muß zweimal und bedachtsam gelesen werden von dem, der die Absicht hat, mit der Geschichte des Matheis Maris des weiteren sich zu befassen.

In van der Layens Bücherregalen war das Geheimnis beschlossen des schier ungeheuerlichen Wissens, das den Kunstphilosophen und Dichter ter Meulen

zu einer so räthselvollen und bewunderten Erscheinung machte. Es waren diese Studien für ihn weder Arbeit noch Mühe. Ter Meulen wurde dabei weder von Ehrgeiz getrieben, noch verfolgte er ein Ziel. Sondern: es war für ihn die einzige Möglichkeit, sich durch das Dasein zu lustieren in einer seinen Gaben angemessenen Weise — sofern dies Dasein nämlich über den Rahmen des Kaffeehauses hinauslag.

Auch am Vormittage nach der Bergpredigt trat Lukas ter Meulen durch das schmale Hinterpförtchen in die Katakomben. In einem entlegenen Stadttheile hatte er sich von seinen Begleitern getrennt; um sie nicht ahnen zu lassen, wohin er steuerte.

Schon geraume Zeit saß er lesend in dem Rohrstuhl, da kroch van der Layen in irgendeinem Winkel von der Leiter herab. Beide schwiegen sich eine Weile aneinander vorüber. Dann erzählte ter Meulen von der Begegnung an diesem Morgen und daß Matheis Maris sich den Pinsel aus der Hand geschlagen hätte.

Der Alte pflegte zu hören, ohne sich in seinem Treiben stören zu lassen. Diesmal aber richtete er sich empor und spitzte die Sinne — just wie damals, als die Geschichte des Maris für ihn begann. Er tat so, als ginge jene Geschichte in diesem Augenblicke für ihn zu Ende. Davon, daß Maris gestern hier gewesen war und was sie miteinander geredet hatten, erfuhr ter Meulen keine Silbe. Van der Layen setzte vielmehr ein schmerzhaftes Gesicht auf, nahm ein paar der von Maris bemalten Holztafeln vom Brett, schnürte eine Hülle von solidem braunen Packpapier darum, schrieb mit Kohle ein Kreuz darauf, kroch mit dem Paden die Leiter empor und legte ihn hoch oben auf ein Regal. Dabei hatte er den Mund zu häßlicher Entstelltheit verkniffen.

In spöttischem Schweigen sah ihm ter Meulen zu. Dann sagte er: „Sie sind ein Narr, lieber Alter!“

„Ich war ein Narr!“ antwortete van der Layen, „damals — wissen Sie noch? . . . Ja, damals.“

Sehr karg war dies Zwiegespräch. Aber jeder der beiden Sätze hatte die Bedeutsamkeit einer Pyramide, die hingestellt ist an den Rand einer Wüste; denn von dort aus lief eine Straße, die führte durch ungeheure Leere in einen jammervollen Tod.

In Wahrheit zweifelte Nikolaas van der Layen keinen Augenblick an der ungewöhnlichen Begabung des Matheis Maris, sondern: den Weg, den er gestern beschritten hatte und den er heute weiterging, wies ihm seine Derschlagenheit.

Er tat also, als sei der Fall jenes vermeintlichen Genies für ihn erledigt, und verstaute deshalb jedes sichtbare Zeichen, das ihn an die leidige Geschichte erinnern konnte, zu höchst auf seinen Regalen. Der Staub sollte es dort begraben. Zwar hatte ihm ter Meulen berichtet: ehe er am Morgen von Maris geschieden sei, habe er ihn an die Rede erinnert, die über Raffael Santi im Umlauf ist, nämlich, daß diesem gesagt wurde, er wäre ein Maler geworden, und wenn er gleich ohne Arme auf die Welt gekommen wäre. „Sehen Sie, van der Layen, das trifft auch auf Matheis Maris zu!“ So fest war ter Meulen davon überzeugt, daß er weiter kein Wort dem Maris gegenüber verloren hatte, ihn in seiner Zerrissenheit zusammenzustücken, ihn aus seiner Niedergeschlagenheit aufzurichten, oder gar, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, heimzukehren und in Tagelohn zu treten bei Pieter Bosboom dem Gärtner.

Als er ter Meulen diesen Plan eröffnete, war

Maris fast freudig geworden, weil er eine solche Kraft des Willens gefunden hatte. Es war zu sehen: von Stund an fühlte er sich wieder als ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft. Hier war er unsinnig durch verlorene Tage gelaufen — dachte er —, in die Stille seiner Moorheide aber zog er befreit und machte seine alte Mutter los von der Mühsal harten Dienstes ums tägliche Brot. Ja, im tiefsten erlöst sah er aus, als er ter Meulen die Hand zum Abschiede reichte; denn es brannte auch die heiße Sehnsucht in seiner Seele, das Glück jenes Paradieses wenigstens an den fernem Säumen der Erde noch einmal dahinwandern zu sehen im Traum.

Und Lukas ter Meulen fand kein Wort für ihn, dem er vor ein paar Monaten sein hosianna zugerufen? — Kein Wort! Denn er wußte, also mußte es mit Matheis Maris geschehen, wenn sich alles erfüllen sollte. Wäre der selbstzufrieden, gedankenlos oder gar hochmütig vor den Sturm und Drang der anders gearteten Talente hingetreten, so hätte er gestanden am Rande des Grabes seiner Kraft . . . Solch einer war ja der Bildhauer Gerbrand van Aken — ein alternder Mann, der aus der Not eine Tugend machte und darüber zu seinen zwitterhaften Eingebungen gelangte.

Und nun war Matheis Maris fort! Ob er wegen des verlorenen Einfalls mit dem Schießeisen noch einmal zur Stadt zurückgekehrt, oder ob es geschehen war, mit der Bahn nur um so schneller dieser Stätte seiner Niederlage zu entfliehen — danach hatte ihn ter Meulen nicht gefragt.

Der liebe Gott sah irgendwo in der Moorheide, die sich hindehnte zwischen den Kulturen des Pieter Bosboom, dem Heimwesen der Nele Greefs und der

verwaisten Hütte des Matheis Maris, jawohl, der liebe Gott. Maris merkte das gleich, als er von der kleinen Bahnstelle seine Wanderung begann. Er merkte das an tausend losgelassenen Lerchen, an dem goldenen Mittagswind und an der Luft aus blauer Seide. Er merkte das an jedem schaukelnden Halm, an jedem glitzernden Wasser, das sich wohlighig hinausträfelte in die auferstandene Welt.

Da war dem verlorenen Sohne gar nicht mehr so verloren zumute. Seinem Herzen wuchsen Flügel. Er brauchte es nur auf die flache Hand zu setzen — es wäre lichtfelig emporgewirbelt mit den Lerchen und hätte sich geschaukelt an einem Sonnenstrahl . . . Nach derlei Kunststücken hatte es dies arme gemarterte Herz all die Zeit her nicht mehr gelüftet.

Aber je näher er der Stelle kam, von der aus er das Dach von Mutter Glossys kleinem Hause zum ersten Male würde sehen können — es war dort, wo die Straße um den Höhrenhügel herumfließ — je näher er dieser Stelle kam . . . ach, seine beiden Augen wären wohl recht gerne den ungefügen Schuhen vorausgelaufen, wenn nur das Werk nicht so schwer gewesen wäre: über ein kleines hinzutreten vor Glossy Maris und vor Pieter Bosboom und sie zu bitten: machet mich zu einem eurer Tagelöhner!

Darüber gingen die Kerzen alle aus, die die Welt in ihrer Auferstehungslust an seinen Weg gesetzt hatte. Und die kleinen Engel, die er da und dort auf der Heide gesehen hatte mit Grabscheiten und Körben voller Blumen, die sie für den ersten Mai noch allesamt in die warme sehnsüchtige Scholle pflanzen mußten — die kleinen Engel waren alle fort, als Matheis Maris gegen den Zaun bei Pieter Bosboom anschrift.

Seine Tritte waren auf dem braunsamtenen Grunde gar nicht zu hören gewesen. Deshalb hatte Maris dem

alten Freunde schon eine Weile zugeschaut, der da in einem Beete kniete und emsig die Erde wühlte. Hatte seine Arme unter den Ellenbogen zwischen zwei Zinseln des Statets gestützt und schaute auf Pieter Bosboom hin. Er hatte sich zuvor auch recht schön überlegt, was er sagen wollte. Aber nun war alles fort — wie die kleinen Engel von der Heide.

Sast sah es aus, als wollte Pieter Bosboom ihn nicht sehen.

Da ging er ein Stück weiter draußen am Zaun. Und als ihn Bosboom bemerkte — „Mensch! Matheis Maris!“ — da wischte er sich mit dem Handrücken die Augen, sprang empor und streckte ihm beide Arme hinaus über den Zaun. So führte er ihn bis zu dem Pförtlein. Es war ein umständlich Behaben. Und immerzu jubelte er seine Freude über ihn dahin und rief zwischendurch nach Mutter Glossy, bis die in ihren Höltschen herausgeflappert kam . . .

„Gitt i Gitt, Pieter Bosboom!“

Und Pieter Bosboom — na, der sah das Glück aus Glossys Augen stürzen und suchte derweil nach der Krone, die König Matheis der Erste tragen mußte; denn eine Nummer des »Telegraafen« hing drinnen in Glossys Stube unter Glas und Rahmen und hatte an jedem Tage den Ruhm dieses Kätnerjungen verkündigt — frisch wie an jenem Abende, da Lukas ter Meulen den Ruf über die Welt gesandt hatte »Habemus pictorem!«

Nun ja, für die beiden biederen Heidesiedler war der D-Zug der Zeit bei Matheis Maris stehengeblieben damals. — Aber den Matheis Maris hatte er inzwischen zu Tode gefahren . . .

Wie das gewesen war in der Stunde, in der Pieter Bosboom die Zeitung in die Hände bekommen hatte und ihm der Name seines Freundes groß und schwarz

in die Augen gesprungen war — von all diesen Dingen galt es zuerst zu reden. Es stürzte das so zwischen sie hinein und wirbelte ihre Herzen herum, und sie waren froh, daß der lange verhaltene Sturm nun endlich einmal losbrechen konnte.

Nicht sonderlich wohl zumute war dem Matheis Maris; denn er sah die beiden jubelnden Menschen auf einer Brücke stehen, die sich über eine gefährliche Kluft spannte und die so morsch war, daß nur tiefste Ahnungslosigkeit sich darauf hinauswagen konnte.

Sie merkten ja dann auch, daß Maris nicht mit ihnen ging. Er stand kleinlaut auf der anderen Seite der Kluft und rief sie allgemach zu sich hinüber. Es war eine jammervolle Pflicht für ihn, mit zitternden Händen alle Lichter auszudrücken, die die Stunde hoch und hundertfach in sie hineingestellt hatte.

Dann saßen sie drüben in der Stube; und zuletzt, ja — zuletzt konnte sich Matheis Maris nicht mehr halten. Er sank vor Mutter Glossy hin und preßte sein Gesicht auf ihren rauhen schwarzen Wollrock und weinte.

Es war so etwas noch nicht gesehen und erlebt worden in einem Haus, in dem Bauern ihr Tagwerk wirken und schamhaft ihre Herzen vor einander verbergen. Matheis Maris, der den Kampf und die Bitterkeit der vergangenen Wochen doch nun hinter sich getreten hatte, wußte kaum, wie ihm geschah.

Pieter Bosboom — über dem Letzten, dem er da zusehen mußte, war er hinausgeschlichen, lehnte am Brunnenkopf im Höflein und rüdte sich verzweifelt die Mühe. „Oha!“

Nach einer Weile kam Matheis heraus zu ihm, leidlich aufrecht, gab seinem zerschütterten Gemüt einen Ruck und sagte: „Wir wollen gleich anfangen, Pieter Bosboom; es ist das beste.“

Drei Wochen schaltete Matheis Maris in den Kulturen, als hätte er gelobt, den Himmel nicht wieder anzusehen, den schönen hellen klingenden Himmel.

Dann kam ein Sonntagmorgen. Vor Tau und Tag schloß Matheis aus dem Haus und stapfte der Sehnsucht nach. Er lief zu seiner Hütte im Moor.

Nun widerstand er nicht mehr; denn nun wußten sie alle ringsum: er war wieder da und hatte den guten Dorfsatz mitgebracht, ein ordentlicher Mensch zu werend, der mit seinen eichenhölzernen Gliedern etwas Rechtschaffenes vor sich bringen konnte.

Nele Greefs, blank und golden wie ein Ostertag, hatte auch schon ein paarmal in das Höflein von Mutter Glossy hereingeschienen. Aber für das Unglück des Kättersohnes hatte sie, hatte keiner ein Maß — wie sie zuvor auch kein Maß für sein Glück gehabt hatten.

Überdies gab sich Nele Greefs gar keine Mühe, ihre Schadenfreude zu verbergen. Und damit Matheis Maris nicht auf die Einbildung verfiere, sie hätte noch den Wunsch, auch für ihn schön zu sein, leuchtete sie um Pieter Bosboom um so lebhafter. Sie ließ sich zuletzt im Hause der Glossy auch keine Gelegenheit entwisphen, das geschäftige Echo der Meinung der Leute zu sein. Die spotteten natürlich weidlich, und es war ihnen eine Genugtuung, den Matheis so kleinlaut zu sehen.

Sein voriges Verhalten legten sie ihm nun erst recht als Hochmut aus und nicht als das, was es war, nämlich: die Folge seines ewig köstlichen Eifers und Sorgens, das Kleinod, das in dies Menschenherz gelegt war, dereinst in seinem vollen Glanze strahlen zu lassen. Wer aber solch ein Gottgeschenk in sich birgt, kann nicht anders, als ihm in Demut dienen. Zwar meinen die Menschen, daß sie ja keinem der Begnadeten dabei im Wege stünden, aber sie fordern, er solle darüber hinaus in allen Stücken sein wie sie. Und sie ahnen

nicht, daß sie damit einen Gözendiener aus ihm machen möchten, aus ihm, der sein Leben als ein unablässiges Ringen und Grohsein dem Dienste des Gottes geweiht hat, dessen Ruf an ihn ergangen ist.

Ernst und gewaltig war dieser Ruf in den drei Wochen nach der Heimkehr des Matheis alsbald wieder von ihm vernommen worden.

Bis ins Herz erschrocken wachte Maris einmal in der Finsternis der Nacht auf. Da fiel ihm ein, was von dem Knaben Samuel geschrieben steht, der des Glaubens war, Eli, der Hohepriester, habe ihn gefordert. Aber er sagte nicht wie jener: »Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen«, sondern er zog die graue Wollbede empor bis über die Ohren; denn es kam ihn eine Furcht an vor sich selber, daß er beim besten Willen seinen Platz in den Kulturen des treuen Pieter Bosboom nicht ausfüllen könnte und daß es die Loedungen des Taugenichts seien, der sich nicht unterliegen lassen wollte in ihm.

Jedemoch — die Geschichte des kleinen Tempeldieners Samuel ward für ihn zu einem herrlichen Gleichnis.

Am Ende der dritten Woche lief er hinaus in das frühe Leuchten der Heide, um die Zeit, da noch der Sunkelglanz des Morgensterns darin zitterte. Es war ihm recht feierlich zumute; denn auf der Stätte, der er nun entgegentzog im Schutze der leise weichenden Nacht — auf jener Stätte hatte er den ersten Blick in das Herz Gottes getan.

Er mußte lange wandern, ehe er die Hütte sehen konnte. Auf diesem Gang legte er sich aus, was von dem Knaben Samuel berichtet wird. Und er erkannte, wie unerschütterlich über Tausende von Jahren und ungezählte Millionen von Menschen sich bis zu ihm herübergelebt, was an ewiger Gültigkeit und in wahrhaft göttlicher Bildkraft in jener kleinen Geschichte be-

geschlossen ist. Aber wenige sind, die diese Wahrheit an sich spüren. Denn wunderbarlich sind die Gelüste der Menschen. Sie ruhen nicht, bis sie ihr Leben zerschlagen haben in Stückwerk. Sie ruhen nicht, bis sie ihr Herz gefüllt haben mit dem Plunder ihrer zerschlagenen Tage. Und wenn sie dann hineinsterben in die Finsternis der Erde, so ahnt kaum einer von ihnen, daß er schon im Leben hätte Himmel in den Händen halten können, wohin er griff.

Als Matheis Maris den Schlüssel unter heißem Herzklopfen in das Türschloß steckte und ihn umdrehte, da war es ihm, er müßte in dem kleinen Hause eine Entdeckung machen. Etwas Grauensvolles, etwas ganz unerhört Grauensvolles müßte sich für ihn in dem dunklen Raume verbergen. Er konnte den unsinnigen Gedanken nicht loswerden: es säße da drin einer am Tische und sei kein anderer als Matheis Maris, der glückselige Träumer, der dem lieben Gott auf der Spur gewesen war in seiner himmelfrohen Einsamkeit. Aber dieser Matheis Maris sei nun gestorben. Sein Kopf hänge hernieder auf die Brust. Und seine Augen, die allen Glanz der Erde in sich getrunken, seien ausgelöscht und vermodert . . .

Es war ein häßliches und beängstigendes Bild. Er schloß die Lider. Aber der Mann im Rohrstuhl blieb sitzen. Die Hände waren ihm über die Armrauten herabgesunken; und auf einmal . . . auf einmal redete er mit dumpfer Stimme wie aus der Tiefe eines Grufstgewölbes heraus und sagte: „Matheis Maris, erkennst du mich? Das habt ihr aus mir gemacht, du und deine Treulosigkeit! Ich eiferte um die Rätsel des Lichts — du aber hast Tür und Fenster geschlossen, damit ich sie nicht löse. Mein Herz schrie nach dem Wasser eines schönen und hohen Lebens — du aber hast mich verdürsten lassen! Matheis Maris, erkennst du mich?“

Endlich riß er die Thür auf und stieß den Laden hinaus. Das Gespenst war nicht mehr da. Nur eine glaspröde grabhafte Luft stand zwischen den Mauern. Auf dem Tische lagen noch etliche Bücher, an die Mutter Glossy sich nicht herangewagt hatte, als sie Bett und Wolldecke hinübergeholt in ihr Haus. Aus der Bettlade mürfelte die Heidestreu, die Matheis vor Monaten geschnitten hatte. Alles war unberührt. Aber es war nun doch wie ein Leichnam, kalt und starr.

Matheis Maris hatte einen vollen stillen Vormittag in dem kleinen Haus und seiner trautsamen Umgebung verbringen wollen in wohligen Erinnerungen, wenn gleich er sich solch heimliche Reisen in das Land seiner Träume ernsthaft verboten hatte. Danach sollten Thür und Fenster wieder zugetan werden. Und er? Nun, er würde fortgehen, wie ein Mensch von einem Grabe fortgeht, in das er vor Monaten das Liebste gelegt hat, was er auf Erden besessen.

Überdem jubelte sich der junge Tag durch das weit-offene Fenster herein. Und wie eine Wurzel, die lange im Finstern gelegen — wenn der Frühling sie in seine Wunderhände nimmt, den seligen Schauer des Lebens verspürt und das schlummernde Geheimnis ihrer Kraft sich augenblicklich zu wandeln beginnt unter dem Odem der Sonne — so geschah es Matheis Maris. Sein Schreck war verzittert. Im Zauber des Lichts auferstand, was in ihm gestorben gewesen war. Und wie weithin über den Mooren die Nebel mit dem brausenden Leuchten des Tages rangen und sich niederschlugen als ein köstlich Geschmeide der Erde, also zerwehte in ihm die Trübsal, es zerwehte die Kargheit seiner Seele, es fiel ab von seinem Geist und seinem Herzen, was er dort aufgestapelt hatte an Kummernis, an Irrtum, an Kleinmut, an Bangigkeit und dürftigem Kram der Tage. Und Matheis Maris hob seine

Augen auf, und siehe, sie fanden den Weg in das Herz Gottes.

So nun aber einer auf den merkwürdigen Einfall gerieth, die Stunde des Wiedersehens mit seinem kleinen Hause hätte durch ein Zauberstäbchen diesen Wandel in der Frist eines Augenblickes vollbracht, nun, der gäbe sich einer gehörigen Täuschung hin.

Nein nein, Matheis Maris wurde wieder einmal gründlich entzweigerissen. Es bestürmten ihn diesmal Bedenken und Erfahrungen als ein wohlgewappnetes feindliches Heer, die ihm im vorigen Jahre nicht die geringste Sorge gemacht hatten. Was schon daraus zu erkennen ist, daß er erst in der Dämmerung des Abends heimkehrte. Er hatte sich würzige Kalmuswurzeln gegraben, als er Hunger verspürte. Einen Rest Tabak und die kurze Holzpfeife hatte er noch zwischen Sparrn und Rohrdach gefunden, wo er sein Rauchzeug damals aufzuheben pflegte. Damit half sich sein harter und an Kasteiungen gewöhnter Leib über den Tag.

Daheim fand er Pieter Bosboom und Nele Greefs bei Mutter Glossy. Sie warteten in die Dämmerung hinein und waren einsilbig. Sie hatten davon geredet, daß er an diesem Morgen wohl seiner Sehnsucht nachgelaufen sei. Sie hatten sogar um ihn gestritten; denn Nele Greefs war der Meinung, es sei ein rechtes Trauerspiel um einen so langen kräftigen Menschen — er müßte sich von den Sirlesanzereien mit einem gemäßigten Aufwand an Willen wohl losmachen können, da er doch nun wisse, was es damit auf sich habe.

Glossy Maris schwieg zumeist stumm und leidvoll vor sich hin. Nun ja, sie mußte Nele Greefs schon

rechtgeben. Aber ihr Herz hörchte sich in eine scheue Hoffnung an den holperigen Reden des treuen Pieter Bosboom. Denn holperig waren die — was daran lag, daß sich ihm für derlei gelehrte Dinge die Gedanken und die Worte nie recht zusammenfügen wollten. Aber darauf kam doch alles hinaus, was er sich tröstend und sorgend abquälte: er konnte sich nicht denken, daß der Matheis die Türen zu seiner Kunst hinter sich habe zuschlagen müssen aus einer klaren und unabänderlichen Erkenntnis heraus — aus der Erkenntnis nämlich, daß seine Gaben für diese Kunst nicht hinreichten.

Weil Nele Greefs gegen Pieter nicht aufständisch sein wollte, war sie zu einem kleinen Kuhhandel bereit: neben seiner Arbeit in den Kulturen könnte der Matheis noch malen genug.

Da schlug Pieter Bosboom auf den Tisch: zu einem Tagelöhner sei solch einer zu gut, und mit Händen, die sich an den Wochentagen steif gewühlt hätten in der Aderkrume, könnte einer dann am Sonntage kein Feinwerk schaffen wie das eines Malers. Zornig und mitleidig schloß er seine Rede: es wäre für junge Frauensleute wohl besser, wenn sie sich mit derlei Dingen nicht befassen wollten.

Da bekam Nele Greefs einen roten Kopf und war froh, daß Matheis in den Holzschuhen draußen über die Fliesen stapfte. Gleich danach schob er sich denn auch zur Tür herein. „Guten Abend.“ Er zwängte seinen langen Leib in den Winkel hinter den Tisch. Fast sah es aus, als wollte er ingrimmig bis zur Bettzeit vor sich hinschweigen.

Nele Greefs blißte einen Strahl Sonne gegen ihn. Mutter Glossy saß auf der Ofenbank und dachte, er müßte wohl sehr hungrig sein. Aber Pieter Bosboom, nun, der saßte gleich mitten hinein in ihrer aller Dämmerungen. „Guten Abend, Matheis Maris! Und nun

mal heraus mit der Sprache! Steht das Herz Gottes noch am alten Platz? Und das Herz des Matheis Maris wieder?" Über Tag hatte er kein Wort gefunden, das so hintraf wie dieses, so mitten ins Schwarze.

"hm," machte der lange Matheis, schob sich hinter dem Tisch hervor und begann eine Wanderung durch die Stube. Er fing an zu reden. Langsam, rückweis, besinnlich. Aber es war, als stellte er seine Worte hin — Kilometersteine an den Weg seines Lebens. Morgen wollte er aufhören bei Pieter Bosboom in den Kulturen. Sein Leben, wie es nun werden sollte, rollte er vor ihnen auf. Ja ja, Kampf und Armut würde es sein, und dennoch eine namenlose, eine ungeheure Glückseligkeit.

Zuerst — turg und moorbauernhaft klangen seine Worte. Aber es wuchsen ihm Flügel, je tiefer er sich hineinredete in das Land seiner Sehnsucht. So flog er ihnen aus den Augen.

Pieter Bosboom vermochte ihm am weitesten zu folgen. Dann ging auch das nicht mehr. Und nun mutmaßten sie aus seinen fremden Reden nur noch die Tapferkeit seines Willens, die Erlöstheit seiner Seele und ahnten die Größe seines Geistes, der sich hinauschwang, weit hinaus über die Grenzen ihrer engen Tage.

"Mensch! Matheis Maris!" rief Pieter Bosboom ... er war emporgesprungen. Aber der Aufwand an Stimme brach jäh zusammen. Nur seine Augen leuchteten in einer großen Freude. Und der treue Pieter machte wieder einmal einen sehr komischen Eindruck. Er deutete gegen die niedere Decke der Stube und sah doch aus, als spähe er in das Zenit des Himmels. Das kam daher, daß er für den Schwung seiner Gedanken zu einem Bilde greifen mußte, das sich in seinen Sinnen stets viel reizvoller ausnahm als

in seinen Worten. „Jawohl, so ist es,“ sagte er dann und bohrte seine Blicke unentwegt in die Dunkelheit über sich. Die anderen drei Augenpaare begannen indes neugierig zu suchen, was es denn da oben Merkwürdiges zu sehen gäbe . . .

„In den letzten drei Wochen bist du ein gefangener Adler gewesen, der zwischen meine Zäune geraten war . . . Auch ganz schön, Matheis Maris; denn warum? Ein Adler ist selbst im Käfig ein interessantes Tier. Aber dort oben, wenn er um die Sonne seine Kreise schlägt . . . Siehst du, Matheis Maris, so mein ich das: . . . flieg, Adler, flieg!“

Pieter Bosboom hatte sich Schweißtropfen auf die Stirne geredet. Aber was er sagen wollte, das wußten sie nun doch. Er atmete erlöst auf: „Ja ja, es ist das ein mühseliger Geschäft, als Tulpen und Narzissen wachsen zu lassen, ihr Leute! Doch, in der Welt gehört jeder an seinen Platz. Also soll einer, dem der Herrgott die Farben gemischt hat, daß er sie ihm nur so von der Palette herunterzustreichen braucht — solch einer soll nicht die Erde wühlen wie der Maulwurf und Pieter Bosboom.“

Nun kannte selbiger Pieter Bosboom die Lage der Dinge aber viel zu gut und wußte, daß er damit an Leid soviel auf Mutter Glossys Herz geladen hatte, als er von dem Herzen des Sohnes heruntergenommen.

O ja, ein Wort Pieters wog schwer bei der arg verwaisten Frau. Aber wie? War er nicht vor drei Wochen der Ansicht gewesen: wenn's nun einmal nicht anders sein könnte mit Matheis, so würde er auch in den Kulturen auf seinem Posten stehen und sich leidlich durchs Leben bringen.

Darin hatte für Glossy ein milder Trost gelegen.

Freilich, was Matheis einst besessen an Grund und Boden, das war fort und blieb fort. Und an dieser bitteren Wahrheit zerkümmerte sich Mutter Glossy das Herz hinreichend.

Nele Greefs aber dachte, wenn Pieter Bosboom solch einen Glauben an Matheis Maris aufbrächte, so wäre es die höchste Zeit, daß sie sich anders einrichtete; denn daß sie nun auch den anderen um des einen willen verspielen könnte, der nach der Meinung Pieters die Sonne zu umkreisen hatte — diese Möglichkeit ermaß sie in ihrer Mädchenselbstsucht mit peinigender Klarheit. Also sagte sie fest und vertrauensfroh: „So wie der Pieter will, so ist das richtig!“ und war nicht im geringsten besorgt, daß man wegen solcher Wandlung des Sinnes Rechenschaft von ihr verlangen könnte.

Sehr klug war das von Nele Greefs. Pieter Bosboom nämlich hatte es sich ungemein hübsch gedacht, mit dem blanken wachen Mädchen durchs Leben zu fahren. Nur konnte er nicht recht zur Klarheit kommen, ob Matheis Maris zuletzt nicht doch der Pol sei, nach dem die Magnetnadel ihres Herzens zitterte. Da sie nun aber neckisch des Pieter Bosboom »Flieg, Adler, flieg!« auf die Kinderweise von dem kleinen Käfer anstimmte, dessen Mutter in Pommerland ist, so nahm Pieter den goldenen Wind von Nele Greefs in seine Segel und sagte: „hör mal, Nele Greefs, das Schiff des Matheis Maris hätten wir nun glücklich wieder flott! Was meinst du, wenn wir jetzt mal an uns dächten?“

Daß sich die Nele erst ein bißchen harthörig stellen würde, schien ihm wohl glaubhaft. Er hatte auch nicht ohne Absicht die Umschreibung mit dem Schiffe gewählt — so konnte er im schlimmsten Falle sagen, Nele hätte ihn nicht ganz richtig verstanden. Denn wie tapfer, fleißig, bedacht und er-

findungsreich der Blumenzüchter Pieter Bosboom war — der Liebhaber und jugendliche Held gleichen Namens hatte auf dem Theater des Lebens bisher nur die Rolle eines Statisten gespielt und wußte beim besten Willen nicht, wie er es anstellen sollte, in das rühmlichere und meistumworbene Fach hineinzukommen. Und doch war es dazu die höchste Zeit.

Im Gegensatz zu ihm verstand sich Nele Greefs auf derlei Angelegenheiten ausgezeichnet. Zwar, sie lachte ein bißchen überrascht, sie wurde ein bißchen rot — was man aber des Abends wegen nicht sehen konnte — und sie war auch ein bißchen erschrocken. „Soll ich dazu denn so rasch etwas meinen, Pieter Bosboom?“

„Ja,“ sagte er, „das sollst du; denn es ist eine Sache, die geht nicht bloß dich und mich an, sondern auch Mutter Glossy und Matheis Maris. Nämlich: wenn wir zwei im Dorschiff sitzen, so nehmen wir das Boot von Mutter Glossy ins Schlepptau, und sie kann von ihrem Platz aus nett zusehen, wie wir fahren. Und wenn wir Kinder haben, drei oder sechs, Mutter Glossy schaukelt sie auf ihren Knien und kann denken, es ist nun alles gut und schön geworden und gerade so, als hätte der Matheis die Nele Greefs genommen. Was aber der Matheis ist, so kann der ohne Sorgen um die Sonne fliegen; denn Mutter Glossy sitzt daheim, spielt die Kindsfrau und braucht sich das Rheuma nicht in die Glieder zu plagen, das in der schwarzen Moorerde auf unsereinen lauert. Hast du das verstanden, Nele Greefs?“

„Natürlich,“ sagte Nele Greefs.

„So zünde gleich mal die Lampe an, Matheis; denn diese Sache müssen wir uns bei Lichte betrachten.“

2.

Wanderjahre

Durch den Abend, in dem man sich im Stübchen der Mutter Glossy die Dinge bei Lichte betrachtete, lief eine Grenzscheide. Nun brannte die kleine Lampe am Draht freilich nicht entfernt so hell, daß sich erkennen ließ: es entschieden sich unter ihr recht eigentlich vier Lebensschicksale. Zwar hatte Pieter Bosboom der Besinnliche diese Tatsache in seiner Art für jeden gekennzeichnet, aber der Saden des Matheis Maris flatterte selbst für Bosbooms Augen viel zu weit hinaus in jenes blaue Land, auf dessen Fernen ihr Schauen nicht eingestellt war.

So sprachen sie von den näheren Dingen bis um die Mitternacht bei Kaffee und Pfingstfuchen und einer Glasche Beerenwein, die Pieter für solch eine Wegwende offenbar bereit gelegt hatte, und waren vergnügt, als saßen sie in dem Dorschiff, das den kleinen Torstahn der Mutter Glossy schleppte, und machten bei gutem Wind eine Hochzeitsreise. Die führte sie durch die Moorgräben um die Weiden und Äder der beiden Anwesen, welche durch den Verspruch von Pieter und Nele einmal zusammenfallen würden. — Es war sehr hübsch und frohmütig.

Matheis wollte von morgen ab wieder in seiner Hütte wohnen und das frühere Leben aufnehmen — je nun, Nele Greefs hatte die Empfindung, er sei in all den Jahren nie so weit fortgewesen von ihr. Deshalb erinnerte sie ihn daran, daß er ihr zu guter Stunde ein Bild versprochen hätte.

Matheis Maris hatte seit Wochen höchstens in seiner Sehnsucht mit Pinsel und Farben gearbeitet;

und was etwa aus der anderen Zeit noch herumgelegen, das hatte er vernichtet. Da fiel ihm ein, er wollte ihr ein Selbstbildnis zeichnen. Dazu setzte er auch gleich ein spöttisches Gesicht auf; denn er gedachte, in dem gemalten Matheis Maris Abrechnung zu halten mit jenem Menschen, mit dem er einen Winter über nicht fertig geworden und der natürlich kein anderer war als er selbst. Verhöhnern wollte er diesen unsicheren Gesellen. Hah!

Er hielt also Umschau nach einem leidlich würdigen Stück Papier oder einer Pappe. Wobei er noch schwankte, ob er ein Röhrchen darstellen sollte, das der Sturm zerwühlte. Er hätte dann einem Schilfsolben seine Züge verliehen. Auch das Gesicht fiel ihm ein, das ihn am Morgen erschreckt hatte, ehe er die Türe der Hütte öffnete. Dieses stand in beängstigender Körperlichkeit vor seinen Sinnen — mit den toten Augen und der fürchterlichen Anklage auf den Lippen . . . Aber ein Zeichen freundlichen Gedankens und eine Erinnerung an gemeinsam verbrachte Jugendzeit mußte wohl anders aussehen.

Inzwischen hatte er ein Stück Kohle in vermittelter Hülle unter dem Sutter seiner Westentasche herausgehohlet, und Mutter Glossy schob ihm lächelnd den leergegessenen Kuchenteller zu. Der war aus rotem Ton und ohne Glasur wie jener, den sie mit dem Bilde des Stijn Maris zuunterst in ihrer Truhe aufbewahrte.

Hm. Matheis setzte sich also dem kleinen Wandspiegel gegenüber, an dem unten die beiden verschossenen Papierrosen und das Auge einer Pfauenfeder steckten, und zeichnete den Matheis Maris heraus aus dem Spiegelglas.

Ale Greefs war voller Neugier hinter ihn getreten. Sie wollte sehen, wie so etwas zustande käme — im Grunde genommen: solch ein Unerhörtes! . . .

Mochten sich die Leute immerhin die Mäuler zerreißen, daß Glossys Ältester derlei Dinge nur triebe, weil er zu einem nützlichen Tagwerk ungeschickt sei.

Die Mutter und Pieter waren schon in das Dunkel des Ofenwinkels versichert. Von dort aus gab sich Pieter Mühe, die Nele Greefs zu sich heranzuloden. So focht er im Schatten ein gar ergötzlich Spiel für Mutter Glossy. Nele war aber ganz untergegangen in ihrer Andacht. Darum gewährte sie die Not des Mannes hinter dem Ofen nicht früher, bis es ihr fremd und groß ans Herz wehte von dem Schaffen des Matheis her, so fremd und groß, als wäre sie allein durch eine Kirche geschritten.

Dann ging sie auf den Zehen zu den anderen, kuschte sich dicht an Pieter und schob ihren Arm durch den seinen und sah aus ihrer Finsternis unverwandt hinaus auf Matheis Maris. Dabei fielen ihr die Worte der Schöpfungsgeschichte ein: »Er schuf den Menschen ihm zum Bilde«, und daß es etwas wahrhaft Göttliches um solche Kraft sei, die mit einem Stüdlein Kohle ein Wunder wirkte.

Sehr langsam spann sich der Faden ihrer Gedanken. Denn inzwischen war Matheis Maris fertig geworden, und sie sagte nun, worüber sie all die Zeit her gesonnen hätte. Da zeigte es sich, daß Pieter Bosboom seine Gedanken aus den gleichen Worten der Schöpfungsgeschichte hervorgesponnen hatte. Freilich, er war eine Wegstrecke weiter gekommen, hatte hinter den schweren Vorhang der Zukunft geschaut und berichtete nun mit gehobener Stimme, wie er sich deutete, was er da über den Matheis erkundet hatte.

Der aber horchte gar nicht hin, sondern neigte den Kopf einmal rechts, einmal links vor seinem Bilde, lugte prüfend darüber, wischte da ein bißchen mit der Spitze des Fingers und dort und sah so vergnügt aus, wie er ihnen zuvor nie erschienen war.

Zulezt zeichnete er seinen Namen unter das Bild. Sehr spitzfindig ward dabei sein Gesicht; denn die Kohle, die er schon weggelegt hatte, griff er noch einmal auf und schrieb unter den Namen:

Und was so recht dahinter steht,

Das hat noch niemand nicht entdeckt.

Dann lehnte er den Teller aufrecht gegen die Kaffeekanne, und die anderen traten herzu, sahen es an und lasen . . .

Also endete die Nacht, in der sich Pieter Bosboom und Nele Greefs versprachen — das heißt: der glückliche Pieter führte die blonde Nele danach noch heim, an den blanken Gräben entlang, in denen das Mondschifflein immer neben ihnen herschwamm. Aber diese Geschichte — schon weil sie, genau genommen, höchstens ein Flug um den Mond war — gehört nicht hierher; denn wenn Pieter Bosboom gewollt hätte, daß man nach fünf- oder zehntausend Jahren davon rede wie von dem Flug seines Freundes Matheis Maris um die Sonne, so hätte er das freundliche Begebnis nicht hinter den silbernen Vorhang einer Heidemitternacht verstedt.

Von Matheis Maris ist zuvörderst nicht viel zu berichten. Er nahm sein Leben in Einsamkeit vom Jahre vorher wieder auf. Nur noch viel seltener gesehen ward er, als damals.

Als Pieter, Mutter Glossy und Nele im Sommeranfang doch einmal zu ihm hinauskamen, fanden sie ihn am Strande des blauen Meeres der Nacht, wie er malte und sich gar nicht nach ihnen umschaute, weil sich die flüchtigen Wunder des Lichts nicht anders halten ließen denn durch Farben.

Dann aber ging er mit ihnen zur Hütte. Da sahen sie, daß er sehr fleißig gewesen war. Und sie erkannten, daß sich sein Herz gewandelt hatte zu einer tiefen und dankbaren Fröhlichkeit. Er sagte, er habe nicht nur verlorene Wochen, sondern auch entlaufene Jahre wieder eingeholt in der segensvollen Stille dieses Frühlings — jene Jahre nämlich, in denen er seine Hand und seinen Geist schon habe üben müssen vor der Welt der Wunder, die sich seinen ahnungslosen Sinnen damals erschloß.

Das war der Abend, an dem Matheis Maris die Zeit bestimmte, in der Pieter Bosboom wiederum mit dem Eselwäglein herausfahren sollte, um in die größere Sicherheit des Hauses zu führen, was dann hier übrig geworden wäre; denn um diese Zeit — es waren bis dahin noch etwa zwei Wochen — wollte Matheis Maris die große Reise beginnen, von der er noch nicht wußte: führte sie ihn nach Deutschland oder führte sie ihn in die trohigen und starken Berggefilde der nordischen Reiche, führte sie ihn an den Ebro oder nach Venedig, Florenz und Rom.

Aber zuerst mußte er eine Gelegenheit wahrnehmen, sich das nötige Geld zu verdienen. Und zwar für jede Meile, die er vorwärtsdrang. Er täuschte sich über die Ungeheuerlichkeit dieser Aufgabe nicht. In den Abenden seiner Einsamkeit, wenn er sich nach durch-eiferten Tagen zu Bette legte, hatte er schwer gesonnen, wie das zu machen sei, und er maß ganz genau die Kraft, die Klugheit, die Lebenskunst, die dazu gehörte, einen solchen Weg zu wandern für einen Menschen, dem durch seine Geburt vorgezeichnet scheint: die Bahn von der väterlichen Kate zur Dorfschulbank und darüber hinaus zwischen die Zäune, in denen sich gemeinhin solch ein Dasein an der Welt vorbeiblüht.

Der zweite Auszug aus dem Paradiese unterschied sich von dem ersten. Matheis Maris trat seine Wanderung an, ohne den drei Getreuen im Heidehause noch einmal die Hände zu drücken. Er ging drei Stunden vor der Zeit, die er Pieter Bosboom und seinem Eselwäglein gesetzt hatte. Auf den Tisch legte er einen Zettel und schrieb darauf: „In der ersten Dämmerung des Morgens am 7. Juli bin ich auf Wanderschaft gezogen. Lebt wohl und seid froher Zuversicht.“

Gegen Abend des zweiten Tages schritt er über die schmale Stiege in der Westerstraße zu Amsterdam, die in den Laden van der Layens führte. Die Glocke an der wippenden Eisenfeder geriet in Erregung. Und nach geraumer Zeit erschien van der Layen, faßte den Besuch ins Auge und zuckte ein wenig zusammen.

Dann tat er, als besänne er sich jetzt erst auf Matheis Maris und seine Angelegenheit.

Sehr unerwünscht kam ihm dieser Besuch. In Wahrheit hatte der Alte die Besorgnis längst aufgegeben, Maris wiederzusehen. Aber natürlich hatte er sich dafür gewappnet. Er log dem Maris auch gleich vor, wieviel Mühe er sich gegeben habe, einen leidlich zahlenden Käufer für die Bilder zu finden. Es sei ihm dies aber nicht gelungen. Darum habe er es späterhin ganz aufgesteckt. Etliche der kleinen Tafeln habe er allerdings in diesen Tagen an einen Kunstfreund außerhalb zur Ansicht geschickt . . .

Matheis Maris stellte ihm seine Lage vor und daß er dringend auf ein Verdienst angewiesen sei.

Der Alte hinwiederum erstaunte sich ungemein. Maris hätte gar kein Recht mehr auf die Bilder; er — van der Layen — hätte sie ihm ja durch jenen Vertrag abgekauft, und sie seien ihm auch richtig bezahlt worden.

hm. Maris versuchte dem Gedächtnis des Alten

zu Hilfe zu kommen. Der aber schnitt ihm die Rede gleich in gehässiger Weise ab, nannte ihn einen Betrüger und sagte ihm, wie sonderbar ihm sein Auftreten erschiene. Also trieb er im Halbdunkel des Ladens ein Spiel mit Maris wie die Kaße mit der Maus. Dabei war sein ledergelbes Gesicht durchleuchtet von der List und Habgier, die dahinter brannten. So oft Matheis etwas einwendete, zitterte der Alte vor Boshaftigkeit. Schließlich faßte er Maris am Zipfel der Joppe und zerrte ihn durch die Gänge des Labyrinths zu dem Tisch mit der Schirmlampe. Dort wühlte er aus einem Stoß von Papieren den Vertrag hervor und stupfte in einemfort mit dem Finger darauf. Es war der gleiche Vertrag, der am Tage der Abreise des Maris aufgehoben worden war. Dan der Layen hätte also die gesamten Einnahmen herausgeben müssen. Jedemoch — für Nikolaas van der Layen galt das Geschriebene. An diesem mußte er sich allerdings überzeugen, daß er dem Schöpfer der Bilder fünf vom Hundert des Erlöses auszahlten hatte . . . Nun ja, dies sei ihm aus dem Gedächtnis gekommen!

Dann trug er ein dickes Geschäftsbuch herzu, in welchem er seine Einnahmen verbuchte, und begann, die Seiten nach dem Namen Maris zu durchsuchen. Wenn er am Ende doch eins oder das andere an den Mann gebracht hätte, so wäre das hier verzeichnet. Da stellte es sich freilich heraus, daß sowohl nach dem Erscheinen des Aufsatzes im »Telegraafen« als auch späterhin einige der Bilder verkauft worden waren. Aber van der Layen entschuldigte sich weder wegen seiner angeblichen Vergesslichkeit noch wegen seiner Beleidigungen. Kein Mensch konnte von ihm verlangen, daß er die Pinselproben eines Kättersohnes und ihr Schicksal im Gedächtnis behalte. — Also schrieb er die Beträge, wie er sie verbucht hatte, auf ein Stüd

Papier, zählte sie zusammen und rechnete heraus, was er dem Matheis Maris auf Grund des Vertrages schuldig war. Das zahlte er ihm in harter Münze auf den Tisch. Es waren an vierzig Gulden. Dann bedeutete er dem jungen Mann, daß seine Sendung nun wohl erfüllt sei.

Sie waren darüber vor die schmale Ladentür gekommen. Van der Layen schob den Maris kurzer Hand hinaus und fauchte hinter ihm her wie ein Kater, dem auf nachtdunklem Pirschgange ein Licht in die Augen schießt.

Sehr übel war dieses Wiedersehen und ohne freundliche Verheißungen.

Während Matheis Maris die Straßen nach dem bescheidenen Gasthause wanderte, in dem er zu übernachten gedachte, stürzten die Gedanken in ihm herum wie herfstendes Fensterglas. Der Betrug des Alten — war es Betrug? War es eine infame List, von langer Hand vorbereitet und für den Fall zurechtgemacht, daß der einfältige Jan van Moor doch einmal auf den Gedanken geriete, das Schicksal seiner Bilder zu erkunden? . . .

Er hatte sich vorgenommen, in das Kaffeehaus zu gehen, wo er Lukas ter Meulen zu treffen hoffte. Auf dem Wege dahin verflüchtigte sich seine Bitternis völlig, da er sich selbst zulezt die Hauptschuld an der Verwirrung zumah. Die Beträge, die der Alte für die Bilder eingenommen hatte, fesselten seine Gedanken; daneben die Hoffnung: die neuen und wertvolleren Sachen könnte er vielleicht für Summen an van der Layen verkaufen, die mit einem Schlag alle Sorgen um seine nächste Zukunft beseitigten. Mit dem Angebote, zu dem es bei seinem heutigen Zusammen treffen mit van der Layen gar nicht gekommen war, wollte er gleich am anderen Morgen das Lädchen in

der Westerstraße wieder besuchen. Wenn er dann den zerfnitterten alten Herrn um Verzeihung bat, so würde wohl alles gut werden.

Un seinem Stammpfah im Kaffeehause fand er den Dichter Lukas ter Meulen. Der begrüßte ihn sehr herzlich und wunderte sich höchstens darüber, daß Matheis Maris nicht schon wenige Tage nach ihrer letzten Begegnung zurückgekehrt war.

Die Umgebung ging auch sofort unter für beide. Ter Meulen hörte mit neidloser tiefer Gröhllichkeit, wie sich Matheis Maris zu sich selber gefunden hatte und wie ihn seine Pläne und inneren Verheißungen nun hinaustrieben in die Welt. Der Dichter hingegen behauptete, daß er selbst leider das Pflaster der Großstadt unter seinen Füßen behalten müßte. Er konnte seine Lebensgewohnheiten schon deswillen nicht aufgeben, weil er gar nicht in der Lage war, auf einer Wanderfahrt sich den kümmerlichsten Unterhalt zu verdienen.

Darüber kamen sie auf den Verdruß zu sprechen, den es in der Westerstraße gegeben hatte. Matheis Maris dachte nicht mehr daran, van der Layen einer schlimmen Absicht zu zeihen, sondern redete nur von einem Irrtume, in dem sich der Mann befände . . .

Da stand man an dem dritten Kilometersteine der Straße, von der gesagt worden ist: sie führte in die ungeheuere Leere der Wüste und in ein jammervolles Sterben.

Ahnungslos hatten ter Meulen und der Alte diese Straße dereinst betreten. »Narr« sagte ter Meulen zu seinem sonderbaren Freunde und errichtete damit das erste Zeichen am Straßensaum. Vor ein paar Stunden war aus der Begegnung des Matheis mit van der

Layen der zweite Wegstein geworden. Am dritten plauderte Matheis Maris in fast heiterer Rückschau vom zweiten. Lufas ter Meulen hörte mit sichtbarem Staunen zu. Dies Staunen ward zur Betroffenheit. Und diese Betroffenheit versteinte die klaren Züge des Dichters. Ein verächtliches Zucken des Mundes nur zeigte dem Maris an, daß noch Leben in ter Meulen war. Dann schlug der mit der flachen Hand auf den Tisch und sagte: „Pfui Teufel — so ist dieser van der Layen ja ein Betrüger!“

Maris erschraf, weil ihm seine Unerfahrenheit nun auch den neuen Streich spielte. Nicht einmal um Rat hatte er ter Meulen fragen wollen, da die Geschichte für ihn abgetan war. Sondern er hatte daran gedacht, ihn zu bitten, bei dem Händler ein gutes Wort für ihn einzulegen, damit er ihn am anderen Tage nicht im Zorne beträfe.

„Ah, lassen Sie uns nicht mehr daran denken,“ sagte Maris. „Waren Sie einmal in Rom, lieber ter Meulen?“

Der Dichter zog spöttisch die Schultern. „Verlieren Sie Ihre unbeschreibliche Nachsicht und Güte, Matheis Maris! Sehr unzeitgemäß ist die Lehre, dem Manne die rechte Wange darzubieten, der Sie auf die linke geschlagen hat!“ setzte er hinzu. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück, legte die Hände auf die Armrasten, schlug das eine Bein über das andere und dirigierte den Stumpfen seiner Virginia in den rechten Mundwinkel. — In dieser Stellung vermochte ter Meulen Nächte zu überdauern.

Eine tiefe Falte schlug sich senkrecht über seine Stirn. Der Mund verzog sich zur Bitterkeit. Aus seinem klaren Antlitz war ein ledergelbes Spürgesicht geworden, dessen Augen auf der Fährte eines gemeinen und gefährlichen Verbrechers dahingleuchteten.

Lufas ter Meulen erkannte sofort: kein Gericht der Welt würde in dieser Sache einen Spruch fällen, der dem Matheis Maris zu seinem Rechte verhalf; denn kein Richter würde verstehen, daß Maris dem van der Layen außer dem aufgehobenen Vertrag auch noch die Bilder gelassen hätte. Ter Meulen glaubte sich zwar zu entsinnen, daß der Alte für eine bestimmte Landschaft eine höhere Summe erhalten hätte als die verbuchte. Da aber der Käufer ein Engländer gewesen war, der sich auf der Durchreise in Amsterdam befand und dessen Namen man sich nicht gemerkt hatte, so wäre ein Beweis selbst für diesen einen Fall nicht zu erbringen gewesen. . . . Kurz: als die Zeiger der Uhr auf ein Viertel vor drei Uhr standen und das mahnende Bild der gebreiteten Arme stellten, vor dem Lufas ter Meulen sich an den Heimgang zu erinnern pflegte — da wußten sie: Nikolaas van der Layen hatte Matheis Maris in schändlicher und vorbedachter Weise betrogen! Das Klageslied des Händlers — als Maris damals vor seiner Heimkehr ins Moor noch einmal bei ihm war — war eine teuflische Verstellung gewesen, denn schon zu jener Zeit hatte er Bilder zu gutem Preise verkauft. Er hätte also eine Zahlung leisten müssen. Statt deren log er dem zertrümmerten Jungen noch ein paar Gulden aus der Tasche, die nahezu seine letzten waren! Aber seine Verwerflichkeit begnügte sich damit nicht. Unter dem Scheine des Rechts berief er sich auf einen Vertrag, der längst seine Gültigkeit verloren hatte. Auch vorenthielt er dem Schöpfer der Bilder eine Summe, die mehrere hundert Gulden ausmachte und bei der Bescheidenheit der Lebensführung des Matheis Maris mit Sicherheit hingereicht hätte, eine Laufbahn des Ruhms und der Künstlergröße fest einzugründen in sein Dasein. — Pfui!

Lufas ter Meulen erhob sich und spie seine Verachtung in den Winkel hinter dem Sessel.

Einen windigen Prozeß zu führen, hatte Matheis Maris weder Lust noch Geld. Vor allem: dazu hatte er keine Zeit.

Sie gingen.

Die Straßen waren nachtheinsam. Letzte Laternen wurden ausgetan; denn irgendwo lugte der Tag schon über die flüsternden Wipfel der Linden.

Für Lufas ter Meulen gehörte der Alte in der Westerstraße der Vergangenheit an. Und mit ihm ein tüchtiger, fruchtbarer und in seiner Art auch glückseliger Abschnitt seines Daseins. Der Dichter fühlte, wie sein Leben zu wanken begann unter dem Verluste von Gewohnheiten, die er ebensowenig missen konnte wie den Odem, den er in seine Brust sog; denn van der Layens Bücherschätze waren ter Meulens Reichthum gewesen. Nun ja, solche und ähnliche Schätze gab es wohl auch in öffentlichen Büchereien — aber dieses Daheimsein, alle äußeren Verhältnisse bei der Benutzung, der Aufenthalt — wenn es ter Meulen gefiel: auch in den Nächten oder in frostkalten Wintertagen, oder wenn er krank war — und nun, alles, alles verloren! Unüberbrückbar war die Kluft, die van der Layen zwischen sich und den Dichter gerissen hatte. Ter Meulen hatte bei dem Alten gegessen, wenn er hungrig war. Er hatte sein Lager in den Katafomben gehabt, wenn er nicht heimgehen wollte oder wenn er manchmal wochenlang kein Zimmer besaß, wo er seinen Leib zur Ruhe legen konnte. Er hatte von dem alten Manne Geld bekommen für die mancherlei flugen und trefflichen Dienste, die er ihm leistete durch seinen Rat oder durch seine Tat, etwa Aufsätze in Zeitungen, wodurch Kunstfreunde auf wertvolle Altertümer hingewiesen wurden.

Deshalb galt der Händler aus der Westerstraße in seinem Fach als eine Berühmtheit mit seiner Auffindungsgabe für Seltenheiten und seiner Sicherheit des Urteils. Lukas ter Meulen hatte einen Menschen in van der Layen verloren, der ihm ein väterlicher Freund und Versorger gewesen war — und van der Layen in Lukas ter Meulen einen Kopf; „denn“, sagte der Dichter in bitterem Abscheu, „diese Hydra war zweihäufig. Sie bestand aus einem siebenfach verfälschten Sonderling und einem hinterlistigen Geschäftemacher. Beide hatten Anspruch auf Einmaligkeit. Dem ersten galt meine Zuneigung. Der Geschäftemacher hat sich mir verschlossen, und ich bin zu keiner Zeit neugierig gewesen, ihn kennen zu lernen. Darum hab ich auch seine Verwerflichkeit nicht gesehen. Ich habe ferner für diesen Menschen keinen Dank und keinen Gruß. Ich werde seine Stimme nicht mehr hören. Wahrscheinlich werden ihn meine Augen nicht mehr sehen; denn ich will ihn verachten bis in das Grab hinein und ohne Gnade und werde seine Nähe nirgends und zu keiner Zeit dulden.“

Lukas ter Meulen hatte sich in einen lauten Zorn hineingeredet, der an die Häuser prallte und ein Echo in den Winkeln wedte.

Darüber bog der Dichter in eine enge Gasse und lief mit einem verlorenen Gruße davon . . . Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, seine Schlafstelle geheim zu halten.

Maris wußte das. Aber dies hastige Entfernen befremdete ihn doch sehr. Ter Meulen hatte während der letzten drei Stunden den Bedarf an Gesprächen nahezu allein gedeckt, wie das so in seiner Art lag; denn seit Mitternacht war er Untersuchungsrichter, Staatsanwalt und Verteidiger in der Sache van der Layen gewesen. In der letzteren Eigenschaft hatte er

allerdings bloß einige fadenscheinige Möglichkeiten erörtert, die der Staatsanwalt sogleich in ein Licht rückte, das sie in ihrer ganzen Haltlosigkeit zeigte.

So nahm die Verhandlung gegen den alten Herrn die Stunden bis zu ter Meulens überraschendem Abgang in Anspruch. Dieser Abgang erfolgte ungefähr in dem Augenblick, in dem Matheis Maris endlich zu der Frage ausholten wollte: was zu tun jezt das Beste sei?

Sehr verwaist kam er sich vor ohne den schätzbaren Rat ter Meulens. Als der Klang seiner Schritte so hinfiderte in die Stille, sah sich Maris in der Gegend um, den nächsten Weg zu seinem Gasthose zu entdecken.

Am anderen Nachmittage suchte er ter Meulen im Kaffeehaus. Er fand ihn nicht. Sehr seltsam war das. So seltsam, daß er sich des schmerzlichen Gedankens nicht erwehren konnte, der kluge und schätzbare Freund sei ihm für alle Zeiten verloren.

Da lief er in die kleine Gasse, vor der er ter Meulen zuletzt gesehen hatte, und lief in dieser Gasse hin und her, bis die Dämmerung hineinsank zu einer Stunde, in welcher es draußen noch heller Tag war. Aber er entdeckte ihn nicht.

Zu seiner Verwunderung begegnete er van der Layen, und zwar an der Ecke, an der ihm Lukas ter Meulen im ersten Morgengrauen flüchtlings davon-gelaufen war.

Eine unerhörte Veranlassung mußte diesen Mann zu solcher Stunde auf die Straße gelockt haben; denn seine Scheu vor dem Taglicht war sprichwörtlich. Die halbe Stadt wußte, daß er mit Gängen, die ihn aus den Kataomben riefen, den Dichter ter Meulen beauftragte. Wenn er einmal andere Luft atmen wollte,

so wählte er dazu Stunden der Nacht — nie aber die gleichen, damit er nicht Einbrecher sicher machte.

Dan der Layen mußte also um diese Zeit seinen Laden zugeschlossen haben, was ein sehr umständliches Geschäft war; denn Gittertüren, Sicherheitsvorrichtungen und Eisenstangen mußten dazu herbeigeschleppt werden. Solange sein Name über der Türe der Weststraße stand — also etwa seit fünfzig Jahren — war es jedenfalls nicht geschehen, daß er die Räume über Tag verlassen hatte.

Der Alte bewegte sich auf der Straße dementsprechend auch ungewöhnlich. Er hatte einen hastigen Schritt, schien auf den Fußspitzen vorwärts zu gleiten, schlüpfte dicht an den Häusern entlang, ging mit gesenkten Augen und sah aus wie ein Altertum; denn der Rock, den er sich zu seinem Gang angetan hatte, stammte aus einer gestorbenen Zeit. Und heute mehr denn je machte er den Eindruck, als wäre einer hinter ihm drein, der ihn fangen wollte.

Nun hatte Matheis Maris aber dicht hinter der Hausecke seinen Posten bezogen. Dan der Layen hastete also um diese Ecke herum, und es wäre augenblicklich zu einem Zusammenstoße gekommen — da schob der Alte seinen Arm schon unter den Arm des Maris und zog ihn mit einer scharfen Wendung über den Stern der Gäßchen, die an jener Stelle zusammenliefen. Unter dem freien Arm trug Matheis Maris ein Paket. Darin hatte er Bilder, über die er mit ter Meulen sprechen wollte.

Dan der Layen, der die von Maris bevorzugte Bildgröße kannte, mutmaßte mit seinem Spürsinn den Inhalt des Pakets sehr sicher. Auch schien er den Verdruß vom Tage vorher vollständig vergessen zu haben. Mit verstaubter Stimme und in zitternder Lebhaftigkeit redete er immerfort auf Maris ein. Er

machte ihm Vorwürfe, die er unter bittersüßem Lächeln verbarg, und behauptete, er sei doch wohl der erste, der ein Anrecht hätte, die neuen Schöpfungen zu sehen. Dabei wuchs seine Unrast von Sekunde zu Sekunde, weil er fürchtete, Maris könnte ihn nach ter Meulen fragen. Als er erfuhr, daß beide in der Nacht zusammen gewesen waren, behauptete er, dann müsse es dem Maris doch auch bekannt sein, daß Lukas ter Meulen seit heute früh verreist sei . . .

In Wahrheit hatte dem Dichter an diesem Tage nichts ferner gelegen als eine Reise. Vielleicht belog der Alte den Maris mit seiner Behauptung, weil ihm der Gedanke peinlich war, daß ter Meulen von dem Auftritt im Lädchen erfahren könnte; und so wollte er retten, was etwa noch zu retten war, indem er die beiden womöglich nicht mehr zusammenkommen ließ, bevor er nicht mit ter Meulen geredet hatte. Vielleicht belog er damit auch sich selber, weil er an die schlimme Ahnung nicht glauben wollte, die ihn quälte, nämlich: daß ihm der Dichter die unersehliche Freundschaft gekündigt habe.

Diese Ahnung hatte van der Layen aus dem Laden getrieben. Unter ihrer Pein wischte er die Häuserreihen entlang. Diese Ahnung war auch der Grund der hündischen Unterwürfigkeit, mit der er Matheis Maris begegnete. Fast sah es aus, als wollte er sich damit Schonung erwirken und die Nachricht noch für eine Zeit von sich abwenden: ter Meulen sei für ihn verloren.

Nun, dafür gab es eigentlich ein einfacheres Mittel. Er brauchte dem jungen Mann ja nur davonzulaufen! Jedemoch: konnte er durch ein Geschäft mit Maris — durch ein Geschäft, welches das Licht des Tages nicht zu scheuen brauchte — den Fleck auf dem Schilde seiner Ehre in ter Meulens Augen nicht leidlich über-tünchen?

Das alles bedachte er, während er mit neugierigen Singern die Hülle unter dem Arm des Matheis betastete. Aber die Lockung, mit der Unerfahrenheit und Anspruchslosigkeit dieses jungen Mannes wieder einen Handel zu machen, schlug einen Augenblick später alle Sorgen in ihm tot . . . Da waren sie in ein Höflein geraten, das Maris nicht kannte. Es war kaum mehr als ein armseliger Lichtschacht, in dem van der Layen seine Kisten aufstapelte. Durch ein Hinterpförtlein gelangten sie in das Labyrinth.

Der Alte setzte sein Seidenkappchen auf, legte den Straßenrod ab und eilte, die Ladentüre zu öffnen. Es war ihm anzusehen, wie die Bangigkeit von ihm abfiel, die der unerhörte Entschluß in ihn geworfen hatte, seinen Laden während der Geschäftszeit zu verlassen. Aber er rührte daran mit keinem Worte.

Während er die Hüllen von dem Pakete des Maris löste, wandelte sich der Mann wieder zu jenem siebenfach verfalteten Sonderling mit dem Spürlicht in den Augen und der Steilheit der Sinne, die man an ihm kannte.

Es war ein Duzend Bilder, die er da auspackte; sie ähnelten nicht nur in der Kleinheit, sondern auch in den Vorwürfen den früheren. Selbst die Malweise hatte sich kaum geändert, nur vollkommener waren sie geworden, von einer tiefen und berückenden Durchleuchtung und von kaum zu übertreffendem Empfinden für das Gepräge der Landschaft in seiner scharfbegrenzten Einmaligkeit. Van der Layen lobte dies nicht, aber er rügte das andere als Wiederholung. Jedoch — er wollte die Bilder besitzen und den Preis wissen.

Maris senkte die Lider. Er dachte an die fünf Gulden von damals. Aber er dachte auch an die gebuchten dreistelligen Ziffern und an sein Gespräch mit

ter Meulen in der vorigen Nacht. Dann sagte er, der Dichter solle gefragt werden, wenn van der Layen nicht ein Gebot machen würde.

Der Alte schupfte die Schultern. hm... „Dreihundertsechzig Gulden.“

Dem Matheis Maris schwankten die Sinne. Um dreihundertundsechzig Gulden hätte er als Gärtnerbursche bei Pieter Bosboom zwei Jahre lang die Erde wühlen müssen! Aber er wußte: van der Layen würde daraus zweitausendvierhundert Gulden lösen! ... Dreihundertsechzig Gulden — ha, das ganze Haus, das sich Pieter Bosboom zwischen die Zäune auf der Moorheide gesetzt hatte, kostete kaum das Doppelte.

Und dennoch — Matheis fragte kleinlaut: „Dreißig Gulden für ein Bild?“

Da bot der Alte vierhundert und fing an zu klagen. Maris aber forderte sechshundert Gulden.

Es ist ein unerfreulich Ding für einen Künstler, sein Werk zu verschachern. Allein ter Meulen hatte ihm gesagt: „Wenn Sie das nicht lernen, so gehen Sie heim und pflanzen Sie Tulpen! Wehe Ihnen, wenn Sie je dahin kommen, über der Entstehung eines Bildes an den Erlös zu denken, der Ihnen winkt. Aber neunmal Wehe, wenn Sie es verschmähen, neben dem fertigen Werke als ein tüchtiger Kaufmann zu stehen.“

Nun sah Matheis Maris, wie van der Layen sich in den Rohrsessel rettete, als bräche der Boden unter seinen Füßen. Er sah ihn wieder empor schnellen, als hätte er sich auf eine Giftschlange gesetzt. Er hörte ihn klagen, doch... das war die gleiche Weise, die der Alte am Tage vorher angestimmt hatte.

Darüber erfaßte van der Layen die Hülle, ordnete die Bilder hinein und tat, als wäre dies das Letzte; der Verkäufer sollte sein Eigentum nur getrost wieder mitnehmen.

Da litt Matheis Maris große Not. Mit vierhundert Gulden — dachte er — könnte er die Welt bezwingen. Und dennoch ließ er sich von dem alten Manne fort-schicken?

Ter Meulen war nicht in Amsterdam? Wer weiß, für wie lange? Aber ter Meulens Worte hatten die Kraft, nicht zu verhallen, sobald sie gesprochen waren. Sehr vernehmbar klangen sie auch jetzt in Maris nach: es hätten, als der Aufsatz im »Telegraafen« erschienen war, andere Kunsthändler nach dem jungen Maler gesucht, der so zukunftssicher aus seinem Spinnenwinkel in die große Welt trat. Es hätten sich auch Liebhaber gefunden, die in ihre Sammlungen auf gut Glück wohl eine Schöpfung des verheißungsvollen Neulings auf-genommen hätten. Aber — nun, Maris hatte da-mals im lauten Gange der Tage den Ton verloren, verloren den Weg, den Willen, die innere Sammlung, das Herz. Gebrochen schienen die Schwingen des jungen Adlers zum Flug um die Sonne.

Sehr hastig hatte van der Layen das Geschäft mit Maris diesmal zu erledigen gedacht. Aber es nahm längere Zeit in Anspruch als jenes erste. Und die Schwunglosigkeit sowie das unentschlossene Dorfühlen fehlte dem neuen Handel auf beiden Seiten ganz und gar.

Van der Layen wand sich dabei wie ein Mensch, der sich aus schmerzender Fessel befreien möchte. Matheis Maris hatte in der Stille des Paradieses jene eichenhölzerne Beharrlichkeit wiedergefunden, die durchaus zu ihm gehörte. Van der Layen wechselte die Farbe vom wächsernen Gelb des Schreckens bis zum Braunrot des Zornes in allen Belichtungen. Matheis Maris aber hatte die Ruhe nur bei dem ersten Gebote des Alten verloren. Van der Layen zischte auf ihn ein wie eine Dixer, er schwächte wie ein Hexenmeister, aus

der Stirn trat ihm der Schweiß und er warf die Glieder, als bisse ihn die Gicht. Matheis Maris aber stand auf einem sicheren Posten. So oft er die Augen aufhob, war ihm, als sähe er ter Meulen hinter dem Alten stehen und den Warnefinger heben: „Seien Sie auf der Hut — dieser Mann ist ein Betrüger!“

Daher kam es, daß ihm van der Layen, als schon die Mitternacht nahe war, sechshundert Gulden auf den Tisch zählte. Aber die Herausgabe des Vertrags, den er damals mit Matheis Maris geschlossen hatte, weigerte er ihm. Er suchte zwar danach, gab aber vor, ihn nicht zu finden. So war er wohl willens gewesen, aus Furcht vor der Empfindlichkeit ter Meulens einen ehrlichen Handel zu machen. Aber die Freude an dem Geschäft wäre ihm verdorben gewesen, wenn ihm List und Hinterlist nicht dabei geholfen hätten. Nun gedachte er, für das Opfer, das er brachte, sich schadlos zu halten aus jenem Vertrage — und zwar mit einem Scheine des Rechts, durch jene Bilder nämlich, von denen er behauptete, sie seien zurzeit an einen auswärtigen Sammler verschickt worden.

In jener Nacht, in der der »Telegraaf« den Aufsatz über Matheis Maris gebracht, hatte Lukas ter Meulen mit Maris ein Gespräch geführt, das war eindringlicher gewesen als alles, was der Dichter danach mit ihm geredet hatte. So etwa hatte er zu ihm gesprochen: Die Hütte, die sich Maris zwischen den Rand einer Torfkuhle und einem Sandhügel der Heide erbaut hatte, war ein Gedanke Gottes; denn Einsamkeit ist für den schöpferischen Menschen das Wasser des Lebens. In der Einsamkeit ist die Sonne des Himmels, in ihr ist die treibende Kraft der Erde. Einsam zu sein und seine Gaben in der Stille zu bilden und blühen zu

lassen, ist die Pflicht des mit solchen Gaben gesegneten Menschen gegen Gott, damit er einst vor ihn treten und zu ihm sprechen könne: »Siehe, ich habe mit dem Pfunde, das du mir geliehen, gewuchert als ein getreuer Knecht«. Aber einsam zu sein ist auch die Pflicht des Künstlers gegenüber den Menschen; denn da nur unter der segnenden Kraft der Einsamkeit zur vollen Blüte emportreibt, was als ein geheimnisvolles Saat Korn in ihn gelegt worden ist, so kann der Künstler das Leben der Menschen mit seinem Werke nur vertiefen und verschönen, wenn sein Weg abseits führt vom Wege des lauten Lebens, abseits von dem schillernden Kleinram der Stunde, weit weg von den Sorgen und weit weg von den oberflachen Freuden des Alltags. Das Werk des Künstlers ist ein ander Werk als die Arbeit des Kärtners. Es ist ein ander Werk als die Aufgabe dessen, der dem Schlag der Stunden zu gehorchen hat in dem Maschinenbetriebe der Städte. Es ist ein ander Werk als das jener, die da hasten im Staube der Gassen, die da sinnen im Zwiellicht ihrer Werkstätten; es ist ein ander Werk als das jener, die da rufen von den Kanzeln oder die da lindern die Not des Leibes. Sie alle hören das Gebot der Stunde, das von den Türmen schallt und von Uhren, die Menschen gemacht. Der Künstler aber hört auf die Stimme Gottes und bildet, was im Geiste des Welterschöpfers ruht, mit geweihten Händen und geweihtem Herzen — sofern er den Willen Gottes erkannt hat, der durch ihn redet.

So hatte ter Meulen gesprochen und er hatte gesagt: Matheis Maris ist einer, der die Stimme Gottes vernimmt, wie sie jener Abram und jener Jakob vernommen haben und andere, von denen die heiligen Bücher berichten über die Jahrtausende herüber. . . .

Da merkte ter Meulen, daß Matheis Maris in seiner

Glaubenseinfalt dachte, die Zeiten seien auf ewig dahingegangen, in denen Gott leibhaftig zu den Auswählten unter den Menschen geredet hatte, weil er sich aus diesen ein Volk schaffen wollte, wie es in seinem Heilsplane stand.

Soweit reichte die Schulweisheit des Moorbauernbuben. Deshalb lächelte er ungläubig, als ter Meulen meinte: er gehöre zu denen, an die der Ruf Gottes leibhaftig ergangen.

Aber der Dichter schmälte ihn darob nicht. Er erklärte ihm, wie die Einsamkeit im Heidewinkel der Glossy Maris nichts anderes sei als jene Hirten-einsamkeit im Lande des Euphrat oder im Tale des Jordan, aus welcher berichtet wird: »Der Ruf Gottes geschah zu Abram« . . .

Nun, der Ruf Gottes geschieht zu vielen Menschen und geschieht morgen und heute, wie er gestern geschah und vor sechstausend Jahren. Aber es sind ihrer wenige, die ihn hören . . .

Solcher Art waren die Gedanken, mit denen Matheis Maris durch die Straßen der großen Stadt dem Bahnhofe zuschritt. Von den Türmen klang die Mitternacht. Ein Tag war zu Ende, dessen Glück und Not wären groß genug gewesen, draußen im Moore dem Kätnersohne Jahre zu füllen. So tausend war der Faden von der Spule der Zeit gelaufen in diesen dreißig Stunden in Amsterdam — Matheis Maris konnte der Furcht nicht entgehen: in wenigen Tagen würde er wieder mitten im Sturme stehen und flattern wie ein kleiner Wimpel am Hochmast . . .

Darum kehrte er mit seinen Gedanken zurück zu ter Meulen. Er fühlte, wie er heute die tiefgegründete Weisheit des Dichters viel besser erkannte, weil er nun selber über seine Art, seine Begabung und seine Sendung ernsthaft nachgedacht hatte.

Da fiel ihm ein, er wäre an diesem Tage durch das Tor eines neuen Lebens geschritten und die Vorsehung hätte Nikolaas van der Layen als Pförtner an dies Tor gestellt . . . Sie hatte sich dazu einen wahrhaft seltsamen Diener gewählt, der sich erdenkliche Mühe gegeben, den ihm erteilten Auftrag auszuführen, wie es ihm selber behagte.

Sehr erhoben in seinem Gemüt war Matheis Maris. Und während er in den mitternächtigen Straßen, in die die silberne Himmelslampe so heimatsill herniederleuchtete, noch schwankte . . .

Nein, er schwankte nicht, welchen der Wege er wandern sollte, die hinter dem Tore des neuen Lebens begannen.

Was sich in den Wochen nach der Abreise des Maris mit Lukas ter Meulen und Nikolaas van der Layen ereignete, das war gewiß viel merkwürdiger als die Ursachen dazu; denn diese Ursachen — nun, das waren ein paar kleine Handelsgeschäfte, welche niederträchtig genannt werden müssen. Man mag sogar sagen: ungewöhnlich niederträchtig, weil die Unerfahrenheit und Gutgläubigkeit eines jungen Mannes mehr oder weniger in gewissenloser Weise ausgenutzt wurden.

Viele werden aber auch milder darüber denken. Im Leben, wie es sich die Menschen nun einmal zu recht gemacht haben, gilt der Spruch: »Jeder sehe, wo er bleibe«. Überdies machen derartige Erlebnisse klug. Und zuletzt: man weiß, daß die Leute in der Wahl der Mittel gemeinhin nicht allzu peinlich sind, wo es gilt, ihren Vorteil zu wahren.

Andererseits liegt eine fast schaudernde Beruhigung in der Gelassenheit, mit der das Schicksal zuzeiten vergeltend gleichsam aus heiterem Himmel hervor-

langt. Die Menschen reden dann von einem tragischen Lose, wenn ihnen das Herz erzittert in Mitleid vor der grausamen Schwere, mit welcher der unsichtbare Richter sie an seine Wachsamkeit gemahnt. Oder! — in einem anderen Falle — sie reden von einer ausgleichenden Gerechtigkeit, die alle Schuld auf Erden rächt.

Was den Dichter ter Meulen anlangt, so trifft auf ihn das eine zu. Auf das fernere Leben beider senkt sich die Wolke des Schicksals mit jener fürchterlichen Gelassenheit hernieder, vor der uns anderen das Blut im Herzen stobt.

Der Alte in der Westerstraße hatte mit dem ihm eigenen Scharfblicke das drohende Unheil sicherlich schon in der Stunde erkannt, in welcher Lukas ter Meulen zum ersten Male ausblieb, nachdem er seit länger als zehn Jahren mit einer Pünktlichkeit bei ihm eingetreten war, nach der van der Layen seine Uhren hätte richten können.

Außer dem Alten selber wußte jedoch kein Mensch — auch nicht ter Meulen — wie weit die Abhängigkeit van der Layens von dem Dichter ging. In zehn Jahren hatte er sich alle Gemeinsamkeit abgewöhnt, hatte er jedes Zusammengehörigkeitsgefühl zu anderen verloren. Sogar den Gedanken, daß zu seinen Lebzeiten in seinem Verhältnisse zu dem Dichter eine Änderung eintreten könnte; denn van der Layen war über die Schwelle des sechsundsiebzigsten Jahres geschritten in der beruhigenden Überzeugung: eines Morgens würde ter Meulen durch den Lichtschacht her bei ihm eintreten und ihn am Tische sitzen sehen — er aber würde seinen Gruß nicht erwidern, weil er gestorben wäre. Dann würde das Gericht dem Lukas ter Meulen eröffnen, daß alles ihm gehöre, was der Greis besessen, weil er einen letzten Willen niedergeschrieben hatte, der also verfügte.

An jenem Nachmittag, an dem er in dem Gäßchen mit Matheis Maris zusammenstieß, war er hinausgelaufen, zerrissen von der Furcht, diese Rechnung möchte nun falsch werden . . .

Nun, selbst dem besonnensten Menschen mit der gewohnheitsmäßigsten Lebensführung verfließt selten ein längerer Zeitabschnitt, in welchem er nicht zu erkennen hätte, daß diese und jene Rechnung nicht stimmt. Deshalb wirft man nicht gleich Herz und Kopf in den Altwarenkasten. Dazu gehört schon ein so vielfach und gründlich verfälschter Sonderling, wie es Nikolaas van der Layen war.

Zu allem litt er an einer Leberkrankheit, die er als unheilbar erkannt hatte und die ihm oft die fürchterlichsten Schmerzen verursachte. Einen Arzt zog er nicht zu Räte. Auch seinem Freunde ter Meulen sagte er keine Silbe davon — ebensowenig, wie er ihn von dem Testament in Kenntnis gesetzt hatte.

Ein anderer in dem Alter van der Layens wäre vielleicht schon an seinen qualvollen Schmerzen gestorben. Er aber zwang sich über diese Schmerzen hinein ins Leben — wenn man so sagen darf von einem Menschen, der darüber an ein Werken geriet, das selbst für den unablässig Beweglichen ganz außer der Art war.

Ter Meulen, der einzige, der ihn dabei beobachten konnte, meinte dann, der Alte hätte einen besonders guten Tag. Er riet nie schweigend an ihm herum. Er brachte ihn auch nicht aus dem seelischen Gleichgewicht durch neugierige Fragen; denn ter Meulen verkörperte dem Alten gegenüber die unerhörteste Selbstsucht. Er dachte niemals daran, daß er ihm einen Dienst leistete, und nicht, daß er für den Alten unersehlich sei — hatte es doch auch einmal eine Zeit gegeben, in der er noch nicht ins Leben van der

Layens getreten war. Was er ihm zugute tat, das geschah in Dankbarkeit gegen sein Schicksal. Das hatte ihm den Alten geschickt, damit er ein Dasein in dessen Bücherwinkeln führte, wie es seiner wunderbar zerstückelten Art entsprach. Ter Meulen belustigte sich wohl insgeheim einmal über die Schwächen und Gewohnheiten van der Layens. Aber einen Versuch, ihn von den lächerlichsten Auswüchsen zu heilen oder ihn auch nur darauf aufmerksam zu machen, unternahm er nie.

So war der Alte — wie er nun einmal im Leben herumließ — ein Werkzeug zu ter Meulens Glück und Wohlbefinden. Und es lag für diesen keine Veranlassung vor, sein Glück und Wohlbefinden durch irgendeine Maßnahme zu schmälern. Der Dichter gab sich nicht einmal Mühe, die verwickelte Einrichtung, die den Namen Nikolaas van der Layen führte, in allen Stücken kennen zu lernen; denn für die Sprüche der Lebensweisheit, auf die sich ter Meulens schriftliches dichterisches Schaffen beschränkte, taugte van der Layens abseitige Art nicht. Und zu einem erzählenden Werke, in dem er sich mit dem alten Herrn lächelnd und ausgiebig hätte beschäftigen können, taugte wieder ter Meulens Kraft nicht, weil sie sich nicht für Wochen und Monate um einen Punkt sammeln ließ.

Natürlich war es van der Layen bekannt, daß der Dichter die Stadt nicht verlassen hatte. Als er den Versuch dreimal vergeblich unternommen, ihn an seiner Schlafstelle zu treffen, aber durch keine Macht der Erde zu bewegen gewesen wäre, ihn im Kaffeehause zu suchen, so schrieb er eine Reihe von Briefen an ter Meulen. Es läßt sich sagen, daß er im Verlaufe von zwei Stunden dem vorigen stets einen neuen nachsandte. Seine Nerven waren rebellisch wie Wasserlein

im Märzentauwetter — daher kam das. Es kam aber auch aus seinem aufgewirbelten Wesen, aus den Stapeln von Altkram und Staub, die er im Labyrinth mit verliebter Hingabe aufgetürmt hatte. Es kam aus dem Bewußtsein seiner fürchterlichen Verlassenheit und Weltabwendigkeit — es kam daher, daß er die Verzwidtheit seines geistigen und seelischen Uhrwerks seit zehn Jahren zum ersten Male mit Aufmerksamkeit betrachtete. Und so stellte sich in diesem Apparate nach jedem Brief etwas heraus, was ihn zu einer neuen schriftlichen Auseinandersetzung veranlaßte. Dazu kam die Erkenntnis: die empfindliche Einrichtung, die Nikolaas van der Layen hieß, konnte nicht in Gang gehalten werden, wenn die Atmosphäre wechselte, auf die sie eingestellt war.

Ein Tag nach dem anderen verstrich. Von Lukas ter Meulen brachte keiner ein Lebenszeichen.

Da geschah das Unerhörte — nämlich: van der Layen lief in einer Nacht um dreiviertel auf drei Uhr in jenes Kaffeehaus, in dem ter Meulen verkehrte. Es war hochsommerlich verödet darin. Der Zahlkellner, der den verwaehrlosten alten Menschen mit Augen voller Verwunderung ansah, zog die Schultern und sagte, man habe hier ebensowenig eine Ahnung, wo ter Meulen hingekommen.

Ja, sehr verwaehrlost war Nikolaas van der Layen in dieser kurzen Zeit. Zuvor war er nur ein nicht uninteressantes Altertum gewesen. Er hatte es auch fertiggebracht, daß Kunden so gut wie nicht mehr in seinem Laden erschienen. Belferte die Glocke einmal, so hatte er Durchblicke genug, den Hartenden zu beobachten, bis der unverrichteter Sache wieder von hinnen zog. Erwerbungen nahm er überhaupt nicht mehr vor. Und Verkäufe, die ihm einen nennenswerten Gewinn brachten, pflegte er von jeher durch seinen Ver-

sand zu erzielen. So war auch das Lädchen in der Westerstraße kaum noch etwas anderes, als eine seiner sonderbaren Gewohnheiten, die er nicht ablegen konnte, weil er wußte, er würde einen solchen Umsturz nicht überstehen.

Im Dämmerlichte der Katafomben wühlte er sich nun immer tiefer in seine Zerrissenheit. Draußen fielen wohl schon die ersten Lindenblätter. Da erfüllte sich auch van der Layens Schicksal, gegen das er sich gewehrt hatte mit der beispiellosen Zähigkeit des Willens, die er gewissen Lebenserscheinungen gegenüber aufbrachte.

Er hatte seit Jahren eine Frau gedingt. Die führte ihr armes Dasein in einem Dachstübchen des gleichen Hauses. Sie hatte nicht die Pflicht, van der Layens Laden zu säubern, sein Bett zu machen oder zu kochen — nein nein, das waren ja alles Dinge, die der Alte selber tat, soweit er das für nötig erachtete. Jene Frau hatte nur die Aufgabe, ihm an Nahrungsmitteln herbeizutragen, was er ihr auf einen Zettel schrieb. Dies Verzeichnis fand sie neben dem nötigen Kleingeld des Morgens in einem Kasten, welcher neben dem Pförtlein im Lichtschacht hing. In den Kasten legte sie auch, was sie eingeholt hatte, verschloß ihn und ging wieder davon, ohne sich weiter um van der Layen zu kümmern. — Also erledigte sich diese Angelegenheit schon seit Jahren.

Nun saß der Alte eines Tages auf dem Rande seines Bettes. Es stand in dem finstersten Winkel des Labyrinth's. Die Spiritusflamme, über der der Kaffee kochte, züngelte unter dem kleinen Blechtopf hervor. Und während er so wartete, glättete er auf dem Knie das zerknitterte Drudpapier, in dem die Morgensmehl eingeschlagen gewesen war.

Er selbst hielt seit zehn Jahren keine Zeitung mehr,

weil ihm ter Meulen das Wenige berichtete, was etwa des Wissens wert war aus den vielen bedruckten Spalten.

Da fiel der Blick des alten Mannes auf eine Überschrift, die lautete »Der verhungerte Dichter«. Da der Layen dachte, es handele sich dabei um die Geschichte einer begrabenen Zeit, die für das Bedürfnis der Zeitungsleser zurechtgemacht wäre. Jedemnoch — er begann zu lesen, was da nicht ohne Teilnahme, aber in hergebrachter Weise verkündet wurde. Und also stand es geschrieben:

„Ein seltsamer junger Mensch, der besonders von den Anhängern einer gewissen literarischen Richtung als hochbegabter Poet geschätzt wurde, ist dieser Tage auf furchtbare Art aus dem Leben geschieden. Er ist am Hunger gestorben. Als Todesursache wurde im Allgemeinen Krankenhause, wohin er zuletzt gebracht worden war, »Entkräftung« in den Befund geschrieben. Es ist besonders tragisch, daß wohl nicht mangelnde Hilfsbereitschaft dieses erschütternde Ende verursacht hat, sondern ein Zusammenwirken verschiedener unglücklicher Umstände. Lukas ter Meulen gehörte zu den eigentümlichsten Erscheinungen eines bekannten Kaffeehauses in der inneren Stadt, in dem viele Künstler und Schriftsteller verkehren. Die schlanke, hagere Figur des in der Regel sorgfältig gekleideten, aber von jeher sehr armen Menschen wurde gewöhnlich in den Abendstunden an einem der Tische im Anbau des Kaffeehauses gesehen, wo er mit tiefem Gesicht, dessen Züge etwas von einem jugendlichen Helden hatten, an den Gesprächen teilnahm oder sie führte. Gelegentlich trug seine klangvolle Männerstimme überlaut die Unterhaltung an den Tischen. Dann erhob er sich wohl auch, um seine Meinung mit größerer Wucht vortragen zu können, wobei er langsam und schneidend sprach, tief erregt mit seiner zur Faust geballten Hand

arbeitete und die Aufmerksamkeit des ganzen Raumes auf sich lenkte. Lukas ter Meulen lebte im Kaffeehause, aber er lebte nicht von ihm, wie einige andere bekannte Erscheinungen des künstlerischen Zigeunertums. Im allgemeinen jedoch läßt sich von ihm sagen — und er behauptete dies selbst: er war lebensuntüchtig, weshalb er sich zu keiner ertragsfähigen Beschäftigung entschließen konnte. Er hielt sich zu wert für Gaben, die eine Gruppe von Stammgästen jenen Bohemiens oft zukommen ließen. Überzeugt von seiner Berufung zum Dichter und Philosophen, lebte er ein Einzelleben, das er mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umgeben verstand. Manche der kleinen Arbeiten ter Meulens erschienen in Zeitungen. Er hat auch einen dramatischen Einakter »Empedokles« geschrieben, und er trug sich mit dem Gedanken, in einem angesehenen Verlag einen Gedichtband herauszugeben, der ein Niederschlag seiner starken Eigenart ebensosehr wie seiner bedeutenden Persönlichkeit sein sollte. Für seinen Lebensunterhalt konnte er natürlich mit derartigen Dichtungen nicht zur Genüge sorgen. Deshalb sah er namentlich in den Tagen, in welchen seine Bekannten ihm zuletzt begegneten, sehr abgemagert aus, ja, er wirkte geradezu erschreckend. Vor einiger Zeit nun verschwand Lukas ter Meulen auch aus dem Kaffeehause. Man ahnte nicht, daß der arme Mensch irgendwo in einer Vorstadt in der müffelnden Luft der Stube eines Schustergehilfen, seines Wohnungsgebers, krank darniederlag und gänzlich mittellos war. Vergeblich hatte sein Quartiergeber das Kaffeehaus und seine Freunde von seinem hilflosen Zustande verständigt. Der Zahlkellner, den man zum Apparat gerufen hatte — ein Mann, der erst seit wenigen Tagen in seiner Stellung war — vergaß den telefonischen Hilfescrei. Völlig entkräftet — der arme Teufel, bei dem er

wohnte, hatte selbst nichts! — vermochte ter Meulen nicht, sich von seiner Krankheit zu erholen. Als vor einigen Tagen zwei junge Schriftsteller, die sein Stübchen ausfindig gemacht hatten, ihn in seiner Wohnung aufsuchen wollten, erfuhren sie, daß Lukas ter Meulen zuletzt ins Spital gebracht worden war, wo er am Hunger gestorben ist. Die Versuche der Wärterin, ihm Nahrung einzulösen, wies er zwar nicht zurück, aber sie kamen zu spät. Die erschütterten Freunde Lukas ter Meulens haben nun eine Sammlung eingeleitet, um dem Toten ein Leichenbegängnis zu ermöglichen und ihn vor der Anatomie zu bewahren.“

Entsetzen durchschauerte van der Layen. Vieles, was da geschrieben stand, entsprach nicht ganz den Thatsachen. Aber — nun ja, so etwa mußte das Leben des Dichters in den Augen der Menschen ausgesehen haben, die nichts ahnten von dem Glück, das in tiefster Verschwiegenheit in dem Lädchen der Westerstraße für ihn geblüht hatte. So mußte das Leben des Dichters etwa aussehen in den Augen der Menschen, die nichts ahnten von der Verachtung gegen den einen, mit der er sich in den Tod gehungert hatte.

Das Zeitungsblatt legte van der Layen auf den kleinen Tisch. Die Flamme im Spirituskocher war inzwischen aus Mangel an Nahrung ebenfalls gestorben. Dann stand er auf und ergriff einen der umherliegenden Padsäden. Er schaltete das Licht an, bei dem ter Meulen gelesen hatte. Er warf den Strid über den Haken, der gleich rechts an dem Bücherregale war, schlang eine Schlinge und hängte sich auf.

Den Bericht im Telegraafen, über dem Nikolaas van der Layen in den Tod gegangen war, las Matheis Maris in einem Kaffeehaus in Hamburg. Es befanden

sich in dem Zeitungshalter die erschienenen Nummern einer Reihe von Tagen, die älteren zu unterst. Und in einer neuesten Ausgabe stand auch die Notiz, daß der Althändler van der Layen in der Westerstraße durch Selbstmord aus dem Leben geschieden sei und daß man in einem unheilbaren Leberleiden den Grund dazu sehe.

Matheis Maris dachte: „Er hat sich selbst ertragen fünfundsiebzig Jahre — die Verachtung durch seinen Freund ertrug er nicht.“

Die Nachricht nahm kaum drei Zeilen ein; aber Maris war davon so erschüttert, daß er seine Gedanken tagelang nicht von dem Schicksale der beiden Männer trennen konnte. Für ihn, allein für ihn unter allen Menschen, lag eine grausige Helligkeit über dem Leben beider. Stunden hindurch saß er in öffentlichen Anlagen der Stadt und spürte den Säden nach, die das Geschick mit jener furchtbaren Gelassenheit gesponnen hatte.

Da dachte er an die Zerrissenheit, in der er im Frühling aus Amsterdam geflohen war, weil er geglaubt hatte, der Kampf mit dem Leben ließe sich von ihm nicht bestehen. Und in dem grellen Lichte jenes jammervollen Sterbens erkannte er, wie er sich selber bewahrt hatte vor einem ähnlich zertrümmerten Dasein.

Sehr bildhaft und eindringlich hatte Lukas ter Meulen vor etlichen Wochen zu ihm geredet von dem Rufe Gottes, der an die Menschen ergehe. Der Gedanke erfüllte ihn nun: auch ter Meulen hatte zu diesen Berufenen gehört; aber aus Bequemlichkeit oder liederlichen Neigungen oder gehätschelten Gewohnheiten war er nicht dazu gekommen, zu sagen: »Du hast mich gerufen, Herr, hier bin ich.« So war er trotz der strahlenden Leuchte seines Geistes ein Halber geblieben. Ein Mensch, dessen Los ewige Bescheidung war. Einer, der sich mit dem Schein des Drahtes be-

gnügte, der in den Katafomben glühte, weil ihm der Wille gebracht, die Schwinger zu breiten zu dem Flug um die Sonne. Schön, aber mit dem Zuge der Entfagung um die Lippen, hatte er davon gesprochen . . . nicht als von einem Ikarusfluge, der Möglichkeiten und Kräfte überschätzt und mit kläglichem Absturz endet; sondern er hatte geredet von dem Auftriebe des Adlers in das hohe Licht über den Bergen, zu dem die Sehnsucht der Menschen schaut, wie er seine Zirkel zieht in königlichem Schwung um das goldene Gestirn des Tages.

Als die Zerschütterung seines Gemüts dem Gleichmaße wieder wich, das Matheis Maris als ein Vermächtnis der Einsamkeit seiner Heimatscholle zu eigen war, blühte der Wunsch um so lebhafter in ihm, das Leben in seiner Fülle zu betrachten. Es wäre nicht auszudenken, wenn er diese Fülle anderswo gesucht hätte als in den Städten. In Bremen war er gewesen. Von Hamburg reiste er nach Kiel, die Werften zu sehen und zu sehen, wie die Tage in den großen Betrieben hunderttausend Arme hatten, mit klingenden Hämmern, mit zischenden Bohrern, mit tausenden Rädern Gedanken der Menschen umzuformen zu Werkzeugen des Handels oder des Kriegs.

Er sah, was er suchte. Aber was in seiner Sehnsucht stand, das fand er nicht. Sonst wäre diese Sehnsucht still geworden in ihm.

Da wanderte er am Strande des Meeres nach Norden. Er wußte kaum, warum. Meilenweit schritt er auf dem klaren Sand am Saume der züngelnden Flut. Oft sah er den langen Tag nichts als rechtshin die herbstlich blaue See, die ihre Zedenschrift weit hinaus an den Himmel schrieb, und linkshin das flache Land. — Die Heide blühte.

Zuerst war ihm fast bange gewesen, unter Menschen zu ziehen, deren Sprache er nicht verstand. Nun kün- merte ihn das nicht mehr; denn nie zuvor hatte er so klar erkannt, wie am Ende jeder auf sich selber ge- stellt ist. . . .

Sehr seltsam erging es ihm in den Wochen der Wanderung am Seesaum. Er hätte nicht leicht in eine einförmigere und für ein abwechslungsduurstiges Auge reizlosere Gegend geraten können, als an die flache Küste Schlesiwigs. Es waren da Weiden mit bunten Kühen. Es waren Windmühlen. Es war oft nicht einmal das; sondern es lagen nur die sanften Linien einer Landschaft da, über welche Traum und Sonne und der rötliche Schimmer der blühenden Heide hin- gegossen waren. Und es lag auf der anderen Seite das atmende Meer, das sich weithin als eine flache dunkel- blaue Kuppel emporbog. Es trieben auf diesem Meere die Boote der Fischer, und es trieben darauf die größeren Schiffe mit grauen Segeln. — Darüber ward dem einsamen Wanderer, als sei sein Herz ein solches Schiff und triebe — wie jene — in leuchtende Gärten des Himmels.

Vielleicht hätte er wegen solch wunderlicher Glück- seligkeit nicht in das fremde Land zu reisen brauchen — meint man. Er konnte ja durch die weichen hollän- dischen Heiden streifen, soviel er Lust hatte. . . .

Oh, das wäre nicht ein Erlebnis gewesen wie dieses; denn an diesem fremden Strande lief er einer Ein- gebung nach — und Eingebungen sind die guten Engel auf dem Wege des Lebens. Allein, wer einem be- gegnet, der setzt sich gemeinlich nicht mit ihm aus- einander, oder er hat nicht den Mut, ihm zu folgen, in der Meinung: zu gelegener Zeit würde er ihn schon wieder treffen, oder einen, der noch schöner und freundlicher wäre. Aber, du lieber Mensch, bedenkst

du dich vor dem Wink eines guten Engels, so wird es sicherlich zu spät für dein Glück; denn das Leben von heute ist nicht eine Einrichtung, in der die guten Engel scharenweise spazieren gehen.

Es wechselten die Tage; aber es wechselte kaum in einem die lichte Bläue des Herbstes. Es zogen die sanften Linien der Landschaft lautlos hinter ihn; aber die kamen, waren immer gleich sanft, träumerisch und ferne wie die anderen. Und es verging nicht die Heiterkeit seines Gemüts, mit der Matheis Maris hineinwanderte in den freundlichen Gedanken: einmal käme er zu den blauen Türen des Himmels. Da wollte er anklopfen und mit gesenkter Stirne lauschen, ob er ein Gehen dahinter höre. Dann würde ein schöner, alter Mann herausgucken, zu dem wollte er sagen: „Du hast mich gerufen, Herr — hier bin ich.“

Zuvörderst aber kam Matheis Maris nicht zu den Türen des Himmels, sondern zu ein paar Fischerhütten. Die hatten sich hingekuschelt zwischen See und Sand an einen Hügel und die Dächer über die Ohren gezogen wie Bootsmänner ihre Plüte.

Er war schon geraume Zeit auf dänischem Grund und Boden gewandert. Der Gedanke, daß er nun das dritte Reich sich eroberte, machte sein Jungmanns Herz noch freier und frohmütiger. Aber wohin ihn das führen wollte, wußte er nicht. Es bekümmerte ihn auch nicht. Die Sorge, welche andere als eine garstige Spinne einspinnt in den Winkel, in den sie von ihrer Armut gesetzt sind, war ihm von der Marisheide bis zu dem Lädchen des Nikolaas van der Layen wohl auf den Fersen gewesen. Dort aber war er ihr aus den Augen gelaufen. Und was ihn seitdem etwa kleinlaut gemacht hatte und unzufrieden — nämlich die Fülle

jenes Lebens in den Städten, das seinen Geist zwar aufschloß, aber sein Herz nicht wärmte — was ihn so kleinlaut gemacht hatte, das kam ihm nicht von jener stiefen Mahnerin, sondern dafür machte er seine eichenhölzerne Art und sein Moorbauerntum verantwortlich.

Zwei Monate war er nun unterwegs und hatte außer dem Anliegen, mit dem er etwa einen Bäderladen oder des Abends ein Rasthaus betrat, mit keinem Menschen ein Wort gewechselt.

Jenun — das dünkte ihn nicht im geringsten merkwürdig. Das war während seines ersten Amsterdamer Aufenthalts genau so gewesen. Ja, damals, als er in den Galerien kopierte, um die Farbengeheimnisse alter Meister zu studieren! Damals, als er bei diesem und jenem Maler Unterricht genommen hatte! Über ein paar Atelierstunden war er nie hinausgekommen, entweder weil seine eigenständige Art vor der fremden sich aufbäumte wie ein Löwe, der Kunststücke lernen soll; oder es war ihm bloß um technische Fragen zu tun gewesen, an deren Rätseln er nicht tagelang herumgrübeln wollte, um sich danach doch nur in eine halbe Lösung hineinzuraten. — Mit der Heiterkeit eines Mannes, der eine mühsame Bergfahrt hinter sich hat, blickte er hinab in das dämmerige Licht, in dem er vor Zeiten gewandelt war.

Darüber gelangte er vor die Hütten. Vor der einen wellte sich eine Lehne mit kurzem, feinem Grase. Der blaue Duft des Abends lag darüber. Matheis Maris dachte an eine Woge des Meeres, die vor dem Häuschen stehengeblieben wäre. Oder war es der Wind gewesen, der diese Sanftheit der Erde nachmodelliert hatte der schaukelnden Slut?

Weiber saßen im Gras und flüchteten Netze. Die eine trug die weiße Haube der Frauen seiner holländischen Heimat und hatte das gelbe Haar auf den Schläfen zu

Schneden gedreht. Dann fiel ihm ein: auch die Häuser waren nicht ganz so gehalten, wie die meisten hierzulande. Es schaute aus ihren Fenstern die helllichte Freundlichkeit und Blankheit heraus, die er aus seiner Heimat kannte. Dazu die Blumen auf den Gesimsen und die schneeweißen Vorhängelein dahinter — na, Matheis Maris?

Auf einmal hörte er über das braune Fischegäß herüber den Klang heimatlicher Worte. Es war eine blühjunge Frau, die da zu ihm herüberlachte — auf gut Glück, denn sie dachte: Gitt i Gitt, ist das wohl einer von drüben?

Da blühte das Gesicht des Matheis Maris gleich weit auf, und er setzte sich zu einem wohlthuenden Plausch zu den fremden Menschen ins Gras.

Die Siedlung hieß Gunderslöv. Aber in immerwährendem Gedenten der Holländerstadt am Meere und weil sie dort auch die ungeduldige bangwartende Mädchensehnsucht durchlebt hatte, nannten sie es Bergen op Zoom. Es sei das natürlich bloß solch eine verliebte Dummheit, gestand Ellen Sörensen, die zuvor Ellen Potter geheissen hatte und dem dänischen Schiffer Anders Sörensen ins Jütland gefolgt war. Sie hätte sich diesen Schritt wohl dreimal überlegt, sagte sie. Aber zuletzt — weil ja auch Malve Doß ein paar Jahre zuvor einen Mann aus Gunderslöv geheiratet hatte, ohne daß ihr das Heimweh das Herz abgedrückt — ja, da war das so gekommen mit Ellen Potter.

Es läßt sich nicht leicht ein Mensch denken, der besser zuzuhören verstand als Matheis Maris. Am Reden war ihm seintag nicht viel gelegen gewesen. An Glossy Maris hatte er sich daheim in einer Art laterhafter Behaglichkeit vorübergeschmurt. Und an den anderen? Nun, da mußte er sich vorbeischweigen,

weil sie allsogleich gipferne Köpfe bekamen, wenn er sie in seine Gärten führte. Und vor dem einzigen Lukas ter Meulen ward Stummsein zu einem Gebote seiner Weisheit.

Nun aber hatte er in dem Lichte dieses Seesaums gestanden. Und von dem Glanze des Himmels, in den er so daseinsvergeffen hineinstabte, war wohl etliches in ihm hängengeblieben. Auch an ihm. Denn dem Eichenholze war, als sollt' es einen neuen Trieb schießen.

Für fürwitzige oder ängstliche Gemüter muß gesagt werden: diese eigentümlich beschwingte Wahrnehmung hatte er schon gemacht, ehe ihm Ellen Sörensen sagte, Gunderslöv sei einen großen Teil des Jahres hindurch ein Weiberdorf, und es könnte sich nicht leicht einer einen Begriff machen von der Eintönigkeit ihres Lebens. Die Männer seien auf Schifffahrt, und man wüßte nie . . .

Ja, so sei das, bestätigten die anderen. Aber sie läuteten das so aus sich heraus — dem Matheis Matis wurde davor keineswegs zumute, als vernähme er den Klang einer Sterbeglocke.

Auch diese Eigentümlichkeit der Frauen von Gunderslöv erfordert eine Randbemerkung; denn wahrlich! nicht bloß fürwitzige oder ängstliche Gemüter könnten bei dieser umschriebenen Feststellung der Ansicht werden, die saubere Ellen Sörensen und ihre Schwestern vom Strande seien ihres Einsamseins einmal müde gewesen und hätten sich den Zeitvertreib mit einem jungen Wandersmann und Maler sehr hübsch gedacht. Sie sprachen aber von ihrer Not als von einem Dinge, das ihnen obenauf in den Herzen lag. Und das Bild der Gefahren, denen ihre Männer ausgesetzt waren, stand in ihnen wie das große und starke Bild der See: es gehörte zu ihrem Hausrat. An den Tod dachten sie dabei nicht so sehr.

Ein Gasthaus war nicht in Gunderslöv; denn seinen Teepunsch kochte man sich daheim.

Da zog Matheis Maris zu Malve Doß, die eine kluge und stille Frau war. Wenn es eine Zeit gegeben hatte, in welcher der Mund von Malve Doß nicht so hart gewesen war und die Lippen ihre Sehnsucht gehabt hatten, so war Malve Doß damals auch eine hübsche Frau gewesen. Er zog zu ihr, weil sie keine Kinder hatte. Sie wohnte ganz allein in dem Häuschen, das am weitesten draußen stand. Ihr Leben zählte wohl an die vierzig Herbst. Ellen Sörensen dagegen sah aus wie dreiundzwanzigmal Frühling. Sie hatte einen Buben und ein Mädchen. Die rieben sich die Nasen mit feuchtem Sand und bauten zwischendurch eine große Stadt an die Wasserkante und warteten darauf, daß die See mit ihren Händen hineinwühlte.

Er ging gleich mit Malve Doß den Strandweg lang, der sich allgemach zu einem Damm erhob. So kamen sie gegen das Haus, das in einer Kuhle hinter dem Damme lag wie ein Kind in der Wiege, und machten das Kostgeld aus.

Da merkte Matheis Maris, daß Malve Doß etwa für eine Nacht gerechnet hatte oder höchstens für ein paar Tage. Aber für Maris waren Welt, Zeit und Glück Vorrichtungen geworden, über deren Grenzen er nicht mehr nachsann. Darum erzählte er, eigentlich sei er wohl auf dem Wege zu den Türen des Himmels gewesen — und wie er sich die Dinge daselbst gedacht hatte

Malve Doß machte ein langes Gesicht.

. . . Es sei aber hier auch schon fein, sagte er und lachte, und er habe sich vorgenommen, an der Straße des Lebens nur die feinen Plätze zu besuchen.

Da machte Malve Doß zum zweitenmal ein langes Gesicht und dachte: Junge, Junge! Aber sie sagte mit

sorgsam gewogenem Spotte: „Wenn das so ist!“ Denn dieser Jan van Moor in seiner hinterbäuerischen Schirmmütze sah weder aus wie ein reicher Mann noch wie ein Lebenskünstler.

Jedennoch — Matheis Maris stand seit einer halben Stunde im Tauwetter. Er war sein Tag nicht so voller Frühling gewesen. Dies Wunder hatten ein paar Worte in seiner Muttersprache vollbracht. So erklärte er es wenigstens der Malve Doß. Da half sie ihm in der freundlichen kleinen Stube links vom Hausgange beim Auspacken seines Rüdensacks. Der war verstaubt wie ein Schiff zur Fahrt über See. Und die Frau gewöhnte sich nun auch an seine Art zu reden; denn seine Sprache war bildhaft und voller Gedanken geworden, wie sie wachsen drei Meilen hinter dem lauten Tag.

Es ist ein ernsthafter, gescheiter und guter Mensch, dachte Malve Doß. Sie wunderte sich nun nicht mehr, daß er ihr das Kostgeld für den Monat im Voraus in barer Münze auf den Tisch zahlte.

Weil um die Fenster die großen roten Feuer des Abends brannten, ging Matheis Maris hinaus auf den Damm. Man konnte von dort bis ans Ende des Meeres und der Erde sehen. Es war alles ganz nahegerückt: die Stadt mit den goldenen Zinnen, die an den Westhimmel gebaut ist, und der machtvolle Ball der Sonne, der von der Stelle des Matheis Maris aus quer über die See gerollt war, zu welchem Zwecke man ihm einen Läufer aus dunkelrotem Sammet gebreitet hatte, der nun noch da lag. — Es war schön.

Aber es war auch sehr hübsch, daß von der anderen Seite her Ellen Sörensen kam. Sie hatte zu diesem Abendgang eine noch weißere Haube aufgesetzt. Ellen Sörensen war nicht blanker als Nele Greefs, aber sie war weicher und fraulicher und nicht so steil in ihren Gedanken und Reden.

Matheis Maris sah sie an: Ellen Sörensen blühte wie Pieter Bosbooms Tulpenbeete. Und weil er dachte, dies sei kein unfreundlicher Einfall, so sagte er es ihr auch. Da lachte sie ihm aufgetan und froh in die Augen. Dann kam Malve Doß zu ihnen heraus und sie setzten sich in das Gras, das ganz sommerwarm war, und Matheis Maris mußte von Pieter Bosboom und seinen Kulturen erzählen und von Nele Greefs und dem Paradiese.

Nie zuvor hatte er ein Stück Welt in Worten dargestellt; denn den Leuten auf der Marisheide brauchte er von derartigen Dingen nichts zu sagen, oder er mußte beobachten, daß sie das Zucken um die Lippen bekamen, weil sie der Meinung waren, er sähe in die selbstverständlichen Dinge ein Maß von Leben, welches sie mit ihren Alltagsaugen gar nicht wahrnahmen. Sie hatten ihn deswegen einen überspannten Menschen genannt, der seinen Bogen nach nahen Zielen immer gleich anzog, als wollte er mitten hineinschießen in den Himmel. Darüber war er erst recht einsilbig geworden und dachte: dies Weithinderten und dieses Den-Kopf-vollnehmen sei eine Angewohnheit, die er ablegen müßte, weil er sich damit lächerlich machte. Das merkte er aber lange Zeit nicht, daß die Menschen zu dem Vorwurfe der Überspanntheit nur kamen, weil sie selber vertrocknetes Holz waren, das sich nicht spannen ließ für ein Ziel über ihren engen Tag hinaus.

Zum ersten Male redete Matheis Maris von dem Bilde der Heimat, wie es in ihm lag — groß, schön und feierlich. Die Frauen hörten ihm zu und merkten die andere Art in diesem Fremdling. Malve Doß mit dem herben Gesicht sagte, wie es doch ein so fröhlich Geschäft sei, jung zu sein; denn sie dachte, es spräche der lichte Glaube aus ihm, der nie erschüttert worden sei von dem Grimme des Schicksals. Ellen Sörensen

aber besann sich und sagte: das sei es nicht; sondern wenn Matheis Maris so dächte und sähe wie sie — nun, dann wäre er eben auch nur einer ihresgleichen, und es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen je und je, die Welt in seinen Bildern darzustellen, wie sie in den Gedanken Gottes sei. — Das hatte er ihnen beschrieben als das Ziel seiner Kunst.

Was Ellen Sörensen da sagte, das ging zuletzt in keiner Weise über den unverbildeten Verstand einer Schifferfrau hinaus. Es war nach allem, was Matheis Maris über sein Leben im Paradies erzählt hatte, ein ganz handgerechter Einfall. Aber weder er selber, noch Pieter Bosboom war darauf gekommen. Darum fiel es nun über ihn wie Sonnenregen, und alles Gold blieb an ihm hängen.

Freilich war das Leben des Gastes von Gunderslöv mit diesem Bericht auch ausgeschöpft; denn die Zerrissenheit, die er aus Amsterdam hinaus auf die Marisheide getragen hatte, war eine Angelegenheit, die nicht hierher gehörte. Und der Abschnitt mit der blauen blonden Nele Greefs war für die Frauen auf die Dauer auch fesselnder. Daß die sich am Ende mit Pieter Bosboom versprochen hatte, erfuhr Ellen Sörensen erst, weil sie in diesem Punkte sehr wißbegierig war. Da sagte sie: Oh. Es klang erstaunt und mitleidig. Aber sie lachte so darüber hinweg. Wohingegen Malve Doß der Meinung war, es wäre ganz richtig von Nele Greefs und sie — die Malve Doß — hätte in diesem Falle genau so gehandelt.

Da waren sie bei einem Abschnitt, bei dem Ellen Sörensen das Meerleuchten bekam. Die Feuer der Sonne waren inzwischen niedergebrannt. Oben blinkten die Sterne und unten der Tau. Deshalb gingen die drei in das Stübchen in Malves Haus, das rechts des Flures lag. Es war hübsch und sauber und hatte

blauweiße holländische Kacheln an den Wänden mit Malereien aus dem alten Testament. Ein breites Bett stand darin und ein Kanapee mit flachen Polstern, die mit Wachstuch überzogen waren, dazu ein Tisch und ein geräumiger Kachelofen mit einem kleinen eisernen Beileger. Im Winkel am blanken Haken hing das Küchengerät.

In dieser Stube saßen sie bis ins Herz der Nacht, tranken Tee und aßen Schwarzbrot mit den landesüblichen Zugaben. Der Aufwand an Service war nicht groß, darum war das Gespräch von draußen auch kaum unterbrochen worden.

Ellen Sörensen funkelte dabei so durch den Abend — junge hübsche Frauen spielen gern mit dem Feuer. Und Matheis Maris hielt es für richtig, sich bei diesem Spaziergange durch fremde Gärten zuvörderst mit Altklugheit zu behängen. Er dachte, das stütze seine Männlichkeit. Davor lächerte es die erfahrenen Frauen zwar ein bißchen, aber Ellen Sörensen erachtete das Spiel mit dem Feuer desto ungefährlicher. Sie tat also, als glaube sie ihm nicht, daß er keine Erlebnisse des Herzens gehabt hätte, und wies herzhast auf ländlich-schändliche Selbstverständlichkeiten; und daß der Mann wohl noch geboren werden müßte, sagte sie, der die Kirschen nicht pflückt, die über den Zaun hängen.

„Deern, Deern!“ mahnte Malve Doß. Aber sie ließ es geschehen. In die Einerleiheit ihrer Strandtage fiel selten ein so helllichter Klang von draußen. Nun blühten alle Steige. Und Ellen Sörensen bückte sich nach jeder blauen Blume. Sie setzte dabei wohl auch einmal mit jedem Sprung über einen Graben. Zuletzt wunderte sie sich an ihrer Ausgelassenheit und schlug beide Hände vor ihre Augen, denn es ward ihr bang um ihre Kinder, die sie durch ihre laute Fröhlichkeit

über drei Häuser hinweg sicherlich aus dem Schlafe gelacht habe — und lief heim.

Malve Doß steckte eine Kerze auf den Leuchter und geleitete Maris hinüber in sein Zimmer. Dabei sah sie selber ganz blank und ausgestaubt aus, wie eine stille Stube, in die Morgenluft und Sonnenschein durch offene Fenster hereingelaufen sind.

Matheis Maris lag in dieser Nacht wach, bis die ersten Sterne ausgingen. Er dachte an Ellen Sörensen. Dabei geschah es ihm, daß er an Schönheit, Klugheit und Frohsinn in sie hineinsah, soviel er an diesen raren Dingen Bedarf hatte.

Als er aufgestanden war, belud er sich mit seinem Malzeug und suchte in der Welt nach einem schönen Bilde, das er für Ellen Sörensen malen wollte. Über diesem Suchen geriet er in die Nähe ihres Hauses. Weil sie sich nicht sehen ließ, blendete er die Sonne mit den Händen ab und guckte durch ein Fenster. Da spülte sie Teller und Töpfe, hatte einen schwarzen Wollrock an und auf ihrem Oberkörper nichts als das Hemd, aus dem ihre frohbelebte Jugend nur so hervorblickte.

Er stand geraume Zeit draußen vor den Scheiben, bis sie ihn wohl an dem Schatten wahrte. Da fiel ihm ein, was er in der Nacht zusammengedichtet hatte an verliebten Fantasien, nämlich daß er mit ihr fortziehen möchte, und daß sie natürlich gleich damit einverstanden wäre, und daß Malve Doß die beiden Kinder in ihr Haus nehmen müßte.

So hatte er sich das in der Nacht ausgedacht. Nun aber wehte es morgendlich kühl an dies blickende Glashaus, das er gebaut hatte, und die Scheiben waren angelaufen.

„Darf ich hineinkommen, Ellen Sörensen?“ fragte er.

„Komm nur!“ rief sie. Und als er durch die Tür trat, sagte sie: „Wir haben das gleiche Vaterland und

wir haben die gleiche Herkunft — wir sagen »du« zu einander; es ist bequemer.“

„Ja,“ sagte er, „so wollen wir es machen. . . Ich habe bis ins erste Licht an dich gedacht, Ellen Sörensen.“

Da lachte sie. „Siehst du!“ Es war ihr wohl anzumerken: sie hatte noch ein paar feste Scherzworte im Munde. Aber die ließ sie nicht fliegen.

Da überlegte er sich, wie er ihr beibringen wollte, was ihn in der Nacht so heiß gemacht hatte, und er sagte: „Ich will dir ein Bild malen, Ellen Sörensen — zum Andenken.“ Er hoffte, sie sollte hinter das Wort »Andenken« ein großes Fragezeichen sehen. Aber sie setzte nur ihre Freude hin, und das Fragezeichen vermischte er zu seinem großen Schmerze. Dann streifte er mit seinen Sinnen eine Weile um sie herum und fragte hölzern und ungeschickt: „Möchtest du nicht lieber gleich mit mir kommen?“

„Kindstopf,“ sagte sie und wertte sich in eine neue Arbeit. Dann fing sie an, von ihrem Manne zu erzählen, und daß Anders Sörensen ein ernster und ehrenfester Nordländer sei und daß sie im ersten Jahr ihrer Ehe mit ihm auf Schiffahrt gewesen. . .

„Es ist schade,“ sagte er und geriet immer tiefer in seine Tölpelhaftigkeit hinein.

„Bis du mit einer Frau in die Welt ziehen kannst, hat es noch gute Weile,“ sagte sie dann. „Auch mußt du nicht gleich einer das Geschirr abnehmen wollen, in dem sie zufrieden durch ihre Tage tritt.“

Trotz des harten »Kindstopfs« war das Morgengespräch im Häuschen am Strande nicht unfreundlich. Aber eine recht unwichtige Begebenheit schien es — so unwichtig, daß nicht einmal die junge Freundschaft litt, die dieses Zwiespruchs Ursache gewesen. Und

dennoch schätzte Matheis Maris — im Hinblick auf ihre Folgen — die unterhaltsame und lehrreiche Stunde danach als die wichtigste in seinem Leben; denn keine zuvor hatte eine so gewaltige Wirkung, und keine riß ihn so mit einem Ruck über sich selbst hinaus — wenn auch ein wenig später.

O ja, es hatte Stunden gegeben, die erschienen ihm dieser einen gegenüber als von maßloser Bitterkeit und Wildheit. Es hatte Stunden gegeben hinwiederum, die waren mit dem Gefühle des Behagens, der Genugtuung oder gar der Erhabenheit, das sie in Maris auflösten, um vieles freundlicher gewesen. O ja. Aber wenn er — in viel späterer Zeit — sein Leben überdachte, da stand die Erinnerung an dies Frühgespräch mit Ellen Sörensen immer gleich vorn an. Sie, die Erinnerung, trat aus dem schwarzen Schoße der Vergangenheit hervor wie ein gewappneter Turmwart, setzte ein zerbeultes Horn an und blies tuut! Es war ein Ärgernis erregender, es war ein fürchterlicher Ton in diesem Blashorn, der gellte durch sein ganzes ferneres Leben; denn kleiner und erniedrigter war sich der tapfere Jungmann Matheis Maris nie erschienen als in jener Stunde.

Es ist gesagt worden, daß er in erhabenen Gefühlen am Saume des freien Meeres wandelte — wobei er sich das dritte Reich eroberte. Er hatte sich auf dem Wege zu den Türen des Himmels gesehen und sich schon ausgedacht, wie er sich mit dem lieben Gott unterhalten wollte. So beschwingt waren seine Kraft, sein Mut, seine Hoffnung gewesen, daß er — nach den Worten seines toten Freundes Lukas ter Meulen — nun glaubte, er sei mitten drin in seinem Adlerflug und schnitte stolze Zirkel aus hohem Licht. Da trat eine kleine blonde Schifferfrau am jütischen Strande vor ihn hin, war im Hemd und sagte zu ihm Kindskopf.

Man sieht: nicht nur der Dichter, sondern auch das Schicksal wirkt durch Gegensätze.

Aber mit dem Kindstopf war die Sache nicht aus der Welt geschafft. Vielmehr — wenn man so will — sie fing damit erst richtig an.

Wiewohl nämlich Ellen Sörensen dreiundzwanzig lichte Lenze maß, wohingegen der eichenhölzerne und tatentühne Maris nach vierundzwanzig bräunenden Sommern ausah — so tickte das Pendel des Uhrwerks von Ellen Sörensen in unbehelligter Ruhe weiter, als sei nicht der leiseste Zephyr daran vorübergestreift. Was ein Zeichen war, daß für den gesicherten Gleichgang ihres Gemüts von Matheis Maris her nicht die geringste Gefahr im Anzuge sei.

Nun ist Erkenntnis der erste Schritt zur Aufwärtsbewegung. Aber zu besagter Erkenntnis drang Matheis Maris bei dem moralischen Schlag ins Auge, den er bekommen hatte, gar nicht vor. Eine Zeitlang tappte er noch in der Finsternis herum, nahm dann mit ein paar gewundenen Worten sein Maßzeug auf und verschwand zwischen den Dünen.

Zuerst prüfte er wohl so hin in den funkelnden Herbstmorgen. Dann ließ er auch davon ab, legte sich an einen Sonnenhang, dachte nach über sich selber und kam zu einem äußerst vernichtenden Resultat. Er ging dabei zuwege mit der grausamen Hartnäckigkeit, die vor keiner Art Selbstzerfleischung zurückschreckt.

Zuvörderst bohrte er aus dem Westensack den kleinen Ta'chenspiegel, den er in Hamburg zum Zweck einer höheren Kultur seines äußeren Menschen erstanden hatte, und fing an, sich auf seine Schönheit zu untersuchen. Die Neugier, mit der dies geschah, war ihm bis zu jener Stunde ebenfalls unbekannt gewesen. Aber auch hierbei war der Erfolg ein anderer als bei dem Märchenspiegel der Frau König'in; denn das Spieglein

sagte, gefragt, im Nu: Matheis Maris, die andern sind schöner als du. . . .

So hingebungsvoll und keineswegs froh erschrocken sich Maris selber betrachtete — das Spiel hinter dem Sandhügel von Jütland soll in seiner Kärglichkeit nicht weiter betrachtet werden; denn zu dem Flug um die Sonne eines jungen Menschen, dem das köstlichste Kleinod in die Brust gelegt worden ist, das die Weisheit und Gnade Gottes zu vergeben hat, gehört solch ein kümmerlich Spiel nicht. Jedemoch — es war da! Vor einer lichten Frauenart und ihren mißdeuteten Verheißungen hatte es begonnen.

Es ließe sich bei dieser Gelegenheit ein ganzer Strauß schöner Moralblumen pflücken, als zum Beispiel: über die Pflicht der Frauen, zum wenigsten in einer leidlich verschwiegenen Morgenjade vor einem jungen Manne zu erscheinen . . . wogegen allerdings einzuwenden wäre, daß die abwesende Morgenjade an dem vorliegenden Unglücke ja gar nicht schuld sei. Und so könnte der Eindruck erweckt werden, es gelte eine sadenscheinige Entschuldigung zu suchen für den Sonnenflieger Maris, der nun schwingenbrüchig hinter der jütischen Düne sparrte. —

Bis zu der simplen Erkenntnis, daß er einem armen Manne zu tausend Louisdoren verhelfen könne, hat der Räuber Karl Moor bekanntlich erst ein fünfaktiges Drama erleben müssen. Was Wunder also, wenn auch Matheis Maris nicht allsogleich seinen Rückenbeutel packte und die Strandsiedlung Gunderslöv verließ mit der klassischen Versicherung, daß ihm geholfen werden könnte? Daran dachte er nicht — nicht etwa, weil er die Räuber noch nicht gelesen hatte, sondern weil er durch seine Liebe in zu arge Bedrängnis geraten war. Denn Liebe, namentlich erste Liebe, ist eine Zauberin...

Hätte Maris diese Entdeckung nicht gemacht, so

hätte auch der lächelnde Leser möglicherweise nie etwas von jener denkwürdigen Eigenart der Liebe erfahren.

Über seiner Entdeckung kam es heraus, daß er aus Eichenholz geschnitten sei — was ihm jedweder von weitem ansah — ferner: daß er ein klares, aber sehr vereinsamtes Gesicht hatte mit stillen braunen Augen. Häßlich? Oh nein. Aber Matheis Maris behauptete durchaus, es sei abstoßend. Dann ermaß er, daß er nicht reden könnte über Dinge, in denen jeder verständige Mensch nur so herumplätschert. Und über dieser Unfähigkeit, sich in flachen Wassern zu vernügen, vermaledeite er sein ganzes bisheriges Leben.

So verbrannte er sich selbst zu einem Häuflein Asche — was ihm aber infolge der Zauberkraft seiner Liebe sehr wohlthätig vorkam. Er versäumte das erste Mittagessen, bei dessen Zubereitung Malve Doß sich doppelte Mühe gegeben hatte. Und als der Tag am heißesten war, betraf ihn selbige Malve Doß hinter dem nahen Sandhügel, nachdem sie ihn eine Stunde lang draußen im blauen Lande vergeblich gesucht hatte. — Er begegnete ihr mit schmerzhaftem Lächeln.

Ob er keinen Hunger hätte? Matheis Maris verneinte. Aber diesmal lächelte er erhaben.

Da merkte Malve Doß, daß es so um ihn stand und daß er die Pein der Liebe litte mit dem Stohmute des Märtyrers.

Dann ging er aber doch mit ihr. Und wie er einmal am Tische saß, aß er fünf Pfannkuchen und eine große Schüssel Badpflaumen. Dabei erklärte er, woher es käme, daß er so wenig Appetit habe; denn sie sollte nicht der Meinung werden, daran sei ihre Küche schuld. Nach Tisch rauchte er eine Zigarre, saß auf der Ofenbank und sah zu, wie Malve Doß das Geschirr spülte. Da sagte er mit Ergriffenheit und feierlichem

Schwung: „Ellen Sörensen hat bei dieser Arbeit am Morgen ausgesehen wie eine schöne schimmernde Meerfrau.“

Das machte Malve Doß ungeheuren Spaß. —

Drei Wochen lang litt sich Matheis Maris durch sein Liebe und berechnete, wie kümmerlich dagegen die Blüte gewesen war, die sein Herz vor der blonden Nele Greefs getrieben hatte. Daran, daß er ein Maler sei, dachte er wohl einmal; die anderen aber ließ er davon zu keiner Stunde etwas merken.

Dann kam Anders Sörensen für ein paar Tage heim. Er war ein großer, festgefügtter und sicherer Mensch und recht freundlich zu dem Gaste der Frauen von Gunderslöv. Aber es lachte ihm immer so in den Winkeln der Augen. Das ärgerte Maris. Da sagte er zu Malve Doß, Menschen dieser Art seien nicht nach seinem Geschmaç.

Und weil Anders Sörensen noch eine Fahrt nach Stralsund hatte, auf einem Schooner mit schwedischen Kiefern, und inzwischen nasses Wetter geworden war, stieg Matheis Maris mit ihm zu Schiff und kam nicht wieder.

Ein gescheiter, wohl aber ein wenig ängstlicher Mann hat gesagt: „Mit der Liebe — das ist so eine Sache! Es dürfte sich im allgemeinen empfehlen, vom Gegenstande seiner Liebe nicht weiter fortzugehen, als der Schlag der Nachtigall erklingt.“ Nun braucht kaum gesagt zu werden, daß damit wahrscheinlich eine ganz bestimmte Nachtigall gemeint sei, denn andernfalls ... der Schlag der Nachtigall erklingt nach Brehm: von Großbritannien an in West-, Mittel- und

Südeuropa, findet sich auf den britischen Inseln nur in England, ist in Schweden sehr selten, tritt dagegen geeigneten Orts westlich von der Peene in Nord-, Mittel- und Süddeutschland häufig auf, ebenso in Ungarn, Slavonien, Kroatien, Ober- und Unterösterreich, Mähren, Böhmen und ist auf allen drei südlichen Halbinseln gemein, findet sich noch zahlreich in Südrußland und der Krim, ebenso in Kaukasien, Kleinasien und Palästina, wogegen er nach Süden hin nicht über die Atlasländer hinab gehört wird. . . . Danach scheint die Annahme gerechtfertigt, daß jener Weise nicht behaupten wollte: ein Verliebter darf, ohne seine Liebe in Gefahr zu bringen, innerhalb dieser Grenzen nach Herzenslust vagieren, da er ja den Schlag der Nachtigall allenthalben vernimmt.

Nun würde nicht im geringsten in so weitläufiger und merkwürdiger Art über den Einfall eines gestorbenen Dichters gehandelt werden, wenn nicht Mathis Maris auf seiner Reise von der dänischen Küste nach Stralsund in ähnlicher Weise mit seinem Herzen gehandelt hätte.

Es lag eine laue dicke Luft über der See. Der Regen fesselte. Maris saß im Vorderschiff auf einem Tau, das zu einem bequemen Hocker rundgelegt war, und hatte sich in ein Segeltuch gewickelt.

Es war eine behagliche und sinnlicherische Fahrt. Nebel. Ab und zu eine Möwe, die sich flugmüde auf dem Schiffsrand niederließ. Oftmals der dumpfe Hornruf eines unsichtbaren Dampfers.

Damit erschöpften sich freilich die Sinneseindrücke auf dieser Reise nahezu. Immerhin — sie hatte für Maris den Reiz der Neuheit. Und während er selten einmal vom Steuer her ein Wort Sörensens an einen der Bootsmänner vernahm, schaukelte er fort vom jütischen Strand, schaukelte er immer weiter fort von

Ellen Sörensen. Ein Behagen erfüllte ihn, das er mit jenem verglich, welches der Wechsel einer Kleiderfarbe zur Folge hat, an der ein Mensch sich müde getragen.

Zur Seite die Bordwände, rückwärts der Laderaum, ringsum der Nebel — auf einmal kam es ihm vor, er säße in der Hütte auf der Marisheide. Von dort war es nicht weit zu den Nachtigallen; denn die sangen ringsum in jedem Busche das Hohelied von der Einsamkeit.

Sehr ergötzlich war es für Maris, darüber einem jungen Manne zu begegnen, der kein anderer war als er selbst. Freilich war ihm so etwas schon einmal geschehen — wie er damals in seine Hütte trat und die Erscheinung des Schreckens hatte. Es schien das also eine Eigentümlichkeit zu sein, auf die er sich augenblicklich näher betrachtete. Zeit genug hatte er ja dazu.

Diesmal war es kein Schreckensbild mit erloschenen Augen, sondern er sah einen Menschen, vor dem ihm die Luft ankam, ihn zu verspotten; denn dieser Mensch hatte sich vier leuchtende Herbstwochen hindurch zwischen ein paar öde jütische Strandhütten gesetzt und hatte sein Herz samt dem Edelstein, der darin lag, an eine kleine frohe Frau verhettert bis zur Untauglichkeit! Und diese Geschichte — müßig, schön und einfältig — ging aus, wie sie gewesen war: mit einer Fahrt in den Nebel, zu der man ihn mitgenommen hatte, ohne ihn viel zu fragen. . . .

Darüber geriet er auf den Einfall vom Schlage der Nachtigall. Und weil er den wunderlichen Menschen einmal gründlich verspotten wollte, sagte er: „Junger Mann, ich glaube, Sie sind mit Ihrer Auffassung sehr im Irrtum. Im Kaukasus oder in Palästina schlagen die Nachtigallen ebenfalls, und Sie werden sich Ihrer Liebe vom Ostseesand dabei stets mit Heiterkeit erinnern.“

Eigentlich wollte er sich über seine zoologischen Kenntnisse, die nicht unbedeutend waren, noch weiter verbreiten. Aber schon in Palästina blieb er hängen und überließ den verliebten Träumer von Gunderslöv seinem Schicksal. Nach einer Stunde warf er das verknitterte Segelleinen über sich wie eine Toga, trat hochaufgerichtet aus dem Nebel vor Anders Sörensen und sag'e: „Ich werde in das heilige Land reisen.“

Anders Sörensen, dem es immer so in den Augen lachte, sah ihn an und sagte hm. Was soviel heißen sollte als: „Matheis Maris, an Ihnen wundere ich mich schon lange nicht mehr.“

In Stralsund, wo der Schooner an einem sehr klaren Oktobermorgen landete, verließ Matheis Maris den Schiffer Sörensen und dachte gar nicht mehr daran, daß er ihn vor ein paar Tagen nicht hätte leiden mögen. Als sie beim Abschied am Kai des Hafens standen, merkte Sörensen, daß die ruhervolle Fahrt seinen Gast sehr aufgewühlt hatte. Und er fragte ihn: „Sie gehen nun gleich zum Bahnhof und lösen eine Fahrkarte nach Jerusalem?“

Maris erkannte den Spott. Aber es socht ihn nicht an. Und so ging er, sich über die Reisekosten zu unterrichten.

In den Straßen erwachte das Leben. Es war ihm wohl, daß er über allem gar keine Zeit hatte, sich vor sich selber zu schämen wegen der Gunderslöver Liebesgeschichte. Dies Geschäft hatte er schon auf dem Schooner betrieben, und, wenn ihn nicht alles täuschte, auch in dem Häuschen der Malve Doß nach der Heimkehr von Anders Sörensen. Einzelheiten darüber brauchen nicht ausgeplaudert zu werden, namentlich nicht über die Ausstaubung, die Malve Doß mit ihm

vornahm. Dabei verfuhr sie sehr eindringlich und redete in verschiedenen Teilen zu ihrem Thema, deren jeder schloß mit den hartnäckig wiederkehrenden Worten: „So dumm!“ Andererseits war Ellen Sörensen eine durchgesehene und verbesserte Auflage von Nele Greesfs. Damit entschuldigt sich die fatale Geschichte von selbst — wenn auch nur so weit, als sie zu entschuldigen ist; und die steingemeißelten Worte der Malve Doß verlieren somit nichts von ihrer zutreffenden Wucht.

Maris war froh, daß er wieder ein Ziel hatte, zu dem er Schwung und Kraft aufwenden mußte, wie es für einen richtigen Menschen in Ordnung ist.

Als er auf dem Wege zum Bahnhof an eine Wechselstube kam, ging er hinein und erhielt für sein holländisches Geld an die tausend deutsche Reichsmark. Daß er damit nach Palästina käme und auch wieder heim, schätzte er nicht nur, sondern er wußte, er könnte sich mit soviel Geld auch nach Indien wagen oder in das blaue Gebirge des Altas . . . »wo die letzten Nachtigallen schlagen«, erzählte er sich lachend. Er gab das Geld aus im geraden Verhältnisse zu dem Werte, den es für ihn hatte. Das hatte er von Mutter Glossy gelernt, die jeden Kupferling siebenmal umwandte und dann gewohnheitsmäßig doch wieder in ihren Saß steckte.

Auf dem Bahnhofe las er ein paar Stunden lang die Landkarten und die Preise der Fahrt und zeichnete und schrieb alles sorgsam in sein Notizbuch. Dabei erkannte er, daß sein Portemonnaie am Ende für hin und zurück doch ein bißchen kurz wäre. Eine kleine Weile spartte er wieder und bekam ein zersonnenes Gesicht. Nur eine kleine Weile. Mit dem Mittagszuge fuhr er nach Berlin. Viertes Klasse.

Am Abend geriet er in eine allerfinsterste Kaschemme und war froh, daß er noch nicht genug Deutsch

verstand. Er entrann den Pennbrüdern, die sich an seine unverdorbene Art heranzwinkerten. Und weil er sich vorgefetzt hatte, sein äußeres Leben für Palästina einzurichten, versuchte er es mit einer Nacht im Tiergarten. Es war oktobermäßig kalt. Und das Märchen vom Schneewittchen fiel ihm zum zweiten Male ein in seiner Wanderzeit, als er immer nach einer halben Stunde zu einer anderen Bank lief, um sich die Starrnis aus den Gliedern zu treten. Auf der siebenten war die Nacht herum, und es betraf ihn der grauende Morgen.

Aber nicht dieser war es, der ihn so unsanft rüttelte, sondern ein Schußmann, der seine Papiere forderte.

Weil er ihn zuerst nicht verstand, und weil er zuletzt doch sehr fest geschlafen hatte und sich nicht gleich Rechenschaft geben konnte, wo er war, so log er sich in der Not einen roten Kopf und sagte: er sei vor einer Stunde mit dem Zuge gekommen und müßte gleich weiterreisen. — Da auch seine Papiere in Ordnung waren, hatte die Sache nichts auf sich.

Später, wie er so durch das mittägliche Gewühl der Straßen stachte, merkte er, daß er angesehen wurde wie ein Luftballon, der sich zwischen die Häuserreihen der Großstadt verirrt hat. Die Mütze von der Marischeide, die blauen Holländerbügen, die aus seinen Beinen zwei umgekehrte Zuckerhüte machten, die kurze grobe Joppe und der Gehstod aus Eichenholz, den er sich geschnitten hatte zu innigem Gedenken der Heimat auf seiner Wanderung nach Amsterdam — dazu sein langer Tritt, mit dem er auf schuhbreiten Heidepfaden sich hinausgewippt hatte ins blaue Land . . . das alles paßte sich nicht mehr so in die Augen der hastenden oder spazierenden Menschen von Berlin, wie es sich in die Augen der Leute von der Wasserkante eingepaßt hatte.

Seit er in der Sandkuhle von Gunderslöv die Fragen an das Spieglein in seiner Westentasche gerichtet hatte, war er für seinen äußeren Menschen auch empfindlicher geworden und einer gelegentlichen Korrektur nicht abgeneigt.

Als er sich so zu seinem Schmerze darüber klar werden mußte, daß er der Gegenstand allgemeiner lächelnder Aufmerksamkeit wäre, ärgerte er sich an Berlin. Er erfand einen Eilschritt und schmiegte sich dabei an den Häusern entlang, wie es Nikolaas van der Layen getan hatte. Damals konnte er keinen Grund entdecken für diesen Ausdruck scheuen Wesens. Nun aber trieb solche Scheuheit um in seiner aufrechten Jugend und machte ihn ganz heimwehbang und sehnsüchtig nach den Verlassenheiten seiner Heide, in denen jetzt wohl der Duft einer späten Blume flog oder das Schreien der Wildgans oben im grauen Himmel.

Wieder einmal war es eine Ursache von kümmerlicher Kleinheit, die ihn — den Fremdling vor der Welt — in seinem Herzen zusammenriß; denn von jener Bedrückung des Gemüts, mit der er sich hinausschlitt aus der großen Stadt, konnte er fünfzig Jahre danach berichten als von einem Spießrutenlaufe, der wohl nicht der größte, aber der peinlichste Schmerz in seinem Leben gewesen war. Und aus dieser kleinen Ursache kam ihm die große Weisheit: wer sich selbst gehören will, muß den Menschen aus dem Wege gehen.

Auf das Nächstliegende verfiel er nicht — vielleicht auch wegen der Eile, mit der er sich in einen Zug nach Dresden rettete — nämlich: sich mit landesüblicher Kleidung zu versehen.

In Dresden wartete er den Rest der Nacht auf dem Bahnhofs herum und suchte in aller Frühe nach einem Altkleiderhändler. Eine Seitengasse in der Nähe des

Altmarktes erweckte sein Vertrauen. Er las das Schild neben einer Haustür und geriet über dunkle Treppen in das falsche Stockwerk und zog die Klingel. Da kam ein Frauenzimmer heraus, das hatte einen rotseidenen Unterrock und eine Spitzenjade an wie eine Königin, dazu hatte es ein gepudertes altes Gesicht und eine wunderbar getafelte Frisur.

Diese Person — wie sie den Matheis Maris sah — tat einen Schrei und sprang aus ihren roten Seidenpantoffeln zwei Schritt zurück und warf ihm ein unverschämtes Lachen ins Gesicht, weil er gesagt hatte, er wollte sich hier einen Anzug kaufen. Sie gebärdete sich, als wäre ihr so etwas Lustiges nie vorgekommen.

Darüber taten sich etliche Zimmertüren auf, und durch jede guckte ein Weibsbild mit jüngerem, aber frechem Gesicht. Und da sie den Mann in den blauen Büxen bemerkten, drängten sie sich, wie sie aus den Betten kamen, an die Flurtür und kreischten wie Krähen um ein Aas. — Es war eine wilde Geschichte.

Während sich Matheis Maris zu wundern begann über die Schrulle des Schicksals, ihm Frauen im Hemde vorzuführen, inarrte die Holzstiege vom oberen Stockwerk und es kam Ditha Rosenbaum zu seiner Rettung. Sie hatte über das Treppengeländer gelauscht und sagte, wenn er einen Anzug kaufen wollte, so müßte er heraufsteigen zu ihr.

Ditha Rosenbaum war angezogen, wie es sich für ein ordentliches Frauensbild ihres Standes um diese Tageszeit schickt. Sie war ein wenig zuwartend und richtete keine überflüssigen Fragen an ihn. Sonst aber war alles merkwürdig an dieser Frau. — Sie wurde für Matheis Maris zu einem großen Erlebnis.

Es war das Stockwerk eines sehr alten Hauses, das sie bewohnte. Ausgetretene Schwellbretter. Kleine Zimmer mit schiefen Wänden, in denen an Latten-

gerüsten Altkleider über Bügel gehängt waren, dicht an dicht, jedes Stück mit einem Zettel versehen, auf dem der Preis stand. Alles in tadelloser Ordnung. — Über die schmale Gasse hinüber das Ziegeldach eines nicht minder alten Hauses mit aufgesetzten Erfern, so daß das Licht des Tages zu Ditha Rosenbaum durch die blanken Scheiben vernußter Fenster ungebrochen hereinging.

In die Sauberkeit ihrer Handelsräume führte Ditha Rosenbaum den Käufer. Sie lenkte ihn in die Helle bei den Fenstern, hob die Stielbrille vor die Augen und sah ihn scharf prüfend an von unten bis oben. Dann redete sie holländisch mit ihm. Maris merkte, sie war keine Landsmännin, aber diese Zuvorkommenheit hatte eine sehr freundliche Wirkung auf sein vorhin zerwirbeltes Gemüt.

Darüber verflüchtigte sich der Eindruck der aufdringlichen Häßlichkeit dieser Frau Rosenbaum, die wohl nie bemüht gewesen war, ihren stiefen körperlichen Gaben ein wenig aufzuhelfen. Krauses graues Haar wirrte sich um ihren Scheitel, und das frühzeitige Altern der Frauen ihrer Rasse kennzeichnete sich in ihrem scharfgeschnittenen Antlitz doppelt. In der Größe reichte sie Matheis Maris bis zu den Achseln, war breithüftig und hatte einen wackelnden Gang.

Ditha Rosenbaum war ein Genie. Sie war daheim in allen Erdteilen und konnte sich in vielen Sprachen unterhalten. Sie forschte sich mit Feinfühligkeit und Klugheit an Maris heran. Ehe er seinen geschwollenen Rückensack abriemte und sich wieder zurecht fand in sich selber, wußte sie, wes Nam' und Art er war.

Wegen ihrer geistigen Überlegenheit beschränkte sich der Verkehr mit ihrer Kundschaft auf eine fast farge Sachlichkeit. Aber sie erstreute sich in den Kreisen, die mit ihr handelten, des Rufs unerschütterlicher Ge-

wissenhaftigkeit. — Dem Matheis Maris gegenüber wandelte sich ihr Auftreten alsbald zu respektvoller Theilnahme.

Der Althändler Nikolaas von der Layen war ein Kümmerling gewesen gegen diese Frau — in seinen Gaben, in seinen Geschäften, mit seinen Schrullen.

Sie wählte einen grauen Anzug für Maris aus, ein dunkles Beinkleid und eine braune Sammetjoppe, wie sie die Künstler zu jener Zeit zu tragen pflegten. Sie fand Überhemden für seinen langen Leib, Leinentragen und Krawatten und ein Paar braune Schnürstiefel aus feinem Leder — was mühevoll war; denn an so geräumigen Maßen hatte sie keinen Überfluß.

So kummerte sie seines Leibes Notdurft von Grund aus; denn sie erkannte: diesem langen Menschen hatte nicht mütterliche Fürsorge gemangelt und es fehlte ihm auch nicht an gutem Willen, sich ein wenig weltgerecht zu machen. Sondern: jotaner Mensch hatte in seinen gesegneten Verlassenheiten gestanden als ein König. Und wußte es nicht. Da lockte ihn der Traum von Sernen. Es lockte ihn die Weisheit der Völker. Es rief ihn das Leben. Aber der Heidekönig hatte nicht daran gedacht, daß er ein Sklave sein müßte der Gewohnheiten dieses Lebens . . .

In dem alten Haus einer dämmerigen Gasse der Stadt Dresden hörte Matheis Maris das Wort von seinem Heidekönigtume zum erstenmal. Ditha Rosenbaum sprach es aus und war der Meinung, es sei für ihn ein ganz geläufiger Begriff. Matheis Maris aber mußte sich erst besinnen, ob es auf ihn zuträfe.

Sie standen dabei vor dem Tisch, auf dem Ditha Rosenbaum die zuvörderst ausgewählten Dinge gebreitet hatte. Es war ihr offenbar nicht eilig, den Handel mit diesem Menschen zum Abschluß zu bringen. Einmal war sie mit einem anderen Kunden beschäftigt

und überließ Maris inzwischen sich selbst; denn sie erkannte: er war weder für einen Wechsel in seiner Kleidung besorgt gewesen, noch hatte er an gestärkte Kragen und einen schwungvollen Knüpf der Kravatten gedacht. Sie ahnte auch, wie schwer es ihm ankam, in den Schatz seines Vermögens einzubrechen wegen einer Notwendigkeit, die ihm noch zu neu und zu bitter war.

Eine Viertelstunde lang betrachtete er dies Tischlein, das sich mit Frau Dithas Schätzen bedeckt hatte, und betastete alles mit scheuen Händen und wurde begehrtlich. Ja. Aber dann schloß er die Lieder, und es lag ein sonniges, fremdes Land in seinen Augen. Das wurde vom Federngebirge des Libanon her durch einen blauen Strom getrennt. Weiße Straßen führten in grünen Weiden. Eine Karawane von Kamelreitern, in lichten Mänteln, Turbanen und mit sanft wehenden Sonnenschützen über den Nacken, zogen durch dies Land

Schöne und stolze Bilder, wie sie selbst sein Malerauge nur in heimlichen Träumen gesehen, blühten, blühten empor in seiner Seele. — Und es kam eine Steppe. Nachthimmel wölbte sich darüber mit einer Fülle von Sternen in stillem namenlosen Glanze. In dieser Steppe hatte jener Abram seine Hütte gebaut; und es brannten in den blauen Ewigkeiten darüber noch die Millionen Welten, vor denen der Befehl Gottes erklang an Abram: »Gehe hinaus und zähle die Sterne! Kannst du sie zählen?« Das Haus des Hirtenkönigs war als Staub in die Winde der Jahrtausende vertragen, aber es ritt ein einsamer Reiter auf hohem Kamele durch die Feierlichkeit der Steppennacht. Dieser Reiter war kein anderer als Matheis Maris

Da kam Ditha Rosenbaum zu ihm an den Tisch,

faßte ihn mit zwei Fingern am Armel der Joppe und sagte: „Sie träumen.“

„Ja,“ sagte er, fiel vom Kamele und sah die Frau mit fremden Augen an. Dann rechneten sie, daß die Rüstung des Maris zur Eroberung der Welt an zweihundert Mark kostete.

Weil er nie zuvor im Leben eine solche Summe ausgegeben hatte und der Aufwand für Kleider in den rüdliegenden Jahren zusammengenommen nicht so groß gewesen war, erschrak er und begann der Frau zu erzählen von seinen Reiseplänen ins heilige Land. Es wäre wohl das beste, er machte sich gleich auf, sonst ließe ihm das Geld aus den Fingern. Es käme auf der Fahrt und Wanderschaft nicht so sehr darauf an, was einer für einen Rock an hätte . . . und was der Dinge mehr waren.

Da faßte ihn Ditha Rosenbaum abermals am Armel und führte ihn durch ein kleines Zimmer. Frauen- und Kinderkleider hingen darin, und es standen da Wandregale voller Schuhwerk. Danach kamen sie in einen Raum, der war so schmal, daß die eine Seite ganz von dem Fenster eingenommen wurde, das auch nicht breit war. Die Tür zu diesem Raume mußte Ditha mit einem Schlüssel öffnen; denn es lagen dahinter Schmuckstücke, altes Porzellan und Ölgemälde, zumeist alter Meister — Dinge, die sie angekauft hatte, weil es ihr Geschäft war, oder Dinge, auf die sie Geld hingeliehen hatte und die ihr dafür verpfändet worden waren. Sie gingen durch eine zweite Tür, die dem Fenster gegenüber lag, und kamen in das Wohnzimmer Dithas, das eng, freundlich und sauber war. Es lag zwar nach einem kümmerlichen Höflein hin, aber der helle Tag lief stracks von den Dächern herein.

Der Ton respektvoller Teilnahme, in dem Frau

Ditha zuvor geredet hatte, war darüber zu einem Tone mütterlicher Freundschaft geworden. Sie saßen einander am Fenster gegenüber in zwei Lehnstühlen, zwischen denen ein kleiner Tisch stand. Zeitschriften lagen darauf.

Da erzählte Ditha Rosenbaum von Jerusalem und von Damaskus, woselbst sie mit ihrem Manne vor zwanzig Jahren einen Handel in Andenken für Palästinapilger getrieben hatte. Es war ein mühselig Geschäft gewesen. In Damaskus war der Mann gestorben am Sieber.

Matheis Maris konnte schwer einen Weg zu Menschen finden. Aber diese Frau erzwang sich sein Vertrauen mit jedem Worte. Wenn sie von Maris sprach, rührte sie an das Innerste seines Herzens und wußte um Dinge, die ihn auf den Einfall kommen ließen, sie besäße eine Sehergabe oder sonst eine unerhörte Kraft des Geistes. Einmal redete sie von dem »Schlosse, das der Heidekönig Matheis Maris« in seine rotumblühte Verlorenheit gebaut hatte und von der weißen Ziege und lachte dazu so innig, so voller Bewunderung für die Stärke des Willens, die in Maris schuf, und doch wieder von einem sanften Mitleid erfüllt.

Da sie von großer Beredsamkeit war und Maris seit der Geschichte von Gunderslöv sich das Fragen nach Kräften abgewöhnt hatte, unterbrach er sie nicht; denn er hatte immer das Empfinden, es gelänge ihm nichts leichter als eine Dummheit.

Weil er nun wußte, daß Ditha Rosenbaum gelegentlich auch ein Gemälde von bedeutendem Kunstwert erstand, sagte sie: auf Kredit würde sie ihm die Sachen nicht liefern; das verstieße gegen ihre geschäftlichen Grundsätze. Er solle ihr aber dafür ein Bild malen, und zwar eine Landschaft aus der Dresdener Heide.

Darüber ward ihm das Herz leichter. Allein er wiegte nachdenklich den Kopf: wenn ihr seine breite und eigentümliche Malweise nicht gefiele, so würde er seine Zeit und sein Geld in dieser fremden Stadt verbrauchen und schließlich von seinem Reiseschatz kaum noch die Bezahlung der Kleider bewirken können.

Da sagte Ditha Rosenbaum: oh ja, seine Bilder gefielen ihr, und sie hätte ihm den Vorschlag auch deshalb gemacht, weil sie einen Händler wußte, der seit zwei Monaten vergeblich nach einem Bilde des berühmten Matheis Maris suchte. . . .

Darüber zerbrach die mißhandelte Geduld des Maris nun doch. Er schlug mit der Hand auf den Tisch und sprang auf. „Frau,“ sagte er, „Sie reden so freundliche Dinge über mich hin, und der Narr, jawohl, der Narr in mir horcht darauf wie auf eine ferne schöne Musik, deren Ton er sich nicht erklären kann . . .“ er senkte die Augen. . . . „und nun ist diese ferne schöne Musik gar nicht für mich! — Von wem reden Sie denn immerzu, Frau Rosenbaum?“

„Von Matheis Maris, dem Kätnerjungen aus der holländischen Heide, der einst ein Gärtner war und sich vor dem Sandsack ein Hüttlein gebaut hat an den Rand einer Moorkuhle, und der Nikolaas van der Layen in Amsterdam seine ersten Bilder Stück für Stück um fünf holländische Gulden verkauft hat.“

Nun, Frau Ditha gefiel dies Spiel über die Maßen. Es sonnte sich ein so warmes, liebes Lachen auf ihr Gesicht — hübsch wurde dies häßliche Gesicht, hübsch; denn in jeder Falte saß ein Schelm und in jedem Grübchen ein Kobold, und die kleinen Geister wollten sich ausschütten vor Lust über den hilflosen Jan van Moor, der ein König hieß und wußte es nicht.

Nach seiner letzten Frage hatte Ditha gemerkt, daß er keine Ahnung von dem Quell ihres Wissens über

ihn hatte. Deshalb rätselte er nun mit seinen Augen an ihr herum und suchte nach den überirdischen Kräften, die in ihr wirkten.

Da zog Frau Rosenbaum ein Blättchen aus dem Häuflein der Zeitschriften auf dem Tisch. Es hieß »Der Antiquitätenmarkt«, ein Sachblatt für Althändler. Es stand in dieser Nummer ein Aufsatz, der war überschrieben »Der Heidekönig« und handelte von Matheis Maris. Auf dem Krankenbette in der Stube des Schustergesellen, wo ihm der Schmerz die sieben Glieder und der Schuster von Amsterdam das Hirn zerschämmer hatten, hatte Lukas ter Meulen an diesem Aufsatz gearbeitet. Es war sein letztes Werk gewesen und unvollendet geblieben. Nach seinem Tode hatte die Schriftleitung des Telegraafen in seiner Wohnung nach Ungedrucktem suchen lassen, den Aufsatz gefunden und dem aufopferungsfreudigen Schuhmacher das Honorar dafür gezahlt. Der »Antiquitätenmarkt« hatte den Artikel übersetzen lassen und abgedruckt. Es waren aus dem Nachlaß ter Meulens auch die Photographien einiger Bilder des Matheis Maris eingefügt. Die waren mit der Handschrift in den Besitz des Telegraafen gelangt; diese Photographien hatte Nikolaas van der Layen anfertigen lassen, um sie an Galerien oder Gemäldesammler zu versenden.

Sehr einfach war alles, und unheimliche Kräfte waren dabei nirgends am Werke. Auch gab der »Antiquitätenmarkt« mit einer einleitenden Bemerkung Aufschluß über den Tod Nikolaas van der Layens und den tragischen Hingang des Dichters ter Meulen. Aber von Matheis Maris dem Heidekönig redete Lukas ter Meulen selber. Seine Stimme war klar und voll wie einst. Sein Auge strahlte vom Glanze ferner Welten — wie einst, wie einst.

In einer Nacht, in der Maris mit ihm im Kaffee-

hause gegessen, hatte er ihm die Hütte auf der Heide auf ein Stück Papier gezeichnet. Dabei hatte er ihm wohl davon geplaudert, wie er Nele Greefs sein Selbstbildnis auf einem roten Tonteller gelassen. Luster Meulen hatte sich auch dieses zu verschaffen gewußt für seinen Aufsatz. Aus dem »Antiquitätenmarkt« schaute es nun heraus wie damals aus der Verlobungsnacht in Mutter Glossys liebem traulichen Häuschen. Und unter dem Bilde der Hütte stand »Das Schloß des Heidekönigs«.

Da sank Matheis Maris in den Polsterstuhl, legte den Arm auf den Tisch, preßte die Stirn hinein und weinte bitterlich.

Über diesen Gefühlsausbruch sprach Ditha Rosenbaum nicht mit Maris. Sie kam aus ihrer anderen Art nicht zu vollem Verständnis dafür; denn sie hatte für die Werte des Lebens nicht die Maße, die der junge Maris schon in jener Zeit sich zurechtlegte. Wenn sich auch nicht leicht zwei Menschen denken lassen, die in ihrer Weltanschauung verschiedener voneinander blieben als Frau Ditha und der Kättersohn von der nordischen Heide — Maris mußte später doch bekennen, daß ihm danach niemand begegnet sei, der seine spröde Eigenart mit so innigem Verständnis ertrug.

Ditha dachte, es könnte einem jungen Künstler kein größeres Glück zufallen, als jenes, das auf Matheis Maris gewartet hatte in ihrem Witwenstübchen. Er war aus der Verlorenheit seiner Moore hinausgelaufen in die Welt, von der er wunderliche Vorstellungen hatte oder gar keine. Und diese Welt, die sich in der Regel starblind an einem neuen Stern unter den Menschen vorübertreibt, riß vor ihm die Augen auf. Er aber trottete seinen Weg weiter, hatte keine

Ahnung davon und dachte daran, in seinem Moorbauernjöpplein zu entweichen in die Steppe am Toten Meer. Ja.

Grau Ditha mußte dabei an die großen Männer ihres Volkes denken, die die Fackeln ihres Geistes an den Einsamkeiten der Wüste entzündet hatten. Und es lief ihr ein Schauer des Stolzes und der Freude durchs Herz vor diesem, der vor ihre Herbststreife hintrat als ein Knabe.

Sie sorgte sich, er könnte bei seinem unbiegsamen Wesen mit einer zertrümmten und scheu gewordenen Seele aus den menschlichen Gemeinsamkeiten wieder hinausflüchten, weil er sie nicht verstanden hatte und von ihnen nicht verstanden worden war. Zuletzt dachte sie auch daran, ihm und sich selber einen Ertrag aus seinen Schöpfungen zu sichern, wie es ihr geschäftlicher Sinn ihr eingab.

Über diese Dinge redete sie auch mit ihm und forderte ihn auf, bei ihr zu wohnen.

Damit geschah ihm ein großer Gefallen. Wiewohl sie an Mieter gar nicht gedacht hatte, ließ sie ihm einen ihrer Handlungsräume wohnlich herrichten und mit schönem, altem Hausrath versehen, den sie zu gelegentlichem Wiederverkauf erstanden hatte. Sie rechnete: wenn ihr Matheis Maris seine Bilder eine Zeitlang zum Zwischenhandel oder zur Vermittlung übergab, könnte sie leicht mehr gewinnen als mit Möbeln, die oft jahrelang bei ihr standen.

Das Zimmer lag am anderen Ende der Wohnung, und Maris gelangte durch die Kleiderräume dahin. Aber — wie die Menschen der Städte zu wohnen pflegen, das wußte er ja kaum; denn in Amsterdam hatte er sich durch kümmerliche Schlafstellen hindurchgelebt, in die das Licht an der Stelle eines abgehobenen Dachziegels hereinfiel.

Aus dem kleinen Fenster sah er hinüber auf die Dächer sehr alter Häuser, auf denen ein Gewirr von niederen Schornsteinen und kleinen Erfern war. Aus etlichen dieser Erfer wehte wohl einmal ein mißfarbiger Vorhang. An anderen klappte ein verstaubtes Fenster. Es waren auch solche darunter, in denen heimlich weinende Sehnsucht ein paar Tonscherben hingestellt hatte, damit die Sonne die freundlichen Wunder der Blüten daraus hervorwebe.

Sehr traulich fand Matheis Maris solch eine Umgebung; denn all diese Dinge begannen zu reden, sobald er sie anblickte, zu reden in einer Sprache, die er verstand, zu erzählen von einem Leben, das er kannte und das ihm gar nicht so erbärmlich erschien wie jenen, die durch die lauten Straßen trieben. Oder: wenn dies auch einmal der Fall war — etwa, wenn er ein verkümmertes Gesicht hinter einem der kleinen Fenster sah, das scheu zwischen ein paar Blumen hervorlugte — dann konnte er ganz andächtig werden vor der Kummernis, die heimlich über dem Glanze der großen Stadt sich dahinflitt.

Und dennoch wunderte er sich immer von neuem, daß diese Menschen keinen Weg gefunden hatten hinaus in das köstlich belebte Leuchten der Sonne, das die Mauern der Stadt umbrandete. Er wunderte sich, daß sie sich nicht hinausgefunden hatten in die Dörfer, wo der Ruß nicht zu ihnen in die Betten kroch, und wo der Glanz der Sommer oder der Duft der Wälder über ihre welke Haut wehte.

Das war es, was seine Gedanken beschäftigte, als er bei Ditha Rosenbaum zu wohnen begann. Erwerbsmöglichkeiten konnten jene Leute nicht zwingen zu dem Verzicht, den sie hier eingingen. Die Groschen, um die sie arbeiteten in dumpfen Stuben oder verstaubten Werkstätten, bezahlte man ihnen draußen auch . . .

Er zergrübelte sich das Hirn und kam zu keiner anderen Entdeckung, als daß es die Lodungen des städtischen Lebens seien mit seiner Buntheit und Vielgestaltigkeit. Diese Leute wollten lieber über finstere Stiegen stapfen, über die nie ein Strahl der Sonne geflogen; sie wollten lieber die verrußten Dächer in ihren Augen haben, als das bunte Wehen der Wiesen, damit sie nur immer das Bewußtsein hätten: bloß eine Minute brauchten sie zu gehen, um den Glanz der Welt an ihrer Armut und an der Kümmerlichkeit ihrer Seelen vorübertreiben zu lassen.

Es war ein wunderbarlich Dichten, in das sein Geist geriet. Und es erfüllte ihn eine heitere tiefe Dankbarkeit vor der Gnade, welche ihn gesegnet hatte mit einem Willen und einer Sehnsucht, die Arm in Arm mit ihm hinliefen in den Himmel.

Allgemach fand er sich herab von den Dächern. Da merkte er, daß es auch die ungewohnte Kleidung war, die ihn hatte so sinniereriſch werden lassen vor diesen nahen und unbedeutenden Dingen. Dann fing er an, nach sich selber zu suchen und grübelte, wie viele Menschen er wohl in sich herumtrüge. Es war ihm nun schon mehrfach geschahen, daß er einen ertappte, den er gar nicht als den richtigen Matheis Maris ansprechen mochte

Nun ja, wenn einer — in die zwanziger Jahre gekommen — zum ersten Mal einen hellgrauen, weichen Filzhut trägt mit einem breiten Rande und bis zum Tage seiner Konfirmation immer nur im bloßen Kopfe gelaufen ist oder im Winter mit einem blauen Wollschal um die Ohren; und wenn einer in der landesüblichen Schirmmütze, welche ihn seit dem Tage seiner Einsegnung geschmückt hat, über die Grenzen dreier Reiche gezogen ist — dann kann ein grauer Filzhut wohl zu einem so erschütternden Ereignis werden.

Aber Matheis Maris hatte auch eine braune Sammetjoppe. Er hatte ein Hemd mit gestärktem Brustflaß und Manschetten. Er hatte einen steifen Kragen um den Hals, um den sich seit seinem Auszug ein solider schwarzer Bund geschmiegt hatte, der über dem Nackenwirbel geheftet wurde, vorn mit einem buntgestickten Sammetansatz als Chemisette. In seiner braunen Hose war einst ein Cavalier neben tofetten Damen des Weges geschritten, wie Frau Ditha ernsthaft behauptete

Aber — was war dies zuletzt gegen die Krawatte aus flüsternder Seide?

Damit hatte er sich zwar eine Stunde vergeblich bemüht, sie in die Form zu binden, die Frau Rosenbaum für nötig fand. Deshalb klagte er dem blonden Dienstmädchen Lisbeth seine Not. Die stieg auf eine Fußbank und bekam das Kichern und sagte, auf die Sachen von jungen Herren verstünde sie sich auch nicht sehr gut. Welches eine zutreffende Behauptung war; denn der weiche braune Seidenschal kam aus Lisbeths kunstreichen Fingern wie ein gefnüpftes Schuhband.

Da mußte Frau Ditha dennoch herbei. Sie lud Maris ein, sich dazu auf einen Stuhl zu setzen, während schön Lisbeth die Hände ganz andächtig ineinanderfaltete und guckte, wie man so etwas macht. Man kann nie wissen . . .

Was Frau Ditha zustande brachte — es war über die Maßen. Wenigstens schätzte es Matheis Maris so. Und als er sich in dem großen Schrankspiegel betrachtete . . . „Frau Rosenbaum,“ sagte er, „es ist überwältigend! Nun ja. Aber, Frau Rosenbaum — es ist das gar nicht zum Lachen — was meinen Sie: war es wirklich nötig, zweihundert Mark auszugeben, um diesen Menschen dafür zu erstehen?“

Er deutete auf den langen Herrn im Spiegel. Und

der Ton, in dem er das daßerredete, hatte schon bedeutende Ähnlichkeit mit jenem, in dem er sich auf dem Schooner des Anders Sörensen das Dichterwort von dem Schläge der Nachtigall so spotthaft ausgelegt hatte. — Diesen Ton fand er, wenn er sich nicht mehr ernst nehmen konnte.

Im Gegensatz zu ihm selber erachtete das Dienstmädchen Lisbeth, daß er nun ein imposanter junger Mann geworden sei. Auch Frau Ditha schien zufrieden mit ihm. Er schloß das daraus, daß sie ihn aufforderte, er sollte sich nun endlich in der Stadt umsehen; denn wenn er sein Leben so weitertriebe, dann kriegte er die Motten.

Frau Rosenbaum erkannte seine Unschlüssigkeit und verließ ihn. All ihre Einfühlungskraft reichte nicht hin, solch eigentümliches Wesen zu ergründen. Auch hatte sie sich vorgesezt, nicht das Seinwert dieser Seele zu stören, indem sie ihn über kleinliche Sorderungen des Tages belehrte; denn es war der klugen Frau klar, daß er nicht deswillen in die Fremde gefahren sei.

Matheis Maris stand inzwischen vor dem Spiegel. Nun — er mißfiel sich eigentlich nicht . . .

Aber er hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken; denn die Furcht brach in ihn: in solch einer Aufmachung würde er — wenn er überhaupt jemals ein Bild zustande brächte — höchstens ein fades Gesmier machen, eine Manier — oder er würde die Komödie Welt aus Farbenteilen und Lichtflecken zusammenhauen und einen spißfindigen Titel unter die Bilder schreiben, in denen er den Menschen zumutete, aus dem gemalten Unsinn einen Sinn herauszuraten. Damals in Amsterdam war er solchem Spuß zu seinem Heil entflohen und — entwich in die Wüste.

Derrückt waren ihm Hirn und Herz. Die Furcht wuchs. Er dachte: über diesem Anschauen seiner selbst

hätte er den Blick in die Fernen verloren, in denen der alte feierlich-schlichte Matheis Maris das Herz Gottes entdeckt hatte. Auslöschen wollten ihm wieder einmal die Augen — wie bei jenem Schreckensbilde, das ihn mit so furchtbarer Anklage empfangen hatte in seinem Schloß auf der Heide.

Da sah er sich voll Entsetzen nach seinem Malzeug um. Er nahm eine kleine Holztafel und barg sie in den Farbenkasten. Er ergriff die Staffelei und lief —

Nein, er lief nicht. Sondern er schrieb auf ein Stück Papier seinen Namen und Stand und seine Wohnung und barg es in einer Innentasche; denn er dachte, irgendwo da draußen könnte ihm der Tod begegnen.

Dann lief er zu Frau Rosenbaum. „Seien Sie ohne Sorge, teure Mutter Ditha, ich komme hierher zurück — tot oder lebendig. Nur ist mir jetzt, als hätt' ich Augen und Arme verloren. Ich muß erfahren, wie es um mich steht.“

Er ließ sich den Weg in die Heide noch einmal beschreiben, von dem Ditha gesagt hatte: wenn er über den Altmarkt gegangen wäre, und durch die Schloßstraße und über die alte Elbbrücke, dann sollte er nur immer weiterlaufen in der eingeschlagenen Richtung.

Also hub er an zu laufen und sah nicht rechts und nicht links und kam nach einer guten Stunde in die Heide.

Aber diese Heide war ein Kiefernwald. — Die breite Straße kümmerte ihn nun nicht mehr. Kreuz und quer strich er durch den lichten hohen Forst, in dem es herbstklarer Tag war. Das Glück, den weichen Nadelboden unter den Schuhen zu fühlen, die freie Luft in die Lungen zu saugen, die kleinen Sclavereien des Lebens vergessen zu können — oh, dies Glück war über die Maßen!

Die Grenzen der Zeit in seine Tagesrechnung zu

stellen, hatte er sich eigentlich nie recht gewöhnt — wenn er nicht gerade an einem Sonnenuntergange malte oder an einem ersten Lichte des Tages. So weit er zurückdenken konnte, war das Geizen mit der Zeit nicht in seiner Art gelegen. Er war rastlos in seinem Werke. Aber er war ohne Hast.

Nun hatte er sich herausgehastet aus der fremden Stadt. Da sammelte sich die altgewohnte Ruhe in ihm. Und er dachte, es sei gut gewesen, daß er in Ditha Rojenbaum die Sorgen erstickt hatte, es möchte ihm etwas geschehen sein, wenn er nicht wiederkäme am Abend. Er wußte, er würde heute nicht heimgehen und nicht morgen. Er wollte die Heide durchlaufen von einem Ende zum andern. Irgendwo mußte der biedere Jan van Moor ja zu finden sein, mit dem er seit Amsterdam kein tieferes Zerwürfniß mehr gehabt hatte!

Abend wollte es werden. Da kam er zu einem Haus an der Landstraße. Es war das einzige, das er in den sechs Stunden seiner Wanderung betraf. Es hieß die Heidemühle. Die Nacht war schon im Sinken und vor dem Hause, das eine Gaststätte war, steckte ein Fuhrmann die Lampe unter seinem Wagen an.

Eine Mühle sah Maris nicht. Mühlen, wie er sie aus seiner Heimat kannte, kuschten sich nicht in den Hochwald. Er sah auch nirgends ein Steinbett, in dem vor Zeiten rauschende Wasser über den Schwung eines Rades getrieben waren. Und er sah nicht den Stumpf einer vermorschten Holzwelle aus einer Wand dieser Mühle schauen. So waren wohl schon Geschlechter dahingegangen, seit hier gemahlen worden war; und Wälder waren inzwischen gewachsen, wo einst die keusche Blüte des Heideforns über dürrtiger Scholle zur Frucht sich wandelte.

Ein paar Bänke und Tische, wie sie ein dörflicher

Zimmerer zusammenschlägt, standen moosgrün und vermorschend in dem Höflein, das nach der Straße hin offen war. Einige Hühner zogen den anderen nach, der Horde entgegen, und auf einer Wagendeichsel sah ein Pfauhahn und schlug für das träumerisch ihn umfinnende Malerauge ein Rad ... Ein Idyll. Nur ein Idyll.

Matheis Maris gehörte nicht zu den Menschen, die derartigen Eindrücken begegnen mit einem abgegriffenen Worte des Entzückens oder mit mitleidig vergnügtem Hochmuth, weil der Klang der aufgeregten Zeit zu solch einer freundlichen Abseitigkeit höchstens getragen wird von unfeierlichen Sonntagsgästen. Nein, für Matheis Maris ward dies Idyll in der Heide ein Ereignis — wie auch die alte Frau ein ungeheueres Erleben für ihn geworden war, die in einer dämmerigen Gasse mit getragenen Kleidern handelte.

Eine lichtvolle Herbstwoche hauste er in jener Mühle, und es säete sich darüber viel Weisheit in sein Herz. Aber er ahnte es nicht; denn ehe das keimte, trieb und blühte zu weise lächelnder Erkenntnis, mußte viel Regen und Sonne, mußte viel Winter und Frühling über ihn dahingehen.

In der Heidemühle war er nicht der einzige Logiergast. Die alten Leute, die dort wirtschafteten, kümmerten sich um ihn wenig; denn er war noch wortfarger als sonst. Seit man ihm seinen Beruf an der Tracht ansah, war ihm kaum wohlher als in seinen landfremden Holänderbüxen; denn zu der Eitelkeit, mit der andere um jene Zeit ihre Sammeljade und ihre wehende Krawatte trugen, war es für ihn noch ein weiter Weg.

Der andere Gast war auch ein Maler, hieß Wilhelm Kellinghausen, war seinen Jahren nach ein Sünziger

und lebte während der Wochen seines Aufenthaltes in der Mühle als Haussohn.

Maris sah die drei Leute gleich bei seinem Eintritt in die niedrige Stube mit der verrußten Decke beieinander. Sie saßen zu frühem Nachtmahl unter der ländlich schlichten Hängelampe an einem runden Tische neben dem mächtigen grünen Kachelofen, der an diesem Abend wieder zum ersten Male traulich über sie hinwärmelte.

Maris wählte, wie es in seiner Gewohnheit lag, den bescheidensten Sitz in einem Winkel, in dem es schon fast finster war.

„Wenn Sie am Familientische Platz nehmen wollten, Herr?“ sagte der Heidemüller. Es geschah nicht so sehr aus Freundlichkeit, sondern weil man sich über dem Essen nicht gern stören ließ und eine zweite Lampe für die flüchtige Raft eines Einkehrers nicht herzutragen wollte.

Mit dem Ausdruck einiger Verlegenheit im Gesicht folgte Maris der Einladung. Wilhelm Kellinghausen war gleich bemüht, ihn seiner Bedrängnis zu entrücken.

Ein landfremder Mann, wohl ein Schüler der Dresdener Akademie, aus irgendeinem Weltwinkel in die große Stadt verweht, einer, der ein Jahr versuchen will, ob ein Maler aus ihm werde. . . . So sah Matheis Maris aus auf dem Bilde, das Wilhelm Kellinghausen sich von ihm zeichnete, während er sich an dem runden Tische zurechtsetzte. So von oben herab, nicht eben mit besonderer Teilnahme, und doch nicht unfreundlich, hub Kellinghausen an zu forschen, wie einer »vom Bau« seine Neugier befriedigt.

Aber was Wunder . . . er kam mit jeder Frage an eine verschlossene Thür; denn eigentlich — dieser Niederländer war nicht in Dresden, um zu malen, nicht um in der Galerie zu studieren, nicht um auf der

Akademie zu lernen, sondern die Stadt war für ihn eine Haltestelle auf dem Weg an den See Genezareth oder nach Jerusalem.

Wilhelm Kellinghausen spottete: das hätte den Vorzug, neu zu sein. Bedeutend aber fand er die Einfalt, die da in der Welt herumliief und gar nicht wußte, weswegen. Und unerhört fand er diese Einfalt, weil sie es sich nicht im geringsten angelegen sein ließ, den Maler Matheis Maris und seine Werke mit Lorbeeren auf Vorschuß zu bekränzen. Darüber fiel es Kellinghausen ein: dieser Mensch sei wohl nur solch ein Mitläufer, der in den Augen der Leute — seiner Tracht nach — als Künstler gelten wollte.

„Auf Akademie gewesen?“

„Nein.“

„Bei einem Meister gemalt?“

„Nein.“

„Sonst etwas zustande gebracht?“

„Nicht, daß davon zu reden wäre.“

„Sohn wohlhabender Eltern, der sein Geld auf diesem nicht gewöhnlichen Weg loswerden möchte?“

„Nein.“

So forschte Kellinghausen in des Maris Vergangenheit herum, weil er über seine Zukunft und Gegenwart nichts erfahren konnte. Inzwischen hatte die alte Heidemüllerin abgegessen und fragte nach den Wünschen ihres Gastes. Er erbat sich ein Abendbrot, wie sie es gerade zur Hand hätte, und für die Nacht ein Lager.

Währenddes war Wilhelm Kellinghausen hinaufgegangen, kam aber bald wieder, hatte bequeme Schuhe an den Füßen, ein gemütliches Sammetrödlein an und rauchte eine Pfeife Tabak. „Junger Mann,“ sagte er launig, „bisher hat es geschienen, als wäre Nein das einzige deutsche Wort, das Ihnen geläufig

ist. Halten Sie das so aus Bequemlichkeit oder nasführen Sie uns? Warum laufen Sie mit diesem Maler-gepäck im Walde herum?"

Matheis Maris besann sich. Eigentlich geschah dies ja wohl, weil er das verzweifelte Gefühl gehabt hatte, die Augen wollten ihm auslöschten und die Hände in furchtbarer Lähmung den Dienst versagen. Und während er so auf diese Erinnerung hinstarrte und mit den Spitzen der Finger ein Spiel auf der Tischplatte begann, nickte der Heidemüller auf der Ofenbank sich in einen freundlichen Schlaf. Die Frau werkte nebenan in der Küche. Wilhelm Kellinghausen hatte sich halb liegend an den Tisch gesetzt, die Füße an den Kacheln, und war schon wieder auf einen neuen Einfall geraten. Er erzählte von seiner Jugend. Als Sohn einer armen Häuslerin im mährischen Gesenke geboren, hatte er die zwei Geißen seiner Mutter gehütet und wäre wohl dazu ausersehen gewesen, als Holzhauer Stöcke zu roden, wenn die Sackel des Genies in ihm von der Asche der Armut und widriger Verhältnisse sich hätte verschütten lassen. Ha! Aber der Hütejunge hatte gezeichnet mit Rötel und Kohle, die er sich am Herdfeuer seiner Mutter gebrannt! Siebzehnjährig war er daheim entlaufen, wo er bei einem Weber in der Lehre gewesen war; denn für das Handwerk im Walde thien er aus zu weichem Holze gemacht. Mit dem Selleisen war er in Prag eingezogen und hatte dort bei einem Photographen die Kunst erlernt, lebensgroße Lichtbilder mit Öl anzustreichen . . .

Matheis Maris hatte seit der Reise auf Anders Sörensens Schooner nicht mehr beglückt in sich hineingelacht. Dies Lachen fand er nun wieder. Kellinghausen konnte es natürlich nicht sehen. Und für Maris war es wohlthätig, daß er diesmal damit nicht mehr auf sich selber zielte — wie auf dem Schooner.

Wilhelm Kellinghausen kam durch seinen Bericht mit dem Kampfe des Genius nicht zu dem erhofften Ziele; denn hei! er hatte gedacht: wie soll dieser Maljüngling die Augen aufreißen!

Nun, Matheis Maris kniff sie zusammen. All diese Dinge schienen ihm keiner Rede wert, wenn der, der sie erlebt hatte, danach nicht den steilen Berg des Ruhms als ein Sieger erstiegen. Davon sagte er aber nichts. Zwar redete Herr Kellinghausen von den Preisen, zu denen er jetzt seine Bilder verkaufte, und daß sich die junge Gräfin Kol'lee sein neuestes Werk jüngst mit Teilnahme betrachtet hatte; aber die Zahlen, die er nannte, waren bescheiden — schätzte Maris — denn so viel hatte ihm Nikolaas der Geizige für kleine Tafeln aus seinen Lehrjahren auch beinahe bezahlt.

Weil er aber in seiner betrachtenden Ruhe nicht erschüttert werden konnte, redete sich Kellinghausen in eine noch tiefere Selbstbegeisterung hinein. Er redete unaufhaltsam — auch von der wirtschaftlichen Seite der Kunst, die gemeinhin miserabel sei. Dazu stimmte er das Räuberlied vom freien Leben an, das dennoch ein Leben voller Wonne sei, und geriet wieder an die junge Gräfin Kolilee. Sie besaß ein Schloß an den Elbhängen vor Dresden. Sie hatte rot-blondes Haar und eine nachtschwarze Stute. Manchmal jagte sie wie die Windsbraut durch die Heide. Jung an Jahren, war ihr das Schloß in den Gärten am Strom als Erbe zugefallen . . .

Nun, es muß zur Ehre des Malers Wilhelm Kellinghausen gesagt werden: nicht jedem erzählte er von den romantischen Träumereien seines Herzens, deren Gegenstand die schöne wilde Schloßfrau war. Aber — einen so geduldigen Zuhörer hatte er noch nicht gefunden, dessen Augen kindergläubig blieben vor diesem

funkelnden Märchen, das hier für einen Maler zu leben begann. Deshalb ließ er den weißen Pferden vor dem Wäglein seiner Fantasie die Zügel und hätte...

Es dauerte nämlich gar nicht lange, so geriet er an eine Stelle, von der aus deutlich zu erkennen war: er wäre nicht ungern in das Schloß auf hoher Warte eingezogen — wenn nicht gleich als Gatte Kolilees der Schönen, so doch wenigstens als Liebling der Musen, hinter denen die Gräfin dann am Ende wohl nicht zurückstehen mochte.

„Na, was sagen Sie dazu?“ Herr Kellinghausen schlug dem Maris auf die Schulter, was so viel heißen sollte als: Maris hätte sich doch nun überzeugt, mit wem ein Tausenderl er am Tische säße?

„Es war gut zuzuhören, Herr Kellinghausen,“ sagte er. „Aber sehen Sie, ich habe mein Leben abseitig verbracht — weit weit dahinten! Ins Schloß einer Gräfin ist es für mich zu weit. Außerdem: meine kluge Mietsfrau hat in der Sorge, einen Menschen aus mir zu machen, mich heut in dies verlorene Gewand gesteckt. Es ist schon in dies Gewand zu weit für mich, Herr Kellinghausen! Und da hatte ich auf einmal den Einfall — ich hatte den schweren Gedanken: die Augen gingen mir aus, und die Hände verwelkten mir, und ich könnte in meinem Leben nie wieder ein Bild malen in solcher Ausrüstung.“

Nun hatte sich Kellinghausen auf Bergspitzen geredet, von denen aus sich die Welt der Menschen komisch klein ausnahm. „Gott,“ sagte er, „wenn Sie mit den auslöschenden Augen und den verwelkenden Händen nur Ihre Unfähigkeit zur Malerei ausdrücken wollen, dann muß man wohl fragen: halten Sie dafür, daß das ein so großes Unglück wäre?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Matheis Maris. Da wollte Kellinghausen von seinem Leben hören und

wie er auf den verrückten Einfall gekommen wäre, Maler zu werden.

Aber Maris konnte sich nicht zu einem Bericht entschließen. Es sei alles gar nicht einer Rede wert, sagte er wieder — das Wichtigste, nämlich seine Einleitung durch Frau Ditha Rosenbaum, habe er ihm ja schon erzählt. Kel inghausen fragte dann noch, ob er mit ihm und dem Heidemüller am frühen Morgen eine Wagenfahrt in die Umgegend machen wolle, von der sie erst am zweiten Tage zurückkehrten. — Nein, sagte Maris.

Zu Bett ging er an diesem Abend mit einem Herzen voller Sorgen. Seit Amsterdam hatte er mit Menschen aus der Zunft der Maler nicht mehr gesprochen. Nun lief er diesem in die Arme, der gleich wieder an ihm herumdeutete und seine Selbstschule verlachte . . .

Nur eins schaffte ihm Erleichterung, nämlich: er hatte den ganzen Abend hindurch keine Dummheit gemacht! Das war gut — nach dem Tag, an dem er den alten bieder-feierlichen Moorbauern wenigstens in seinem äußeren Menschen untreu geworden.

Um anderen Morgen leuchtete die Welt.

Wie die Sonne sich über die rauchenden Söhrenwipfel emporhob, stieg Matheis Maris schon über die Lichtung, die vor der Heidemühle an der anderen Seite der Straße lag. Ein leichter Reif war gefallen.

Da gefiel ihm das Bild der Mühle noch mehr als gestern, und er beschloß, es zu malen; denn der Landschaft dieser Gegend, über die sein Auge im Wandern gestreift war, fehlte die Kraft der heimatischen Ebenen. Es fehlte ihr die Weichheit der Linien, die Tiefe und das Leuchten. Es fehlten ihr die Wolken, die in schweren Ballen über den niederländischen Mooren

standen oder als leichte Geschwader darüber hinsegelten im Dreiecksfluge wandernder Schwäne.

Aber die Mühle, zu der sich die Sonne in diesem späten Jahr kaum mehr fand und die ein paar hundert Jahre in Moos und Efeu eingewoben — die Mühle lief nach ihm. Und siehe, das war die gleiche Stimme, die er vernommen hatte in seinem Heidekönigreiche!

Da merkte er: nicht die Sammetjoppe und nicht die wehende Krawatte waren schuld gewesen an der Bangigkeit von gestern. Nein. Es war das neue Leben, das sich seit Monaten nun so an ihm vorbeigelebt hatte und sein Herz und seinen Geist mit dem Glittertram bewarf, von dem die Welt der Menschen voll ist bis zum Rande.

Es fiel nun alles heraus aus ihm, was ihn zuerst gefesselt und was er begierig in sich hineingesehen hatte; denn er war vor diese Welt getreten wie ein Dorfjunge vor den Jahrmarkt einer großen Stadt.

Und gleich einem Menschen, dem die dürstende Zunge im Munde liegt als ein dürres Blatt und der mit Inbrunst hinsinkt an den Quell, von dem ihm Leben kommt — gleich einem solchen Menschen war ihm zumute, als er das Bild der Mühle flüchtig hinriß auf die kleine Holztafel, als er die Farben gesügte machte, als er sie dann in breiten, starken Zügen hinstrich — oh, es war ihm, er strich Sehnsucht und Kraft aus sich heraus, an deren Fülle er elend geworden war und wußte es nicht.

Wie er die frischen Farben trocknen ließ und hinfaß in die Heide, über die am sonnigen Mittag noch Bienen flogen auf den Spuren des Sommers, war es ganz hell in ihm. — So war es das Heimweh gewesen nach dem Lande, das er mit der Seele suchte, Durst nach dem Wasser des Lebens, das ihm allein Erquickung bringen konnte! Viele Wohnungen sind in den Reichen

der Erde. Aber einer wie Maris muß selbst der Bau-
meister sein, der sich sein Haus in dieser Welt her-
richtet, wie es seiner anderen Art entspricht. Es sind
Brunnen an allen Straßen; Völker finden daran Er-
quickung — er aber, wenn er nicht jämmerlich dahin-
sicheln wollte, durfte den Quell, der in ihm sprang,
nicht verschütten und durfte ihn nicht überwuchern
lassen von Dingen, die die Gewohnheit oder Freude der
anderen sind.

So liefen seine Gedanken in das tiefe Glück, mit
dem ihn sein Schaffen gesegnet hatte. Nie zuvor hatte
er dies Glück empfunden in solcher Beseligung und
Dankbarkeit. In seinem Heidelönigreiche hatte er
zwar zu sich gesagt: „Ich kann von jeder Stelle meiner
Einsamkeiten in das Herz Gottes sehen. Es ist nichts in
der Welt, das diesem Blicke gleichkommt; er macht
klug, still, freudig, dankbar, mächtig und alle Seh-
sucht findet darüber zu ihrem Ziele.“ Aber es kamen
andere Tage. Etwa wenn er an Schwung und Kraft
verloren hatte über langen fruchtlosen Mühen. Da
dachte er: „Es liegt an der Eintönigkeit. Sie begräbt
mich wie ein unablässiger lautloser Fall von Glocken.
Wie? Sind nicht die Länder der Menschen voll ge-
stalteter Weisheit und voll hochgetürmter Kraft? Es
rauschen Ströme des Lebens da draußen, die ich nicht
kenne. So will ich an diese Ströme ziehen und will mir
die Klugheit erringen, die mir fehlt.“

Nun hatte er in den Monaten seiner Wanderzeit
vor vielem gestanden, wozu sein Geist ihn drängte.
Die Grenzen der Erde rüdten weiter hinaus für ihn.
Aber alles Werk der Menschen, alles Getriebe der Tage
hatte ihm nicht geben können an Glück und Befriedi-
gung, was er in seinem Heidelönigreiche gefunden und
zusammengefaßt hatte in dem Bilde vom »Blick ins
Herz Gottes«.

Je weiter die Grenzen der Welt für ihn geworden waren, je mehr hatte er das Auge verloren für solch ruhvolles Schauen. Und zuletzt stand die Angst: die Sterne seines Sehens verlöschten.

Nun war alles wieder hell und klar geworden in ihm. Da er so befestigt in sich hinsand, kamen ihm auch die Vorstellungen und Worte der Schrift wieder, in denen er sich zu denken gewöhnt hatte von Kind auf. Er hatte gar nicht gewußt, wie gewaltig und über alles Menschenwort einprägsam diese Rede war. Und die alte Feierlichkeit war wieder ringsum und in ihm.

Da merkte er: auch die Sehnsucht nach dem heiligen Lande war Sehnsucht gewesen nach solcher Feierlichkeit. Das Leben der Menschen, wie es sich an ihm vorübertrieb, war ohne Seele. Aber sein Herz war ein Sonntagshertz. Es war ein Herz voll hoher Gloden. Deshalb ging es suchen in den lauten Tagen, die um ihn waren. Und in seiner Ratlosigkeit sah es kein anderes Ziel als das Land, in dem sich seine Gedanken bewegt hatten seit den Tagen des Knaben.

Darüber trat der Drang wieder in ihm zurück, dies Land zu sehen. Und er lachte, weil er auf dem Bahnhof in Stralsund nahe daran gewesen war, zu fragen, ob man hier eine Fahrkarte nach Jerusalem lösen könnte.

Am dritten Tage gegen Mittag waren der Heidemüller und Wilhelm Kellinghausen noch nicht mit ihrem Wäglein und ihrem braunen Pferde zurück. Sie machten Einkäufe auf Vorrat für den Winter und hatten es nicht eilig. Zudem war Kellinghausen ein froher Fahrtgefell. Und jeder kommende Tag suchte den vorhergehenden zu übertreffen an herbstlich blankem Glanze.

Gegen diesen dritten Mittag hin stand Matheis Maris vor der Staffelei. Er wollte sein Bild vollenden. Da setzte die Gräfin Kolilee über den Graben und ritt über den Waldschlag zu der Stelle, an der Maris malte. Er erkannte sie an dem rotblonden Haar und der schwarzen Stute.

Die Schloßfrau war der Meinung, der Maler hinter der Staffelei sei Kellinghausen. Weil sie schon fernher aus dem Sattel zu ihm gesprochen hatte, war sie ein wenig betroffen, als sie ihren Irrtum wahrnahm. Dann erklärte sie Maris, sie hätte mit jenem gern ein paar Worte gewechselt. Sie hatte den Plan, eine Halle ihres Schlosses ausmalen zu lassen und wollte Kellinghausen einladen, die Wandflächen anzusehen. Auch wollte sie seinen künstlerischen Rat hören.

Die Gräfin wäre wieder davongeritten, weil Matheis Maris in seiner Hölzernheit nur zu recht kargen Antworten kam. Wer zum ersten Male mit ihm zusammentraf, trug hierzulande wohl die Meinung mit fort, es wäre einem mürrischeren Menschen nicht leicht zu begegnen. In dieser Stunde jedoch, in der er die letzten Lichter in sein Bild setzte, war er beschwingter denn je — wenn das auch noch lange nicht hinreichte zu dem ge'hmeydigen Behaben eines Kavaliere.

Aber die Meinung der Gräfin: ihr Erscheinen würde als eine sehr unliebsame Störung des in sein Werk versunkenen Künstlers aufgefaßt — diese Meinung wurde durch den ungewöhnlichen Gemütszustand des Maris dennoch gewandelt. Sein Benehmen war nicht abweisend. Kellinghausen hätte davor gedacht: „Nun ja, der Weg ins Schloß einer Gräfin ist für ihn zu weit.“

Diese bäuerliche Unbeholfenheit hatte um so mehr etwas Rührendes, als Matheis Maris nach Kräften sich Mühe gab, sie zu verbergen; denn sie abzulegen

— dazu waren die Unterweisungen noch zu wenig gründlich gewesen, die ihm Frau Ditha Rosenbaum gegeben hatte.

So wurde die Neugier in der Gräfin rege, zu betrachten, was der wohl mit der Farbe auf sein Täfelchen gestrichen, an dem alles aus Holz und nur das Auge von einem seltsam tiefen Leben beseelt war.

Sie bat also um die Erlaubnis, das Bild zu betrachten. Da gab sich Matheis Maris einen Schwung, steckte den Pinsel zwischen die Finger der Linken auf die Palette und lüftete den schönen grauen Künstlerhut. „Ich bitte.“

Er hat hernach ein Selbstbild gezeichnet, wie er wohl in jenem Augenblick ausgesehen hätte. — Es war sehr komisch.

Weil die Schloßfrau auch ihrerseits ein übriges tun wollte, glitt sie aus dem Sattel und trat hinzu. Sie selbst hatte je und je weder einen Zeichenstift noch einen Pinsel berührt und mochte bei der Ausschmückung ihrer Halle künstlerischen Rat nicht entbehren. Aber aus der Besonderheit ihrer Art wollte sie jener Halle den Reiz des Außergewöhnlichen verleihen. Auch deshalb verbarg sie ihre Überraschung Matheis Maris nicht. Sie erinnerte sich nicht, Töne von so vollem Klange, vom gedämpften Gold bis zum tiefen Smaragdgrün bei einem Maler gesehen zu haben, das dennoch in die sanfte Dämmerung dieses Hochwalds eingewoben war.

Maris sagte, es läge das an der Schule der Landschaft, die er durchlaufen hatte. Aus jener Schule kam seinen Farbentönen auch der volle und gelassene Klang der Majestät, wie ihn in hohen Kirchen hört, wer lauschend vor den Türen steht.

Gräfin Kolilee erkannte ferner: es mangelte diesem Bilde jeder koloristische Aufpuß, jeder gleißende Drud

auf die Sinne und jede schmutzhafte Buntheit, die die Maler jener Zeiten lieben, in denen das Innenleben der Menschen farblos wird. — Für Matheis Maris begann die Kunst erst jenseits von solchem Jahrmarktsmäßigen Aufpuß. Mit schwimmenden Farben schuf er — ohne die peinliche Betonung sachlicher Einzelheiten — eine Atmosphäre von Leben, die sich gleichsam mit allen Sinnen einatmen ließ.

Dazu bekannte er: es sei ihm vordem wohl auch nichts gelungen von so tiefer Durchsichtigkeit und Leuchtkraft. Das käme diesem Bilde von Übermalungen, die man sonst fürchtete. Er habe jedoch eine Technik angewendet, die er einer neuen Eingebung danke.

Das sagte er ohne Stolz. Aber die Überzeugung, etwas Tüchtiges geschaffen zu haben, verlieh ihm Schwung. Da begann er erlöst von der Furcht zu erzählen, die ihn herausgetrieben hatte in die Einsamkeit der Wälder ...

So mochte eine Stunde vergangen sein. Noch immer hatte die Gräfin den Zügel der schwarzen Stute an den Arm gehängt. Plaudernd schritten sie über den Schlag, der Straße entgegen.

Weil die Schloßfrau nicht dachte, daß sie ihm bekannt sei, sagte sie zu ihm: „Ich habe ein liches Haus auf der Höhe. Möchten Sie wohl kommen und sich die Halle ansehen? Oder liegt Ihnen daran, das Werk zu schaffen, das ich damit vorhabe?“

Sie versuchte ein Bild von dem Raum und der Teilung der Wände zu entwerfen ... „Nah,“ sagte sie dann, „es bleibt doch Stüdwerk, was ich Ihnen erzähle. Also: ich werde Sie morgen vormittag mit dem Wagen holen.“ Sie wartete nicht auf seine Antwort, sondern reichte ihm die Hand und bat: „Schlagen Sie ein!“

Dann warf sie der Stute den Zügel über. Und Matheis Maris — wie er es einmal gesehen hatte — bildete aus seinen Händen ein Bänklein, auf das sie trat, und hob sie mit sanftem Schwung in den Sattel. „Gott mit Ihnen!“ rief sie und sprengte davon.

Sie hatten beide den fremden Klang in der Sprache, welcher der Rede zuzeiten eine liebenswürdige Hilfslosigkeit verleiht; denn die Gräfin war in Sidney geboren und erzogen worden. Aus dieser Jugend und der anderen Welt haßte ihr manche Eigentümlichkeit und manche Freiheit an. Aber das Bild, das Wilhelm Kellinghausen von ihr entworfen hatte, war verzeichnet. Es war durch die Brille eines spießigen Bürgertums gesehen.

Jedoch — Matheis Maris sagte sich dies nicht. Er kam nur zu der Überzeugung: in dem Bilde Kellinghausens stimmte etwas nicht. — Übrigens war der Name des Malers, außer in der anfänglichen Überraschung, nicht mehr von der Gräfin genannt worden.

Es lag in dem Gleichmut seiner Natur, daß Matheis Maris durch die Begegnung mit der Schloßfrau und ihre Einladung keineswegs in eine tiefere Erregung geriet. Vor drei Tagen hätte er diese Einladung sicherlich abgelehnt und hätte gesagt: „Ein Mensch mit verlöschenden Augen — was für einen Dienst könnte der Ihnen leisten?“ Nun, vor drei Tagen hätte er sich aber auch noch nicht darauf besonnen, wie man einer Dame in den Sattel hilft! Und so hatte er nur heute die eine Dummheit gemacht, sich als hölzerne Gelenkpuppe zu produzieren im Augenblicke des Erscheinens der fremden Frau.

Da er zum Geld in einem anderen Verhältnisse stand als junge Leute seiner Art, so dachte er auch

einmal an die große Einnahme, die er erzielen könnte, wenn ihm die Gräfin den Auftrag gab. Und es fiel ihm ein, daß sie nur von einem lichten Hause gesprochen hatte. Weil sie ihn nicht scheu machen wollte? . . .

So flogen seine Gedanken über den freundlichen Waldschlag spazieren wie die Schar der kleinen geflügelten Tiere, welche noch einmal lustig waren zur letzten Freimusic, die sie sich aufspielten, obwohl die Sonnwendfeier für sie vorüber war. Aber die Schar der leichtbeschwingten Gedanken war doch selbst nur vergleichbar jenen artigen kleinen Musikanten, die sich hervorwagten, weil die große Sonne wieder schien. Diese große Sonne war das Herz des Matheis Maris. Es hatte an keinem Tage so geleuchtet! — Nie zuvor war ihm ein Werk zu solch einer Erfüllung geworden; denn es waren draußen in der Marisheide immer Fragen und Wünsche erwacht, wenn er ein Bild zu den anderen legte. Hier aber waren alle Fragen und Wünsche und Bedrängnisse vorausgelaufen. Der Himmel stand offen. Man hörte die kleinen Engeln zymbeln und geigen. Und Matheis Maris — nun, der stieg über den Waldschlag, und es suchte ihm in den Armen, als sollte er vor lauter Glückseligkeit die Pausen schlagen. — Ja, so war das mit ihm.

Da kam das Wäglein mit dem Heidemüller und Wilhelm Kellinghausen die Straße dahergelaufen. Kellinghausen rief schon von fernher durch die Hände, wie fein die Fahrt gewesen war. Weil er die Staffelei auf der Lichtung stehen sah, kam er gleich herüber; denn das mußte er sehen!

„Sie —“ sagte er, „wenn Sie das gemalt haben“ — er tupfte mit der Spitze des Fingers sachte darauf — „hm“ . . . Schamröte flog ihm auf die Stirn. „Maris,“ sagte er, „vergessen Sie, was ich an jenem Abend geredet habe; die Einfalt war ich. Das Genie sind Sie.“

Sehr still war Wilhelm Kellinghausen danach geworden, sah auf das Bild hin und sagte: „Wissen Sie, so etwas sollte man anbeten. Ja. Aber — unsereiner ist zum Beten zu gottverlassen.“

Dann faßte er Matheis Maris unter und führte ihn über die Lichtung. Drüben stand die Heidemüllerin an der Tür und las den Reisebericht zusammen, den ihr Mann ihr in Stücken zuwarf, während er das braune Rößlein ausschirrte und unter dem Wagentuche die Dinge hervorzukramen begann, die er erhandelt hatte.

Kellinghausen führte Maris vor die alte Frau: „Es ist Eurem Hause großes Heil widerfahren in diesem Menschen!“

Er hatte dazu sein Jägerhüttlein abgenommen mit der Spielhahnfeder und sah so ehrfürchtig darein, wie es ihm ums Herz war.

Bald danach winkte die Frau den Herrn Kellinghausen in die Küche, steckte sieben Lichter in ihrem Gesicht an und sagte: „Die Gräfin Kolilee ist dageswesen! Sie hat eine Stunde mit Matheis Maris drüben gestanden auf dem Schlage! Und sie hat ihm beim Abschied die Hand geschüttelt — es ist ganz aus der Art gewesen! Und der Herr Maris, der hat ihr seine Hände unter den Fuß gelegt und sie in den Sattel gehoben!“ . . .

Wilhelm Kellinghausen saß hin auf den Schemel, drehte die Daumen umeinander und sagte: „Heidemüllerin, es ist mein Schicksal! Glück hat nur das Genie!“

Da bekam die Heidemüllerin das Lachen. „Im Märchen ist's anders, Herr Kellinghausen!“

„Ja — da ist es ein Märchen.“

Später spazierten die Maler draußen auf dem Schlage, wo das Bild trodnete. Kellinghausen brachte

das Gespräch auf die Gräfin. Da merkte er: in seinem Glück an dem Bilde und an dem neuen Schaffen hatte Matheis Maris die Schloßfrau ganz zu erwähnen vergessen. Kellinghausen redete von der Einladung als von einer großen Sache. Maris aber nahm sie gar nicht so wichtig, sondern sagte, hätte sie Kellinghausen getroffen, so hätte sie ihn gerufen, wie jeden anderen auch. — Nun, man würde ja sehen . . .

Dann war es bei dem verspäteten Mittagessen. Die Uhr zeigte schon gegen drei. Es gab Klöße und Hammelfleisch und Badpflaumen; denn die Heidemüllerin hatte Kellinghausen für diesen Tag eine besondere Freude zgedacht.

Über dem Essen sprang er plötzlich von seinem Stuhl auf und trat ans Fenster. Als er zurückkam, hatte er eine Träne im Barte zerrieben. Nun lachte er gar und streckte die Arme über den Tisch. „Soll man sich vor diesem da denn nicht die Hände abwaschen?“

„Schämen Sie sich, Herr Kellinghausen!“ sagte die Wirtin.

Er zuckte zusammen. „Nun ja, wozu sollte es führen? Aber ist es mit dem Schämen nicht gerade so? Also: freuen wir uns des Heils, das der Welt in diesem holländischen Bauernknaben widerfahren ist! Und nun, geben Sie mir gleich mal die Kellerschlüssel, Frau Mutter — ich hol' eine Flasche vom besten!“

Es geht ein Mensch aus der dämmerigen Gasse einer fremden Stadt hinaus in die Heide. Heide — einformig und plan wie das Wort, das man dafür gemacht hat. Er wohnt in einem Haus, in dem das Leben so sachte vor sich hinißt. Manchmal fährt ein Wagen an diesem Hause vorbei mit einem schlafenden Fuhrmann. Der Heidegänger schlägt Wurzeln vor seiner

Staffelei auf einem Waldschlag in sommerlichem Summen und Sonne. Steht dort ohne Sinn für Ruhm und Vergnügen, nur mit dem unerhörten Drange, seine Gaben zu vervollkommen. — Das ist der Trieb des Genius.

Die Leute, die von seinem Leben hören, sagen: „Welch ein verkniffenes Dasein! Wie kann einer ein Künstler werden, der die Welt so an sich vorbeilaufen läßt und die Menschen? Der keine Erlebnisse hat?“

Sie nennen das in ihrer Art: keine Erlebnisse haben. Und danken Gott, daß sie nicht sind wie jener. Sie messen ihr Leben an seinem. Und halten sich für glücklich und weise. — Vergleichen, meine Freunde, vergleichen!

Wilhelm Kellinghausen hatte sich unsichtbar gemacht, wie der Wagen am anderen Tage vorfuhr. Der Diener öffnete den Schlag. Und während die Gräfin Maris noch die Hand reichte, zogen die Pferde schon wieder an.

Gleich danach erwachte auch die Mühle aus ihrem Traume. Kellinghausen kam mit der alten Frau über die Holzstiege herab und hielt eine laute Rede vom Glück dieses jungen Menschen. Machte sich der Herrgott in Person denn nicht zum Pförtner für ihn an einem goldenen Tore der Erde? Und stand er nicht dort mit fast respektvoller Miene vor Matheis Maris: „Bitte nur hereinzuspazieren, mein Herr?“

Es war nun einmal die Besonderheit Kellinghausens, nicht besonderer zu sein, als es die Menschen gemeinhin sind, und zu urteilen wie jene, von denen zwölf ein Duzend geben. Das ist für diese eine große Bequemlichkeit; denn man findet sich damit recht gut

herum in der Welt — so weit sie bereits entdeckt ist. Für einen Künstler aber, der neues Land ansegeln soll, der sein Arbeiten Schaffen heißt und dennoch an ein Dußendmaß paßt, ist solche Art, was für den Schiffer, der über den Ocean fahren will, ein leeres Schiff ist.

Kellinghausen war aller Welt Freund. Er war immer vortrefflich aufgelegt. Er malte mit der Raschheit einer Maschine und war ein junger Tausendlerl von fünfzig Jahren. Vor der Wucht des Genius, dem er in der Heidemühle begegnete, fiel ihm ein, ob er sich nicht die Arme abhauen sollte — aber er trank eine Flasche Wein. Und zwar: zur aufrichtigen Ehrung des anderen. Wobei er es nett fand, daß auch er einen Genuß davon hatte.

Wie er nun durchs Fenster schaute, wirbelte ihm noch ein bißchen Staub um die Nase — von der Fahrt ins Glück, die er so nannte, weil einer in einem vornehmen Wagen an der Seite einer jungen Schloßfrau davonfuhr, der als Büblein in den Holzschuh seines Vaters gesetzt worden war; weil einer in ein Schloß zog, der sich an den Rand einer Torfkuhle seine Hütte gebaut und seine Ziege gemolken hatte. — Man sieht: Herr Kellinghausen malte sich ein Bild vom Glück wie jene Millionen, die — nicht malen können und sich auf der Jagd nach dem Glück die Lungen heiß jappen. Oh, diese Toren!

Im Gegensatz zu der Meinung Kellinghausens und der biederen Wirtsleute in der Heidemühle gab sich Matheis Maris um diese Zeit weder Betrachtungen über sein Glück hin, noch war ihm zumute, als führ' er ihm entgegen.

Ja, in den drei Tagen, in denen er im dürren Kraute der Heide gestanden und selbstvergessen und himmeltroh die Herrlichkeiten seines Herzens aus sich

herausgemalt hatte — ja, das war Glück gewesen! Dagegen hatte die Fahrt in den Polstern des gräßlichen Wagens hinter ein paar Rössern mit Goldbeschlägen an den Geschirren vielleicht das Aussehen einer behaglichen Stunde. Oder einer gutgemeinten Abwechslung nach etlichen Meilen Heidesand, die Maris hinter sich getreten hatte. Oder im besten Falle: sie war eine launige Überraschung, vom Schicksal erfunden für einen, der von Haus aus zum Führer eines Eselwägleins bestimmt und dessen Equipage die vierte Klasse der Eisenbahn gewesen war.

Aber nicht an eine einzige dieser freundlichen Tatsachen dachte Matheis Maris. Sondern: bei dem aufgeloteten Gleichgewicht seines Gemüts empfand er die Neuheit und Aufmachung der Fahrt und die Gesellschaft der Gräfin natürlich als Unbequemlichkeit.

Weil die Gräfin feinfühlig genug war und der Heidewald links und rechts der Fahrstraße bis zum Schloßgarten ohne Unterbrechung dahinfließ, lud sie Maris ein zu einer geschwinden Reise rings um die Hütte von Mutter Glossy; denn solch ein Land — wenn man es nicht jahrelang in Kampf und Entbehrungen durchwandern muß — sieht sich aus gesicherter Entfernung reizvoll an. Und Matheis Maris brauchte nicht mehr besorgt zu sein, daß sie darüber auf den Einfall geriete: weil er in solch einem Weltwinkel aufgegangen sei, könne er nicht malen.

So gefiel ihm das Erzählen im raschen Dahingleiten. Er hatte noch nie so frohbeschwingt vom Paradiese geredet — selbst nicht zu den Frauen auf Gunderslöv. Die Bezeichnung Heidekönigreich gebrauchte er aber nicht ein einziges Mal; es kam ihm in seinem Mund überheblich vor, und Lukas ter Meulen, nun — der hatte die arme Marisheide durch seine Dichteraugen gesehen.

Über seinem Berichte grüßte er immer einmal mit verliebtem Nicken des Kopfes hinüber in seine alte Heimat; denn nie ferner war er ihr gewesen, als auf dieser Fahrt in ein Schloß.

Die Gräfin sah ihn unverwandt an. Sie hatte kluge, blaue, junge und teilnehmende Augen. Aber wie eine Märchenprinzessin erschien sie ihm nicht; denn sie trug ein fedes moosgrünes Jägerhütlein und dazu einen Staubmantel aus moosgrüner Seide, der immerzu flüsterte. Und das war hübsch und voller Eingebungen — etwa wie das Flüstern der Wildgansfedern, die sich Maris daheim manchmal zum Schreiben geschnitten hatte, weil sie einen so sanft zwitschernden Gesang wußten.

Auf einmal war links der Straße eine hohe Mauer. An dieser lief der Wagen eine Weile lang, bog in eine Torfahrt und rollte durch eine Allee schöner alter Kastanien, die ganz in Golde standen. Während dies Gold Maris in die Augen sank, hielten die Pferde schon. „Wir sind daheim,“ sagte die Gräfin und ging mit ihrem Gast um das kleine Schloß. In Wahrheit: ein lichtiges Haus auf der Höhe! Aber von der Heide her hatten die Pferde bis zur Pforte immer im Trabe gehen können. Nun, vor dem Schlosse, fiel ein Hang gepflegter Gärten hinab bis zum Ufersaum der Elbe. Jenseits des Stromes lag weithin flaches Land mit eingesprenkten kleinen Waldpartien, dem buntgewürfelten Grunde der Felder und Wiesen und einem sanften blauen Höhenzug in der Ferne. Es war schön.

„Ich habe die Erde nie von einem Stern aus betrachtet,“ sagte Matheis Maris mit sachtem Spotte gegen sich selbst. Dieser Blick in eine mäßige Tiefe mit dem blinkenden Bande des Stroms — Türen gingen davor weit auf in Maris. „Ist es ein Wunder, daß mir manchmal bange wird vor dem, was ich nicht weiß von der Welt?“

Sie wandten die Blide dem Hause zu. Frei und malerisch an diesen lieblichen Hang gestellt war es von dem Bauherrn einer Zeit, dessen Geschmack es entsprochen hatte, die Strenge des Stils aufzulösen in heitere Formlosigkeit. Oder es hatte der Geschmack weltfroher Geschlechter etlicher Zeitalter hinzugedichtet, was dem Bau an Gliederung und launiger Verkröpftheit, an Schmudhaftigkeit und Schwung zu mangeln schien, ehe das Haus im Licht als Erbe der Letzten eines Geschlechts zugefallen war, welches vom wechselnden Winde des Schicksals sich durch die Welt hatte treiben lassen. Und dieser Letzten war die Hoffnung nicht als ein Stern über ihren Kinderjahren aufgegangen, daß sie dereinst ein barodes Schloßlein im alten Europa besitzen würde.

Was das Bild des Baues erraten ließ, bestätigte das Innere. Zimmer und Säle lagen nicht in einer Flucht. Trepplein und Stiegen führten aus einem Raum in den andern. Der Estrich des einen lag oft ein paar Schuh höher oder tiefer als der des benachbarten. Zumeist wunderbarlich verwinkelt, ohne Ruhe in der Anordnung, mit Erkern, Nischen, Pfeilern, mit Fenstern aller Größen. Die waren in die Mauern eingelassen, nicht um von außen oder innen ein Regelmäß zu erzielen, sondern wie es dem Geschmack und Bedarf verschieden gearteter Menschen und Zeiten wünschenswert erschienen war.

Große kalte Säle fehlten. Die Geschlechter, die sich hier hindurchgelebt, hatten den Wert einer Überlieferung nicht hochgehalten. Einer, der sich der heiteren Gegenwart mit beschwingter Hingabe geweiht, hatte über das Portal eines Saales einen selbstgedichteten Spottvers meißeln lassen. Den schrieb er jenen Reitern auf der Vergangenheit ins Stammbuch, die ihren faden-scheinigen Entelruhm mit den tapferen Taten der Ahnen aufpußen.

Festlichkeiten im großen Stile hatte dies Schloß wohl nie gesehen. Aber alles erzählte, daß das Leben hier eine ununterbrochene Reihe von fröhlichen Tagen gewesen sei — sofern frühere Schloßherren es für angebracht erachteten, klingende Sommer hindurch auf dieser Höhe zu hausen. Vielleicht auch waren einmal Jahre verstrichen, in denen keiner die Lust dazu zeigte, weil er kein Freund der Lieblichkeit war, die hier in Einsamkeit wuchs und zu der der Glanz des prallen Lebens nicht stimmen mochte.

Die Welt lag nur offen nach der Seite des Stroms. Sonst wob ringsum weitläufiger Schloßgarten den Schatten seiner hohen Bäume von Lenz zu Herbst. Und ein Sinkenschlag, ein Drosselsang waren wohl manch einem des lebensdurstigen Geschlechts zu harmlos idyllische Genüsse gewesen.

So sah es aus in der Burg Kolilee. Diesen Namen verlieh Matheis Maris dem Haus, um das die Farben des Herbstes nun im hohen Scheine der Sonne funkelten.

In die Halle, durch die sie gleich beim Eintritt gekommen waren, führte ihn die Gräfin am Ende zu längerem Verweilen. Die Decke befand sich über dem ersten Stockwerk. Der Raum hatte Ober- und Seitenlichter, vielfach gebrochen. Pfeiler, gedrückte Bogen, Architrave, die des malerischen Schmuds warteten, auch hier. In halber Höhe ein Geländer gewundener Säulchen aus altem Eichenholz — aber nicht vor einem Rundgang, von dem aus man etwa zu Türen kreisförmig angeordneter Zimmer gelangte, sondern auch dies Geländer war ein Ding frohgelaunter Willkür.

Die vielen Felder der Mauern mit Eichenholz belegt, mannigfaltig im Spiele von Lichtern und Formen — so war diese Halle ein Bild des Baues: es atmete darin nicht eine Zeit, es lebten darin Zeiten und lachten und träumten aus allen Winkeln heraus.

Man konnte in dieser Halle wohnen. Es hing da eine mittelalterliche Lampe über Tisch und Stühlen mit hohen geschnitzten Lehnen. Man konnte, gar nicht weit davon, in einer andachtvollen Nische fromm sein. Es hing eine Schale aus rotem Glase dort mit einem schwimmenden Lichte; das flüsterte wie der Seidenmantel der glücklichen Schloßfrau. Man konnte über die Trepplein, die bald durch das Gemäuer brachen, bald fest daran emporflommen, im Tanze schreiten. Und schön und innig mußte es sein, wenn über das Geländer der gewundenen Säulchen leise Geigen herniederspielten in aberdliche Dämmerung oder in minniglich süße Träume der Herzen.

In dieser Halle sprach Kolilee zum ersten Male von den Kressenfelsen, die ihre romantischen Einfälle hier in Stein und Holz ausgerichtet hatten . . .

Matheis Maris hatte Mühe, sich diese Worte zu erklären. Er dachte an Felsgestein, das von Kressen überwuchert war. Aber die Gräfin redete vom Geschlechte derer von Kressenfels. — Kolilee war ihr Vorname.

Als Maris darüber zur Klarheit kam, überlief ihn purpurne Röte. Er merkte, wie gefahrvoll nahe er wiederum einer törichten Frage gewesen war. Aber über die barocke Gliederung der Halle sprach dann jener Matheis Maris aus ihm, der selbst ein Schloß in der Heide besaß, dort sehr viele Bücher mit heißem Bemühen gelesen hatte und in manchen Dingen von großer Klugheit war. Damals in seinem Heideschlosse wußte er kaum, wozu ihm dies und jenes taugen sollte. Manchmal fiel ihm ein, er hätte da wohl zu Schriften gegriffen, deren Studium ihm unnützerweise Schweiß und Mühe kostete — auch dann noch, als ihm Pieter Bosboom das Fremdwörterbuch und er selbst ein kleines Kunstlexikon bei Nikolaas van der Layen sich erstanden hatte.

Besonnen und weise redete dieser Matheis Maris über die Flächen und ihre Belichtung. Er redete über die Technik, die für die Ausschmückung zu verwenden wäre. Und er redete über Zieraten in der Farbe alten Goldes, die hier anzubringen seien und über die malerischen Vorwürfe, die jenen Architrav und jenen Pfeilerkopf herrlich beleben würden.

Die tiefe Traulichkeit des Raumes mit ihrem Gedränge von wunderbar frohen Gedanken, die hier Form geworden waren, wuchs über ihn dahin und begann zu blühen wie die Zauberblume eines Märchens. Er hatte die Nüchternheit ländlicher Stuben oder die Dürftigkeit städtischer Schlafstellen um sich gehabt länger als zwanzig Jahre. Oh, da hatte sich nichts umsinnen lassen in Frohmut, Freiheit und Leben, die hier atmeten in Fülle! Sein Herz war zu jedem Flug ins romantische Land unlüchtig gewesen. Es war mit den kühlen Erwägungen des Bauerntums seinen Gang getrottet, in den man es gewöhnt hatte von Kind an. Und dies Herz mit seinen Sehnsüchten vergaß nun alle Nöte der anderen Zeit. Es fand nicht die Erfüllung seiner Träume — denn so hoch und weit in das Land der Menschen hatten sich diese Träume gar nicht gewagt — aber es blühte darum der Zauber des Märchens.

Dann führte ihn Gräfin Kolilee durch ein Gelaß im Erdgeschoß hinaus auf den Altan. Vor der über-sonnten Landschaft sprach er weiter mit ihr über den Schmutz der Halle und hörte ihre Wünsche. Nach wenigen Minuten kehrten sie dahin zurück.

Da hatte sich der Tisch gedeckt, vor dem die Stühle mit den hohen geschnittenen Lehnen standen, und Matheis Maris trank Wein aus einem schimmernden Becher. Es lagen drei Messer und drei Gabeln neben jedem Teller und obendrein ein Messer aus Horn. Das



weiße Laten funkelte aus hundert Augen von Kristall und Silber, wiewohl das Mahl gar nicht auf Prunk angelegt war. Und immer, wenn eine Speise abgegessen war, erschien der Diener, den niemand rief und der dennoch kam mit der Pünktlichkeit der Sonne, und bot eine andere Speise dar.

Es war schön. Es war über alles Begreifen schön. Matheis Maris konnte auch ganz ohne Bekümmern froh sein. Gräfin Kolilee wußte wohl, daß er noch nie bei solchem Mahle gegessen hatte. Deshalb half sie ihm über alle Fährnis mit ihrem Beispiel hinweg, zum Exempel bei der Verwendung des Fischbestecks und des hürnenen Obstmessers.

Da er selbst auch den Sinn über dem Mahle nicht auf ein Ding richtete irgendwo und weit da draußen — wie es seine Gewohnheit war — so wurde dies Speisen in der Halle für ihn zu einem Fest. Und dies Fest ward zu einer Herrlichkeit, als die Gräfin ihr Glas erhob und es froh an das seine klang und sagte: „Wir trinken jetzt auf das gute Gelingen des Wertes, durch welches Sie mein Haus verschönen! — Wann beginnen Sie? . . . Wie lange gedenken Sie zu malen? . . . Und werden Sie in diesem halben Jahre auf dem Kressenfels wohnen? . . .“

Die Fragen marschierten daher wie eine Regimentsmusik. Und der glückselige Maris nickte, als wäre er der Mann mit der großen Pauke und sagte immerzu ja, ja.

Am liebsten hätte er gleich am nächsten Morgen begonnen. Aber es gehörten von seiner Seite noch Studien, Vorbereitungen aller Art und Einkäufe dazu. So maß er hin und so maß er her und ward besinnlich wie damals, wenn er im Heidkönigreiche nach seinem zukünftigen Leben suchte.

Nicht lange danach wanderte er wieder draußen im Walde der Mühle entgegen. Und — sieh mal einer an! — wie war die Welt inzwischen anders geworden! Es war so vergnüglich darin — Maris merkte gar nicht, daß er immer ein Bein vor das andere setzte.

Sehr merkwürdig war dieser Zustand. Wobei gesagt werden muß: der Wein war nicht daran schuld; denn Wein wäre gar nicht imstande gewesen, mit all seiner Zauberkraft auch nur ein halb so beglückendes Wunder in Maris zu vollbringen.

Wilhelm Kellinghausen der Maler spazierte ihm voll Ungeduld entgegen und — nun hatte Matheis Maris doch nicht recht gehabt mit all seiner Bedachtsamkeit und Bedenklichkeit am Morgen; sondern der Herr Kellinghausen mit seinem Flug ins romantische Land!

Also zog ihn Kellinghausen gleich auf. Und Matheis Maris fing an zu spielen. Weil es so schön war, saßen sie hin an einen warmen moosigen Heidehügel, und Matheis Maris spielte immerzu. Da friegte Kellinghausen das Schweigen und sah aus wie ein Kind, dem der Spitz die Wurst von der Schnitte ist.

Am anderen Morgen brachen sie beide ihre Zelte ab in der Mühle. Kellinghausen führte Marisen in Dresden ein wie einen Helden. Er versäumte dabei nicht, eine angemessene Rolle zu spielen; denn Maris brauchte seinen Rat in vielen Dingen und mit einem Eifer, der dartat, daß er schon mit Herz und Hirn an seinem großen Werke sei.

In Dresden verkehrte er nun in einer Vereinigung von Künstlern, der zu allen Zeiten Berühmtheiten angehört hatten. Dabei sorgte Wilhelm der Eroberer — wie sie Kellinghausen dort nach fröhlicher

Künstlerart wegen seiner Erfolge nannten, die nicht auf malerischem Gebiete lagen — er sorgte also nach Kräften für den Ruhm seines Schüglings. Doch — auch dies erübrigte sich alsbald, weil einer aus dem Kreise den Aufsatz im »Antiquitätenmarkt« über Matheis Maris den Heidekönig gelesen hatte.

Die Vereinigung führte den Namen Die Bienen. Das Vereinshaus hieß Der Bienenstoch. Beides entschuldigte Kellinghausen mit einer witzigen Rede; denn von einem Bienenfleiß war bei den meisten, die dort verkehrten, wenig oder nichts zu spüren. Im Trinken und Fröhlichsein aber war man desto eifriger.

Um das Trinken und Fröhlichsein in vielköpfiger Gemeinsamkeit zu üben, ohne durch die nächtliche Polizeistunde beschränkt zu werden, bildeten die Herren eine geschlossene Gesellschaft und hatten für ihre Abende eine alte Schmiede fast in der Mitte der Altstadt künstlerisch ausgebaut. Sie hatten auch einen Wirt als Pächter hineingesetzt und für alle Ansprüche umsichtig gesorgt. Frauen aber wurden nur zu festlichen Gelegenheiten geladen.

In die lange Tafel, die außer zwei oder drei kleineren Tischen in dieser früheren Schmiedewerkstatt stand, waren Messingschilder mit leuchtenden Künstlernamen eingelassen. Die Träger dieser Namen hatten dort als Stammgäste gegessen.

Matheis Maris erhielt am ersten Abend — wegen des Aufsatzes im »Antiquitätenmarkt« und wohl auch weil Kellinghausen ein großes Wesen um sein Genie gemacht hatte — den Platz an der Kopfseite dieser Tafel vor dem Kamine. Das war eine Ehrung, die vor ihm nur dem jungen Arnold Bödlin widerfahren war.

Wie die meisten unverheirateten Bienen nahm

Matheis Maris seine Mahlzeiten nun in diesem Haus und verbrachte dort auch eine Reihe von Abenden. Aber da saß er an einem der kleinen Tische, an denen man unbelauscht plaudern konnte. Dazu hatte er sich dann immer einen Maler von bedeutendem Rufe gebeten. Oder einen Lehrer von der Akademie. Denn ohn' Unterlaß beschäftigte ihn sein Werk auf dem Kressenfels, und er sammelte Rat und Belehrung, wo es anging.

Dormittags besuchte er die berühmte Dresdener Galerie. Oder er studierte in einer öffentlichen Bücherei. Oder er war in der Kunsthochschule, für welche er sich hatte einschreiben lassen, um Vorlesungen über Fragen der Technik, namentlich der Freskomalerei, und über Farbenlehre zu hören.

So war er in einen mächtigen Betrieb geraten.

Weil ihn etliche Stunden des Tags aber auch der Übermut umklang, mit dem es eine genialische Jugend hielt, und weil ihm dies neu und gefällig erschien, so geriet er schon nach wenigen Tagen in Bedrängnis. Die war so hart, daß er früh vor neun Uhr das Stübchen von Frau Ditha Rosenbaum verließ und nicht vor vier oder fünf Uhr des Morgens dahin zurückkehrte. Von den zwanzig Stunden, die dazwischenlagen, hatte er wohl sechzehn gearbeitet. Während der anderen vier warf er sich nachmittäglichen Freuden im Bienenstock mit kräftigem Behagen in die Arme.

So ward ihm dies neue Leben geläufig. Da wunderte er sich, welche ein fröhlicher Sahnenträger und befreiter Mensch er in der kurzen Zeit geworden war.

Einmal versäumte er die Nacht und den Schlaf ganz und gar und slog aus dem Bienenstock am Morgen gleich in die Akademie und war doch frisch

wie ein Waldquell. Das wollte er ein paar Tage so fortsetzen, und er rechnete sich heraus, wie viel Zeit damit zu gewinnen sei. Er versuchte es auch. Aber als der nächste Morgen graute, lief er um die Schule herum und nach Hause und warf sich in wilder Verwüstung aufs Bett. Dann verschlief er den Tag. Abends waren seine Sinne immer noch rebellisch. Er traf mit seiner Mietsfrau zusammen und sagte: „Es ist nun doch nichts mit mir. Ich darf mir nichts zumuten. Ich passe in dies Leben wie ein Pflaumenstein ins Auge. Ich möchte alles treiben: trinken, lernen, malen, reisen. Aber es wird nichts aus mir. Ich bin mir zur Unfreude geworden.“

Da sah ihn die erfahrene Frau an und sagte: „Es wäre schade, wenn es anders wäre. Ein junger Mann Ihrer Art muß wohl auch das durchmachen. Ganz aus sich selber ist noch keiner gescheit geworden.“ — So sagte Frau Rosenbaum an diesem Abend. Später war sie bedenkllicher.

Dann ging er hinab in die Straßen. Die Luft war novemberlich. Die Bürgersteige spiegelten. Und Matheis Maris war sehnsüchtig und heimwehhang nach sich selber.

Er dachte über den Wandel der Dinge nach und über den Fluß der Erscheinungen, in dem er nun seit acht Tagen dahintrieb, als wäre er zum Dasein gekommen wie Selig Auheiner.

Wenig erhoben schritt er seine Bahn. Er gelangte in die Nähe des Bienenstodes. Vor ein paar Tagen war er dem Vereinshaus entgegengeeilt, als wär' dort ein Feuer ausgekommen. Jetzt focht er einen Kampf aus, ob er bei der Sorglosigkeit seiner Junft die Nacht wiederum versitzen sollte. Doch hatte er für diese Woche seine Mahlzeiten im voraus bezahlt.

Am Pirnaischen Plage schob sich ungestüm ein

Arm unter den seinen. Wilhelm Kellinghausen. Der hatte sich über Tag in ausgiebigem Schlummer zu neuen Taten gestärkt. Bedrückungen des Gemüths, wie die des Maris, waren ihm fremd. Er ließ sich von ihm einen Geldbetrag und pries ihn glücklich. Ein hartes Wort von Maris sollt' ihn belehren, wie es um dies Glück in Wahrheit stand. Pah, sagte Kellinghausen.

Dann gingen sie durch die herbftlich verwaisten Anlagen der Bürgerwiese. Bedächtigen Schritts. Kellinghausen schalt auf des Freundes mönchische Neigungen. Er nahm das ganze Werk auseinander und verfuhr dabei kunstgerecht. Er geriet auf etliche Verbiegungen, die nicht zu der genialen Anlage gehörten, sondern von der verbiesterten Herkunft und der Weltabwendigkeit verfloßener Jahre kämen.

Es war ein ungleich Ringen. Matheis Maris war der Stärkere. Aber er unterlag der Gewandtheit und Beredsamkeit Kellinghausens. Und an das leuchtende Dichterbild von der Schlange, die zwischen lodenden Früchten sich sonnte und ihre Rede begann: Sollte Gott gesagt haben? . . . an dies Bild dachte Matheis Maris nicht.

Kellinghausen aber deutete ihm den Mann, der er vorgestern gewesen war und der nun aus ihm geworden: den Menschen in den Holländerbüßen, mit dem selbstgeschnittenen Gehstod aus Mooreiche, an dem sich die Stadt dahingelächelt hatte in Mitleid. Und der von heute? Als der Gast einer schönen jungen Schloßfrau hatte er von silbernen Tellern gespeist. Eine Schar von Künstlern — gemeinhin respektlos gegen die Jugend — hatte ihn an einen Ehrenplatz gesetzt und riß die Augen vor ihm auf. — Es war kein Wandel der Dinge so rasch und voller Verheißungen wie dieser. „Mensch! Matheis Maris! Wach' auf!“

Und Matheis Maris erwachte. Aber bittersüß war sein Lachen; denn das Heimweh nach ihm selber ward heißer.

Im Bienenstock verlor es sich. Es war eine Nacht voller Lichter und Lachen und würdiger Einfälle.

Weil ein Wind in kalter Weltecke einen Schnee losgerissen hatte und damit ungebärdig durch die Gassen fuhr, beschloßen die Bienen, nicht auszufliegen, bevor ein Tag mit Sonnenschein käme.

Am Ende wurde der Honig der guten Gedanken rar. Spielarten wurden gemischt. Matheis Maris lernte, was am leichtesten ist: das Hasardieren. Er verlor hundertunddreißig Mark, verlor den steten Fluß des Blutes und den hohen Klang seines Herzens. So verspielte er sich selber.

Sehr kleinlaut kam er am nächsten Tage nach Hause, und mit verwelktem Gesicht. Es war schon die Tischzeit vorüber.

Stets hatte er Sehnsucht gehabt nach einem Menschen, dem er sich anschließen konnte. Einmal war das Nele Greefs gewesen. Dann Pieter Bosboom der Getreue. Bei dem war das am leichtesten gegangen. Dann Lukas ter Meulen. Dann Frau Ditha Rosenbaum.

Aber an diesem Tage war er unehrlich geworden gegen sie. Er kam aufgetan daher und log Ditha an, er käme schnurstracks aus der Akademie ... Weil er dabei gerade auf der Brücke stand, die zusammenbricht, wenn ein Lügner darübergeht — —

Lieber Gott, war denn das nicht so eine Kindergeschichte aus der Schulsibel, recht brav zurechtgeschnitten mit der Moralschere?

Nun, Matheis Maris war in der Handvoll Tagen erstaunlich weise geworden; denn er dachte an diese Moralschere mit dem gefeilten Lächeln des Spötters.

Aber die Brücke zerbrach dennoch. Da faßte er die Frau Rosenbaum am Ärmel, zog sie in sein Stübchen und sagte: „Pah, es ist ja gar nicht wahr! Ich habe gebummelt, auch diese zweite Nacht und diesen dritten Tag, und ich habe dem Kellinghausen Geld geliehen und habe hundertunddreißig Mark verspielt. Wissen Sie, was das ist: Vingt-et-un, Frau Mutter?“

Es standen da zwei beieinander, die ein Maß an das Geld legten. Matheis Maris sah aus wie der Tag nach einer verwilderten Nacht, in dem es nicht licht werden will. Und Frau Ditha Rosenbaum, nun, die nahm den Fritz Reuter von ihrem Bücherbrett, schlug eine Stelle in der »Stromtid« auf, legte das Buch auf Marisens Nachtkästlein und ging hinaus. Er aber las:

»Wenn einer kommt und macht sich lustig und trinkt Schepagner — nun, junge Leute! was sie heute ausgeben, können sie wieder morgen verdienen . . . Aber wenn einer kommt und hat de Karten in de Tasch un de Würfels in de Tasch, un schmeißt sein Geld in den Dred haufenweis — nimm dich vor die in acht, hab ich gesagt, der Spieler findt sein Geld nicht wieder aus dem Dred.«

Schwärzer und schwärzer zogen die Wolken am Himmel des Matheis Maris herauf. Das Bewußtsein, daß er die helllichtige Frau enttäuscht hatte, tat weh. Weiß Gott, es tat weher als die hundertunddreißig Mark, die er in den Dred geschmissen. Frau Ditha hatte ihm das Stübchen gegeben im Vertrauen auf seine gesicherte Art und Kraft.

Da kam die Scham über ihn. Er fing an, sich zu betrachten — wie er das von Haus aus gelernt hatte. Es war viel verwildert in ihm. Sogar die Gedanken; denn auf dem Weg in die kleine Gasse

hatte er sich vorgesezt: er wollte das Geld wieder- gewinnen im Spiel — und nicht durch ehrliche Arbeit — und er hatte sich auch gleich den Plan dazu gemacht, wie das wohl zu erreichen wäre. So spielte er in Kopf und Herzen Karten auf seinem Gang durch die Straßen.

Aber nun gedachte er mit Wehmut der tiefen Freude, die er sich ermaht hatte vor ein paar Tagen auf dem Waldschlag. Wie da drüben in dem Erker über dem verrußten Dach ein kleiner Blumenstoß, so kümmerete diese Freude nun nach dem Lichte. Er mußte in seiner Erinnerung suchen, wie sie ausgesehen hatte, bevor sie im Straßenstaub zusammengewelkt war.

So stand dieser Mensch samt seinem Kleinod im Herzen vor einer Kammer voll Kumpel und gab sich einen Ruck und fing an aufzuräumen. Es graute ihm. Aber er griff mit den Händen zu, mit denen er sich durch die Erde der Moorkulturen gewühlt hatte in ein Königreich; und mit denen er sich das Tor aufgetan hatte zu dem Märchen von der schönen jungen Schloßfrau und dem Tisch mit den silbernen Tellern, von denen er gegessen: gesottenen Fisch und Wildbraten, Gefrorenes und duftige Früchte.

Auch fiel es ihm ein: hatte er die weitläufigen Vorbereitungen zu seinem großen Werke wohl gar für nötig gehalten, um dahin zu entweichen, wohin ihn Kellinghausen gelockt hatte? Weil ihn die lustige Art seiner Zechkumpane erfreute? Weil es sich zwischen ihnen so leicht dahinlebte?

Ins Fleisch hieb er dem jungen Eichbaum, wo es wild geworden war. Es wurden die Gewohnheiten der alten Zeit herrisch in ihm. Auch machte er sich nicht zum ersten Male frei von Kümmeris, Unrast, Zerwühltheit. Aber zum ersten Male blutete es heiß und schmerzhaft in ihm dahin — die Reue.

Abends saß er am Fenster in seinem Stübchen. Es war finsterner in ihm als draußen; denn da und dort in einem Erker stand wenigstens ein dürftiges Licht. In ihm waren alle ausgegangen.

Da pochte Frau Ditha stark an seine Thür. Sie dachte, er sei schon dabei, das Unheil zu verschlafen, das er mit sich angerichtet hatte. Sie war gewillt, Balsam in seine Wunden zu träufeln. Sein letztes Bild war um tausend Mark verkauft!

Matheis Maris flog vom Stuhl auf, als sprang' er aus sich heraus.

„Werden Sie nun wieder spielen gehen?“

„Nein,“ sagte Maris. „Aber ich will mir eine Geißelung auferlegen, damit ich nicht übermütig werde. Ich schlafe heute in der Heidemühle.“

Frau Rosenbaum versuchte nicht, ihm den wunderlichen Gedanken auszureden — vielleicht auch, weil sie fürchtete, Kellinghausen könnte kommen und ihn abholen. Sie hatte zuvor schon mit ihm gesprochen, daß er sich noch einen dunklen Anzug für kleine Gesellschaften kaufen müßte und einen Winterrod; denn die schwarze Strickjacke, die er in seinem Rückenbeutel mit von der Marisheide gebracht hatte, sollte nicht wieder in öffentlichen Dienst gestellt werden. — Dies Geschäft wurde zwischen ihnen erledigt.

„Ist es nicht ein gefährlich Spiel' des Zufalls, einem Menschen tausend Mark in die Hand zu legen, der sich die ganze Nacht hindurch im Kartenmischen geübt hat?“ fragte er Ditha.

„Sie sollten nicht von einem Zufall reden, Herr Maris,“ sagte sie; „denn ist es ein Zufall, daß Ihnen ein Werk gelingt, zu dem Sie all Ihre Kraft und Liebe bringen? Reden Sie doch von einem Zufall für den, der ein Bild von Ihnen sucht und es durch mich findet! Sie aber erkennen daraus, daß Sie

sich Welt und Schicksal gehorsam machen, wenn Sie Ihre Gaben anwenden, wie es Ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Bilden Sie sich denn ein, diese Gaben sind Ihnen verliehen, damit Sie mit jenen Duzendmalern Narrenspoffen treiben? . . . Nein nein nein, reden Sie keine Albernheiten daher, junger Mann! »Die anderen machen es auch so!« Freilich machen sie es so. Aber Sie, fühlen Sie denn nicht, daß Sie sich nicht mit jenen vergleichen dürfen? Kommen solche einmal ins Gleiten, nun, dann rutschen sie nicht tief und paddeln sich aus dem Graben wieder auf die bequeme Heerstraße. Aber einer wie Sie fällt stets einen Berg hinunter und fällt sich dabei wohl zuschanden. Ich sag' Ihnen: Sie werden Ihre Jugend nicht los, Matheis Maris! Und ich sag' Ihnen zweitens, Sie Heidekönig: was Sie in diesen Tagen gelebt haben, das ist ein Untertanendasein! Hat auch seine vergnüglichen Seiten, warum denn nicht! Aber Kronen verpflichten. Und das Genie ist Gotteswerk. Das Leben dagegen, wie es so herumläuft, ist Menschenwerk und nicht eine Einrichtung für ein Genie. Deshalb: Sie müssen sich Ihr Reich darin gründen, wie Sie das getan haben von Anfang an. Jetzt sind Sie ein Herrscher auf Urlaub. Hüten Sie sich, ein entthronter König zu werden!"

Nun ja, Frau Ditha Rosenbaum hätte diese schöne Rede nicht gehalten, wenn nicht Lukas ter Meulen der Dichter kurz zuvor damit in sein Grab gestiegen wäre. Aber die kluge Frau hatte nicht auswendig gelernt, was sie da sagte. In ihrem Munde bekam es neues Leben . . .

Und dennoch — es blieb für Matheis Maris am Ende die Frage stehen: Einer, der sich seine Hütte gebaut hat an den Rand einer Moorkuhle; einer,

der sich das Ried der Heide geschnitten hat zu dem Lager, auf dem er schlief; einer, der seine weiße Ziege gemolken hat, um nicht zu hungern und zu dürsten — wie kann solch einer König heißen?

Als die Mitternacht rief vom Turme der Kreuzkirche, hatte Matheis Maris den Rückenbeutel gepackt mit Farben und Malgerät. Er hatte zu einem Ballen geschnürt, was er zu seinem Werk auf dem Kressenfels erstanden. Frau Rosenbaum wußte, morgen sollte sie damit einen Dienstmann ins Schloß schicken.

Dann ging er fort und zog die Tür am Dorplatz leise hinter sich zu. Er hatte den dicken Überrock an und den Kragen hochgeschlagen. Der Wind raste durch die Gasse und prustete Schnee aus vollen Baden.

Warum hatte Ditha Rosenbaum, die sorgliche, nicht gesagt, diese nächtliche Wanderung sei eine Narrheit? Die Welt hing für ihre Augen voller Narrheit. Und diesen Gang eines Pilgrims rechnete sie nicht dazu? — Vielleicht hatte sie nicht daran geglaubt.

Die Nacht war neumonddunkel. Es wurde eine schwere Finsternis daraus, als Matheis Maris in die Vorstadt auf der anderen Elbseite kam. Er marschierte eine Weile auf der Straße, die auch nach dem Schlosse Kressenfels führte. Der Sturm blies die Posaune. Im Söhrenwalde rechts und links, vor- und rückwärts wimmerten, kreischten, jagten die Geister der Nacht. Die Eulen heulten.

Maris hatte gesagt: Ich will mir eine Geißelung auferlegen. Aber er geriet in eine tiefe wohlige Erlöstheit. — Wenn er die Augen ausgehen fühlte,

ließ er in Einsamkeiten — und seine Augen leuchteten. Wenn er zerschunden war an seiner Seele, entwich er in die Wüste — und seine Seele fing an zu blühen. Er ließ sein Herz läuten durch die Sturmnacht, und es ward ein Sonntag daraus . . .

Gegen drei Uhr in der Frühe war es. Da kam er zur Heidemühle.

Dor dem Höflein stand ein Wagen mit einer hohen Linnenblache. Es lag Schnee darauf, und der Sturm war stille geworden. Der Fuhrmann schlief wohl im Stall bei den Pferden. Die weiße Decke der Erde hellte nun so in die Finsternis.

Maris kroch unter die Wagenplane, legte sich mit dem Kopf auf ein Bund Futterheu und deckte sich mit seinem dicken Rode zu.

Wiewohl er dachte, daß er nicht müde sei, schlief er doch gleich ein und erwachte von einem fürchterlichen Gewitter mit Blitz und Hagelschlag.

Es war aber gar kein Gewitter. Es war der Traum, den er träumte, als der Wagen im graublen Tage in der Stadt Radeberg am Ende der Heide über das Pflaster nüppelte. Am Rande der Nacht hatte der Fuhrmann verschlafen die Rösser eingeschirrt und sich nicht danach umgesehen, ob sich vielleicht hinten in seinem Wagen einer ein Bette gemacht hätte.

In der kleinen Stadt hielten sie am Markt und tranken miteinander den Morgentaffee in einer Ausspannung.

„Was bist du für einer?“ fragte der Fuhrmann, als er merkte, daß er für des anderen Geld frühstückte.

„Zuerst war ich ein Gärtner. Dann war ich ein König. Die Tage her war ich ein Vagabund. Und

morgen will ich ein Maler werden und der Gräfin Kolilee eine Halle im Schlosse Kressenfels bemalen."

"Aha," sagte der Fuhrmann. "Ich aber, mein Freund, ich wollt', ich wär' ein Narr wie du."

Danach, als sich der dritte Tag zu neigen begann, hielt Maris seinen Einzug ins Schloß. Gräfin Kolilee fand er in dem hohen Stuhl am Fenster ihrer Kemenate. Ein seltsam schönes Bild. Viel altes Gold lag in diesem Raum auf Zierat und Leisten, auf Rahmen und Wandbort. Und viel Altertum. Aus altem Golde geschlagen, stand der tiefe Rand des Himmels im Westen auf der Erde wie lichte Verheißung nach wolkenreicher Zeit. In klarem Schnitt hob sich der Gräfin Antlitz von dem güldenen Schein.

"Ich wollte morgen früh beginnen," sagte er. "Es ist viel zu bedenken und zu beschaffen gewesen." Der Ballen mit Gerät und Farben war gebracht. "Drei Tage bin ich in der Heide gewandert, den Staub der Stadt mir aus dem Hirn zu blasen; denn in jener Sturmnacht hab ich die Wanderung angetreten. Es ist nichts für unsereinen, sich das Herz einzumauern und die Gedanken."

Freier war seine Rede geworden und männlich voll der Klang seiner Stimme. Er sprach ohne Scheu und in würdigem Vertauen auf sich selbst. Die Schloßfrau mochte diese Art wohl leiden.

☞ Aus Malerleitern, die er auf den Kressenfels geschickt hatte, und aus Brettholz wollte er sich das Gerüst selber bauen, wie er es zu fortschreitendem Werke benötigte.

☞ "Ich bin auch in diesen drei Tagen mit den Entwürfen zu Ende gekommen," begann er wieder.

„Das Leben gedenkt ich zu malen in vielen Bildern — es sind ihrer dreizehn. Es soll ein fortlaufender Gedanke sein, dem ich Gestalt verleihen will; aber nicht ein hergebrachter Ring, etwa wie die Jahreszeiten oder die Lebensalter . . .“

Dieles war zu berichten, vieles zu fragen, vieles zu antworten.

Die Stehlampe wurde gebracht. Über mannshoch war sie und mit einem Schirm aus gelber Seide.

Er blätterte in seinem Skizzenbuche und gab Erklärungen über dies und das. Das Buch war neu, aber fast alle Seiten waren mit Entwürfen bedeckt. In der Hochschule, in der Gemäldegalerie, in Museen, im Bienenstock, in der Heide hatte er Einfälle mit kunstgerechtem Stift oder raschem Pinsel aufs Papier geworfen: »die verlorenen Tage« waren dabei; ein Boot, das in den Strom stieß, ein junger Fischer fuhr darin sein Mädchen zum anderen Strand . . .

„Im Märzten treibt drunten das Eis,“ sagte die Gräfin. Fremd-schmeichlerischer Wohlwaut umwob ihr Wort. „Glitzernde Berge schwimmen dann zu Tale, und an den Hängen blühen die Pfirsichbäume. Das neue Jahr schlägt so die Augen auf. Es ist ein sinnvoll Bild, mein ich.“

„Ein neues Jahr schlägt auch die Augen auf für mich,“ sagte Matheis Maris, „was ich in drei Tagen gesehen, mag sich über Winter weiten und mag wachsen mit dem Werke. Vielleicht mal ich auch die treibenden Berge von Eis und die Hänge mit blühenden Pfirsichbäumen. Es ist noch weit bis dorthin.“

Von neuem erwies sich, daß die Reden der Leute töricht und ihre Herzen enge waren in allem, was die Schloßfrau anging. Mit Unverstand hatte Kellinghausen von ihr berichtet.

Wohl war von den Neigungen einer Klosterfrau

nichts zu spüren an ihr. Sie liebte das Leben, sie liebte ihre Jugend, sie liebte ihr liches Haus auf dem Berge; und es beliebte ihr, dies alles zu formen nach ihrem Sinn. Ernst und klug war dieser Sinn. In ihrem Geist stand das Bild der Erde von einem Ende zum andern.

Das Thor in der Mauer war nur zu Zeiten geöffnet. Manchmal für viele Gäste. Der erwählten Freunde des Hauses waren wenige.

Ein Jahr war verflossen, seit sie Einzug gehalten auf dem Kressenfels. Ein wunderbar Stilleben hatte sie da vorgefunden, das sich eingenistet hatte im Laufe der Zeit. Der Schloßherr war ein roter Kater von impertinenter Häßlichkeit gewesen. Er hatte ihr mit gesträubtem Fell aufgelauret und ihr unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er nicht ohne Kampf das Feld zu räumen gedächte.

Sanfter Verfall hatte gewoben um Vorhang und Teppich. Der Wurm fraß in Dielen und Gefäsel der Wände. Viel Staub war aufgewirbelt in der Burg und draußen ob der neuen Herrin. Aber Staub und roter Kater hatten sich schiden müssen in den anderen Lauf der Dinge.

In dem runden Turme, der gegen Morgen lag, hatte einer des Geschlechts, der ein Weidmann gewesen, Sella und Trophäen aufgestapelt aus vielen Ländern der Erde. Dort hatte das gelegen zum Mottenfraß. In dem Schädel eines Elchs hatte ein Rotschwanz sein Nest gebaut und achte fünf Junge; denn die Bußenscheiben, die sich aus dem Blei gelöst, gewährten bequemen Ausflug.

Den Schädel samt der Rotschwanzenfamilie hatte die junge Schloßfrau aufhängen lassen neben dem Fenster. Ein münzengroßes Türlein in der Scheibe war geblieben zu freundlich geduldeter Einfahrt.

Danach aber war in jenem Turme mancherlei Gerät aufgestellt worden: geschweifte Schränke mit Türen aus feingeschliffenem Glas, Wandbort und Regal. Und Gräfin Kolisee hatte gesammelt, was an Büchern in den vielen Gemächern umherlag. Es war manch seltenes Werk dabei. Und manche Einschrift tat dar, daß auf dem Kressenfels berühmte Männer zu Gäste gewesen waren.

Auch heilige Schriften waren darunter, in altgeschrittenen Typen gedruckt und mit zierlichen handgemalten Initialen, wie sie die Mönche in den Klöstern pflegten. Es waren da die Dichtwerke der alten Griechen und Römer, und was Gottfried von Straßburg gesungen und Wolfram von Eschenbach — ein Zeichen, daß auch unter denen von Kressenfels Männer mit dem Ehrgeiz der Gelehrsamkeit gewesen waren. Zu Zeiten, ja; denn nach dem Sundort dieser Bücher zu schließen und nach ihren soliden Einbänden aus Schweinsleder, das unwirsch knarrte, so einer den Band aufschlug, hatte seit einem Menschenalter wohl niemand einen Schatz in solchem Druckwerk gesehen.

Es waren noch da Lieder der Minnesinger und manch schlankes Büchlein mit goldenem Schnitt aus späterer Zeit, das noch verschämt nach Rosenwasser duftete für den, der sich angelegen sein ließ, des Duftes zu achten. Vielleicht hatte eine junge Burgfrau ihre Einsamkeiten damit überwunden oder ihre Enttäuschungen.

Es stand eine Lampe in dem Bücherturme, die war hoch, und es war ihr anzusehen, daß sie nicht einen müßigen Zierat bildete.

Die Schloßfrau führte ihren Gast über die schmalen Stiegen in den Turm. In altem Band hatte sie sich ein Bildwerk ersehen. Es stellte die Halle in einem

Barockbau dar und war gemalt in Gold und schönen Farben. Das gefiel ihr. Sie wünschte, es möchte etliches von Maris gemacht werden nach diesem Vorbild. Aber sie befahl nicht.

An jener Seite, auf die Marisens Blick fiel, hatte sie die Bücher ihrer Wahl geordnet. Englische und deutsche Dichter in vornehmen Gewändern, Poesie und Prosa. Die Erzähler hatten den Vorrang.

„Es sind gute und verlässliche Freunde,“ sagte sie, „und ein Verkehr mit diesen ist wohlthätig und gemeinlich auch erfreulicher als mit Menschen. Ich bitte Sie, die Bücherei aufzusuchen, so oft Sie den Wunsch haben.“

Die Kammerfrau erschien und wies ihm seine Zimmer an. Der Tisch war in dem einen gedeckt und ein Mahl aufgetragen.

Die Zimmer lagen nach dem Strome hin.

„Es ist nicht gleichgültig, wie er wohnt,“ hatte die Gräfin gesagt, als die Kammerfrau zwei Räume in einem Erker nach rückwärts in Vorschlag gebracht.

Diese Kammerfrau hieß Rosina. Sie legte Wert auf eine klare und unverstümmelte Aussprache ihres klangvollen Namens. Den jungen Diener, der es mit Rosine versuchte, hatte sie hart angelassen. Er nahm den Eindruck aus diesem Kampf mit hinweg, daß er um Gedeih und Verbleib im Schlosse spiele, wenn er hartnäckig blieb und sich darauf versteifte, daß sich für ihn mit dem weniger klangvollen »Rosine« desto mehr eine Vorstellung verbinde, die nach Gewürz und Süßigkeiten schmecke. Aber nur ein Röschen mochte Rosina in einer weichen Stunde gestatten. Sie hatte eine scharfgebogene Nase und verstand es, auszusehen wie ein gefangener Adler.

„Gemütlich ist es in jenem Erker,“ behauptete die Kammerfrau, „nur ein wenig dämmerig im Sommer, weil die Ahornbäume ihr Laubwerk gegen die Scheiben drängen. Aber es ist jetzt nicht Sommer.“

„Kalt ist es dort und ohne Sonne.“

Da erkannte die Kammerfrau, weitere Einwendungen waren nicht zweckmäßig, und richtete die beiden anderen Zimmer für den Gast. Die lagen an dem Gange, an dem sich die Gemächer der Herrin befanden.

Zum Zeichen, daß Rosina sich über Matheis Maris zu ärgern habe, und zwar von rechts wegen, geleitete sie ihn wortlos über die Turmstiege zu seinem Stodwerk, deutete mit einer Bewegung der Hand auf das bereitstehende Mahl und verschwand.

Dieser Maler schiene ein verholzter Mensch zu sein, sagte sie in der Küche, und man dürfte sich um die schöne Halle wohl Sorgen machen. Aber sie mußte noch am selben Abend bekennen, daß er im Gegenteil ein sittsamer, freundlicher und bescheidener Herr sei — »Herr«, sagte sie! — welcher wüßte, was sich gegen eine Frau auf der Höhe des Lebens schide. — Matheis Maris hatte sie »Frau Rosina« genannt! Das war des Wandels Ursache.

Der Rundbogen herrschte in dem Gelaß des Maris. Ein breites Fenster, durch eine Säule geteilt, öffnete tags den Blick auf Strom und Landschaft. Die Architrave zeigten eingelassene Heiligenbilder spanischer Herkunft.

Vielleicht gehörten diese Räume zu den ältesten im Schloß, niedrig, gesammelt und traulich. Ein Sofa mit dunkelbraunem Lederbezug und zwei Sessel waren von umarmerischer Weichheit und Tiefe.

Das Lager für die Nacht im Raume daneben trug einen Betthimmel auf Säulen. Bücher lagen

auf altem stilvollem Hausrat, zu greifen, wenn einer den Wunsch hatte, sich vor dem Schlummer etwas vorplaudern zu lassen oder in ernstem Studium Weisheit zu ergründen. Die Herrin hatte mit Klugheit und Geschmaç die Auswahl der Bände besorgt.

In einem halbhothen Schrein mit gläsernen Türlein waren nebenan andere untergebracht, von der Zierlichkeit und dem blanken Puß des Duodez bis zu der beschlagenen Würde des Klosterbandes. Es fehlten nicht Werke über Malerei der alten Zeit und des Mittelalters. Und es fehlten nicht Dichtungen in Vers und Prosa der Lebenden.

Auf geräumigem Eichenholztisch, an der rechten Wand neben dem Fenster, stand ein Schreibfaß. Am Ende war's das Stück eines Silberschmieds aus Amsterdam, der sich damit den Meistertitel seiner Junft errungen. Und vielleicht hatte jener waidwerkfrohe Herluf Trolle von Kressenfels mit dem nordischen Namen, der den Elch erbeutet, seine Jagdabenteuer daraus aufzuschreiben gedacht . . .

Matheis Maris vernahm den Ruf einer Glocke. Mitternacht. Die Uhr war eingebaut im Bücherturm und hatte dereinst mit kunstvollem Spiel einer Reiterweise die vom Kressenfels ergöht. Das Spiel war unter nagendem Staub um Klang und Stimme gekommen. Der Zorn der Jahre, die die Uhr in den flimmerigen Kleinrat der Stunden zerschneiden, hatte dem Schlagwerk Zaen und Zahn eingebrochen. Ein tüstelfroher Meister hatte sich's zwar Schweiß kosten lassen, die greise Wächterin im Turme zu verjüngen. Aber nur mit Widerstreben hatte sie sich dem fremden Willen gefügt; und nicht ganz. Seit jenem Tage tidte sie ihren harten Gang, der anzuhören war wie der Schritt einer Waldfrau, die den Steeden auf den Stein seht neben den tastenden Fuß. Die Stunden

jedoch rief sie, wenn sie Lust hatte. Was nicht heißen soll: sie hätte ein Narrenspiel getrieben mit den Leuten auf dem Kressenfels und es wär' ihr eingefallen, zwölf zu schlagen, wenn frühmorgens die Sonne kam. Nein nein, sie rief die Stunden zu ihrer Zeit. Aber sie rief, so oft es ihr gefiel. In der Regel schnurrte sie mißtönig vor sich hin, wenn der große Weiser auf dem verrosteten Zifferblatt an die Zwölf geriet.

„Nicht umsonst ist sie weiblichen Geschlechts,“ hatte die Schloßfrau lachend gesagt, „man soll ihr ihren Willen lassen und ihre Launen.“ Aber sie hatte nicht ohne Schärfe hinzug setzt: „Auch teilen wir uns unsere Tage ein, wie wir es für gut halten.“

Um diese Mitternacht rief die Turmglocke. Maris lauschte. Fremd klang der nahe Schlag der Stunde in sein uferloses Behagen. „Willst du den Anbruch einer neuen Zeit verkünden?“ fragte er. „Groß oder leidvoll?“ Sehr nachdenklich ward er. — „Groß oder leidvoll — was liegt zuletzt an einem und was liegt am andern? Stark sein heißt das Gebot der Stunde für den Mann.“

Der Schein der hohen Lampe, die von der Art war, wie er sie in der Kemenate und in der Bücherei gesehen hatte, umwob die gewölbte Decke des Zimmers mit dämmerigem Licht. Von altem Golde funkelte es daraus hervor: am Säulenkopfe der Fensterteilung, an den Stülpungen über den Türen, an stilvoll zieren Gesimsen.

Er konnte aus seinem Ledersessel hineinsehen in das offene Schlafgemach. Das Bett mit dem Dach, innen mit Brokat bekleidet und von Säulen getragen, mutete ihn von allem, was er sah, am märchenhaftesten an. Es lag eine Decke aus moosgrüner Seide darauf. Die Gräfin liebte diese Farbe. Sie stimmte sich gut in den heiteren Ernst der Gemächer.

Sehr merkwürdig erschien es ihm, daß er in diesem Bette schlafen sollte. Zu nahe stand noch die dürftige Liegerstatt in der Heidehütte. Mutter Glossy hatte ihm für die Tage des Sommers die Wolldecke hinausgebracht, die Stijn Maris als Schutz über den Rücken des Esels gelegt in stürmisch kalter Zeit! Und es stand noch zu nahe die Hütte selber. Wenn des Abends das Lämplein darin gebrannt, hatte es um Sparren und Dachstroh geleuchtet. Und hätte ihn damals einer gefragt: „Wie weit ist es von hier bis zu dem Schloß der Gräfin Kolilee und dem Glanz alten Goldes?“ so hätte Matheis Maris wohl geantwortet: „Ich weiß nicht, wie viele Sterne am Himmel stehen; aber so viele Tage dürftest du wohl zu wandern haben, bis du hinkommst, mein Freund.“

Die Rechnung stimmte nicht. Es waren ihrer nur hundert.

So waren alle Dinge dazu angetan, seine Gedanken umherzuführen: von dem Tintenfaß des Herrn Herlus Trolle vom Kressenfels bis zu der königlichen Bettstatt.

Am seltsamsten aber schien ihm zuletzt etwas, das er nicht sah und doch mit allen Sinnen empfand, nämlich dies Wohnen auf der Höhe, die sich unter den Fenstern fast mit einem Sprung hinabschwang. Man mußte sich schon über die Fensterbank beugen, um diesem Schwunge zuzusehen, wo er begann.

Dem Nachtwind, der nun um die Scheiben flog, hörchte er noch eine Weile nach, wie er sich dann doch zu Bette gelegt hatte. Das war aber auch das Letzte; denn gleich darauf hob sich das Bett und das Schlafgemach und das ganze Schloß und fuhr sachte hinaus in die Nacht.

Dem Winde schien dieser Vorfall ungeheuren Spaß zu machen; denn er lachte vor Vergnügen Tränen.— Es regnete und strich so hernieder an den Scheiben..

Das Werk war begonnen. Aus der Halle waren Teppiche und schöngeſchnitztes Stuhlwerk entfernt. Hinausgetan war, was nicht nagelfest gewesen. Leitern huben ſich nüchtern zweckmäßig und trugen Brüdlein aus Brettern, auf denen ſich ſicher und bei einiger Achtsamkeit auch ganz bequem ſpazieren ließ. Schönheit und gemäßigter Grohsinn, die hier geherrscht, hatten ſich geduckt hinter das nüchterne Rüstwerk. Und Matheis Maris ſtand hoch droben in einem Linnenroß, den ihm Frau Ditha beſorgt hatte, hantierte mit Borſtwiſch und Gansflügel und pußte mit Benzin, Tuch und kräftig duftendem Terpentinöl anderen Zeiten die Augen aus.

Nach etlichen Tagen wandelte ſich auch das. Es kam ein Maurer, der ein Architrav von beſcheidenem Geviertmaß über benachbarten Säulen mit Kalk bewarf.

Auf dem feuchten Grunde begann Matheis zu malen. Die Technik des Fresco hatte er nicht geübt. Aber gehorſam folgte der Pinſel, ſtellte die Töne der Farben an ihren Platz und klang ſie zuſammen, wie es nottat, damit ſie — wenn der Wandbewurf trodnete — die erhoffte Wirkung erzielten.

Weil das Feld über den Säulen in vollem Lichte ſtand und unter allen am feckſten hervortrat, hatte Maris dafür das Bild von dem Fiſcher im Boote gewählt, der ſeine Liebſte zu dem Sonnenſtrande der neuen Heimat geleitete. Hoher Frühling leuchtete darüber. Es blühten Kaiſerkronen und die himmelſtrohen Schwertlilien.

Einmal erſchien die Schloßfrau. Ungehört betrat ſie die Halle und verbarg ſich in der frommen Niſche, in der das winzige Glämmchen auf dem Öl im roten Glaſe ſchwamm. Sie erſpähte, daß der Maurer erſt die halbe Fläche des Architravs beworfen; denn

stückweis hatte ihm der Pinsel des Malers zu folgen. Und sie erspähte, wie sicher dieser Pinsel auf den feuchten Grund die trügerischen Farben zauberte, die sich wandelten in den Tönen, während der frische Kalk der Wand trodnete.

Maris war versunken in sein Werk. Er sah sie nicht und bemerkte auch nicht, wie sie sich wieder hinwegstahl.

Sür heute hatte er Rosina gebeten, das Mittagssmahl erst in der Dämmerung des Abends aufzutragen. Vom Morgen an war er selbstvergessen am Werke gewesen. Und nun war er noch ungeduldig, weil die Technik des Fresko ihm befahl, seinen Fleiß und Willen zu zügeln. Auch verstimmte ihn, daß er vor einem Rätsel stand, das ihn vielleicht morgen mit gefrorenen Augen ansah, wo er heute Glut und Wunder des Frühlings gemalt.

Abends ging er in den Büchersaal im Turme. Er hatte den Wunsch, die Gräfin dort zu finden und ihr und sich selbst die Zuversicht des Gelingens zu geben.

Er traf sie nicht.

Nach einigen Tagen war das Bild vollendet. Da besaß er die Gewißheit, daß es nach allen Seiten die weithin strahlende Wirkung tat, die er sich dafür gedacht hatte.

Weil er die Gräfin auch jetzt nicht fand, fragte er Rosina nach ihr.

Sie war verreist.

Hatte sie nicht die Absicht, sein Werk im Entsetzen zu verfolgen? War es ihr gleichgültig geworden? Oder war ihr die Hantierung mit Gerüst und Brettern leid? Wollte sie sich nach einiger Zeit überraschen lassen von gedeihlichem Fortschritt?

Maris quälte sich mit vielen Fragen herum. Da nahm ihm der Diener die Sorge, die Schloßfrau

möchte ihm gram geworden sein wegen seiner Unzugänglichkeit: Gräfin Kolilee hatte befohlen, dem Gaste die schwarze Stute zu satteln, falls er den Wunsch bezeigen würde, auszureiten.

Sehr anregsam war dieser Befehl! Matheis Maris erzählte, er könnte ja gar nicht reiten.

Nun, es sei zu lernen.

Auch Reitstiefel besäße er nicht und Sporen. Er wollte sich hüten, auf dem Pferd zu erscheinen wie ein Affe auf dem Kamele.

Der Diener wußte ein Paar gelbe Ledergamaschen in einer Kammer liegen, wohl erhalten und zeitgemäß. Für alles konnte er sorgen.

Und Matheis Maris ließ sich die Stute satteln. Ein wenig bedrängt war er nun doch, als er zwischen Tag und Dunkel gestiefelt und gespornt in den rückwärtigen Winkel des Schloßgartens schritt. Es lag dort ein Rasenplan zwischen Mauer und Buschwerk, das ohne sommerlichen Laubschmud dicht genug war, ihn neugierigen Augen zu verbergen. Doch ist ein Moorbauernsohn, der einen Esel geführt hat, kein vollkommener Neuling in derlei Dingen.

Danach ließ er sich noch das schwarze Handpferd bringen, das mit vor dem Wagen ging. Denn es war ihm eingefallen: in dem Befehl der Gräfin könnte der Wunsch verborgen gewesen sein, den Gast ihres Hauses ein wenig ritterlicher zu sehen als in jenem Augenblick, in dem er sich ihr neben seinem Bilde von der Heidemühle als hölzerne Gelenkpuppe vorgeführt hatte . . .

Auf dem Ritt in die Heide am anderen Nachmittage kam er an der Mühle vorüber. Auf einmal — Wilhelm Kellinghausen riß das Fenster auf: „Hurra, Sie Gebenedeieten unter den Menschen!“ Wilhelm Kellinghausen stand gleich über und über in Blüte.

Es war für Matheis Maris wohlthätig, an dieser Stelle einer so aufgetanen Freude zu begegnen.

☞ Weil Kellinghausen die Stute der Gräfin erkannte, nahm er den Flug ins romantische Land flugs wieder auf . . .

☞ Maris aber berichtete ihm, er sei höchstens der Stallmeister der Schloßfrau, der in ihrer Abwesenheit für Bewegung der Pferde Sorge.

Das tat der freudigen Sicherheit des Herrn Kellinghausen keinen Abbruch. Und er schmiedete an Plänen für den glückseligen Jungmann Maris — es schallte nur so in den Wald hinein! Auch brachte er sich selbst dabei in empfehlende Erinnerung, und wär' es, den Posten des — Burglaters zu besetzen, da der rote nun doch seiner Stellung entzogen war.

☞ So legte er ein Eisen nach dem anderen ins Feuer und war glücklich bei dem Gedanken, eines Glücklicheren Freund zu heißen.

Dabei ging es ihm so schlecht, daß er in der Heidemühle hatte Zuflucht suchen müssen! Wegen ihrer Weltabgeschiedenheit nannte er die Mühle sein Kloster.

☞ Mehrmals im Jahre zog er sich dahin zurück. Theils um in sich zu gehen. Theils um auf Gestundung zu leben. Theils um zu arbeiten. Die Arbeit bestand meist darin, daß er die Obliegenheiten des Müllers in Haus und Hof besorgte. Und da dies nicht allzuviel war, so blieben seine Haupttätigkeiten in dem Kloster: auf Kredit zu leben — wer weiß wie lange? — und in sich zu gehen — wer weiß wie weit?

Ein Schloß auf lichter Erdenhöhe ist für einen Menschen, der vor hundert Tagen in Brettholzschuhen auf der Heide herumlief, doppelt geeignet für eine Umschau.

Wer auf eine breite Straße des Lebens gesetzt ist, von deren Anfang sich das Wegziel klar ersehen läßt, der hat leicht wandern. Sehr reizvoll ist dies Wandern nicht. Doch sind ihrer viele, die solche Reize gern entbehren, wenn sie dafür Bequemlichkeit und Sicherheit eintauschen.

Aber wo wäre denn ein Leben, das sich von Anfang an überschauen läßt bis zum Ziel, wie eine wohlgepflegte kerzengerade Staatsstraße? Nun, so kann man ja von einem Ländchen reden mit sorgsam gebahnten Wegen!

Das Leben der meisten kommt über die Grenzen solch eines Ländchens nicht hinaus. So einer dort einmal rechts, einmal links in den Wald spaziert oder auf Schmalsteigen zwischen Frühlingfeldern gar einen keden Bummel macht nach Lerchenliedern und Blumen, der findet doch bald wieder auf die klare Staatsstraße und kann sich am Rande übersprungener Gräben die Stiefel säubern. Ja.

Aber in einer Klasse von Lebensfahrern mit so wohltemperiertem Ehrgeiz verkümmert das Herz des Außerordentlichen. Verkümmert, bis jener Außerordentliche wohl gar der Letzte in der Klasse wird. Es gibt ungeschriebene Regeln des Lebens in dieser Klasse. Die sind auswendig zu lernen wie die zehn Gebote in einer Dorfschule. Jede beginnt mit den Wörtlein Mani macht ... (dies so und jenes so). Wobei nicht zu vergessen ist, daß »man« ein Mann ist mit verkehrtem Anfang und Ende, und daß er sich hütet, einen Gedanken zu haben, der nicht von hergebrachtem Brauche sorgsam vorgedacht ist.

Gemeinhin läßt sich auch dagegen wenig einwenden. Gemeinhin. Denn ein Brauch ist erprobt. Und ein Brauch, der von Millionen geübt wird, ist

millionenfach erprobt. Also! — Verstehet, meine Freunde, verstehet!

Auf der Marisheide gab es solche Bräuche nicht. Auf der Marisheide war auch kein Weg. Die Zeiten zogen dort die Bahn in ihrem Schmutz. Und den Steig, der von Mutter Glossys Zäunlein zum Schloß des Heidekönigs führte, hatte sich Matheis Maris mit seinen Brettholtschen getreten. Hin und wieder war dieser Steig zu erkennen. Aber selbst Pieter Bosboom war einmal davon abgekommen und hätte sich beinahe verbiestert.

Es war kein Ländchen mit flargebauten Straßen, in das Matheis Maris hineingeboren war. Weil er von Kind auf neben das Heidedorf gesetzt worden, begann sein Weg, wo die Wege der anderen und die schiffbaren Moorgräben aufhörten.

Eines Tages entdeckte er den Blick ins Herz Gottes . . .

Es war das solch eine Rede, wie er sie zu Zeiten in seinen umblühten Verlassenheiten erfand. Mutter Glossy ahnte sich dabei in ihr zitterndes Mutterherz etwas Schönes und Fernes. Wie einer das Bild des gestirnten Himmels in den kleinen Rahmen seines Auges faßt. Aber es ist nicht hinzukommen. Pieter Bosboom — nun, der versuchte sogar, sich dabei etwas zu denken. Doch erdenken läßt sich so etwas nicht. Und weil er nicht fühlte, was dahintersteckte, so konnte er's auch nicht erjagen. Nele Greefs ahnte nichts und dachte nichts. Die tupfte sich mit dem Finger gegen die Stirn und sagte: „Nein so was!“

Damit waren die drei Sorten Menschen erschöpft, die dem Manne mit dem Kleinod im Herzen an der Grenze der Marisheide begegneten, auf der keine Wege laufen. Von der vierten Sorte ist — über die verkniffenen Mäuler hinaus — nichts zu berichten.

Matheis Maris aber dachte: „Es muß sich das Herz Gottes erwandern lassen. Die Erde ist voll von der Weisheit der Menschen, die wohl dahin zu finden weiß. Ich will mich bei dieser Weisheit befragen.“

Und der Mensch auf der Marisheide zog aus, wie er war, und nahm mit sich, was er hatte.

Er kam nach Amsterdam. Da lagen Wissen, Wollen, Wünschen, Wahn und Weisheit haufenweise. Und er fing an zu suchen nach der Wahrheit. Und fand nur den Anfang — ein Weh.

Damit ging er nach Hause und begann in der Erde, die nun eines anderen war, das Wühlen. Wieder ein Weh. Und das Wandern begann von neuem. Er dachte: Ha, jetzt bin ich auf dem Wege zu den Türen des Himmels und kam — nach Gunderslöv. Gunderslöv liegt an vielen Straßen. Es ist leer dort und dürftig, und wer darin ist, kann leicht einen großen Fehler machen.

Er fuhr über das Meer. Es war neblig. Und dennoch konnte er sehen bis an den See Genesareth und bis an die Zinne des Libanon . . . Auf dem Wege nach Jerusalem kam er zuerst nach Berlin. Die List der Bauernfänger umlauerte ihn; denn ein Paar Holländerbügen und eine ländliche Schirmmütze sind sichtbar. Das Kleinod im Herzen ist es nicht. Und wer also umherläuft, muß sich gefallen lassen, daß ihn ein Sicherheitsmann nach seinen Papieren fragt; denn es gibt Gesetze. Ha! . . . Verstehet, meine Freunde, verstehet!

Er geriet in die Straßen der Schriwielen und erweckte ihren Spott, weil er nicht in den Streifen paßte, der rechts und links auf diesen Straßen dahinfuhrte.

In den Bienenstod flog er und dachte: durch

dies Loth geht es in die richtige Welt und zur tiefsten Weisheit . . .

Danach rettete er sich in die Heide. Er merkte, er hatte gesummt wie die andern, hatte Honig gesammelt wie jene, hatte gespielt in der Sonne des neuen Daseins um Blumen, die er nicht kannte.

Mit einem Mührlrad im Kopf zog er von dannen. Für seine Hoffnung und Sehnsucht war das zu wenig. Aber es fiel ihm ein: dieser Bienenstock sei ein zuverlässig Bild vom Leben, wie es die Menschen suchen. Es war von allem etwas da: Tollheit, Klugheit, Wille, Größe, Trägheit, Leichtsinn und was noch. Eine Jahrmarktsbude. Die Tugenden laufen an vom Staub. Und die Untugenden tuen sich auf wie Dirnen beim Tanz. Zu wenig, zu wenig für die Hoffnung und Sehnsucht eines Einmaligen! Es hilft nichts, mein Freund, die Gärten der Menschen sind voller Wege, aber einen Weg zu dem Ziele deiner Sehnsucht haben sie nicht. Du mußt dir die Steige dazu treten wie auf der Marisheide. Es hilft nichts. Das Glockenspiel ihrer Herzen singt: So leben wir, so leben wir, so leb'n wir alle Tage! . . . Die hohe Glocke deines Herzens stimmt nicht dazu. Sie laufen, reiten, fahren, radeln, jagen einem Glücke nach, das außer ihnen ist, stolpern und fallen ins Grab. Aus! Und das nächste Geschlecht treibt ihnen nach. Hinein in die Erde.

Matheis Maris war auf seiner Wanderung zur Weisheit schon auf das Pferd gekommen. Wenn einer einmal im Sattel sitzt . . . nun, dann kann es ihm ergehen wie Deutschland: er kann nicht reiten. In diesem Falle war es aber nicht Bismard, welcher prophezeite, sondern es war Wilhelm Kellinghausen. Und Wilhelm Kellinghausen war der Meinung: das Spiel könnte beginnen.

Es begann.

Dezember war's geworden. Tage mit bleiernem Lichte woben um die Burg. Oder Tage mit Nebel und fallendem Schnee.

Des Rüstwerks in der Halle war nur noch wenig, seit der Maurer nicht mehr für frischen Putz und der Zimmermann nicht mehr für Säugung getrennter Tafelung zu sorgen hatte. Das Glämmlein im roten Glas brannte fromm vor sich hin. Tische und geschnitzte Stühle standen wieder an ihrem Platz und schliefen. Still war's in Schloß und Halle.

Sür Matheis Maris war das eine stiefe Zeit. Das dämmerige Licht verwehrte ihm, sein Werk zu fördern, wie es in seinem Willen lag. Manchmal malte er nur in den Stunden des hohen Tags. Manchmal heute nicht und nicht morgen. Die Stehleitern mit dem leichten Holzbrüdlein darüber räumte er nach getaner Arbeit fort.

Zu Zeiten saß er in der Halle. Er sann die Bilder an die bestimmten Flächen und sah sie in sich hinein zu blühendem Leben. Oder er saß in der Turmbüchere und studierte in alten Mawer en. Eins war dabei: »Die Liebe in der Malerei der Völker und Zeiten«. Ein didleibiges schmudhaftes Werk. Diel Liebe war hier gemalt worden.

Gräfin Kollee hatte Betrachtungen darüber angesteit. Es lag zur Hand auf dem Tische.

Auch Maris stellte Betrachtungen an. Wenn einer dies Werk so iseh n würde, so konnte kein Bild von Matheis Maris Aufnahme finden. Dabei merkte er, daß auch in der Folge seiner Gemälde für die Halle eine Lücke war. Es war auch eine Lücke in seinem Leben. — Wie kann solch einer ein blühendes Sinnbild der Liebe malen?

Gedacht hatte er wohl daran. Er hatte dafür

ein Paar in einem Torfboote wählen wollen. In seinem Stizzenbuche fand sich die Zeichnung. Es saßen da zwei junge Menschen unter vollem Segel und dachten nicht an Steuer, Ziel und Fahrt. Sie dachten an sich selber, hatten ihre Hände ineinander gelegt und sahen sich in die Augen. Des weiteren war nicht viel zu merken an ihnen. Starrheit. Versteinung. Der Mann trug Pieter Bosbooms treubesinnliche Züge. Das Mädchen war die blanke blonde Nele Greefs. »Stille Fahrt« hätt' es heißen können. Aber von dem tiefen Blühen der Liebe war nicht darin die Rede. — Das Bild war erfonnen.

Maris hatte auf den Wandflächen der Halle stizzenhaft angedeutet, was ihn erfüllte. Die eine der Flächen war leer. Sie lag dem Eingang gegenüber an bevorzugtem Platz. Er wußte, warum er um diese eine herumgegangen . . . Es war die Lücke in seinem Leben.

Da wollte er zur Groteske seine Zuflucht nehmen. Ein Schrat, der eine Nymphe am Waldquell überrascht, wo sie aus der Hand die kühle Glut mit dürstenden Lippen saugt. Der Saun umfaßt sie mit seinen Armen, während ihre freie Hand nach rückwärts das Bodsgeicht abwehrt . . .

Der Einfall war gut und klug. Seine Ausführung hätte sich dem baroden Spiel der Gedanken im Kaum sinnvoll eingefügt. Während sein Stift im vergehenden Lichte . . .

Junge Frauenstimmen klangen herein. Die Thür ging auf. „Was sinnt unser Freund?“ rief die Gräfin. „Zeichnen? Nicht angetan ist die Stunde zu solchem Hemwert für Hand und Auge! Die Tage mit ihrem bleiernem Licht sind uns feindlich gesinnt. Ich verlängere die Frist — vielleicht liegt's in der Art von uns Frauen, dergleichen nicht wohl zu ermessen.“

Auch mag man einem Maurer oder Knecht vorschreiben, in welcher Zeit er seine Arbeit zu tun hat. Ein schöpferisches Werk aber, dünkt mich nun, soll befreit sein von Druck und kleinlichen Wünschen. Übrigens — wie war das doch gleich: ist das Gebot von uns ausgegangen?"

Matheis Maris hatte sich erhoben. „Ich selbst hatte mir die Frist gestedt, Gräfin.“ Er war betroffen und war bedrängt; denn zwei Damen waren in der Gesellschaft der Schloßfrau. Hohe blonde Mädchen mit freien Gesichtern und dem Frohmuth der Jugend. Auch waren sie begierig, den jungen Maler zu sehen, der vor wenigen Wochen, weltfremd und volksfremd, an die Ufer der Elbe verschlagen worden und von dessen Meisterlichkeit die Gräfin so beschwingt zu erzählen wußte.

Beschwingt war ihr Gemüt auch in dieser Stunde. Und doch blieb die Hoheit um sie. Und die Selbstsicherheit der Herrin dieses Besizes war gewachsen. Zuvor war sie ein wenig sorg in der Rede gewesen. Oder voll Vorsicht. Wie jemand, der in der Nacht auf unbekanntem Wege schreitet. Und manchmal hatte der Eigenwille ihren Mund streng gemacht bis zur Herbheit . . .

Aber kaum hatte Maris Gelegenheit gehabt, mit ihr zu sprechen nach jenem ersten Abend. Fremd war er damals gewesen in dieser Fremde und nicht ganz heil an der Seele: von dem Narrenspiel, in das er geraten war.

Die Freude an Heimkehr und frohgestimmter Begleitung hatte die Gräfin gewandelt. Aber auch jetzt trug sie keinen Zug jenes Bildes, das der Stift Kellinghausens von ihr gezeichnet hatte. Sie sagte: Was sinnt unser Freund? Aber die Weiten zwischen ihm und ihr verkürzten sich nicht. Es war eine leut-

selige Hoheit in ihr. Es war mehr. Es war Freundschaft. Ein vertrauter Klang war in ihrer Stimme. Aber bei aller Natürlichkeit erschien sie ihm nun erst recht deutlich . . . Die Ansicht der Leute, wie sie aus Kellinghausen geredet hatte, stand verwirrend zwischen eigenen Wahrnehmungen.

Sie trug einen weiten Mantel, über die Schultern gehängt, aus moosgrünem Tuch mit Pelzverbrämung; und das rotblonde Haar wie eine Krone. Sie war schön.

Die jungen Basen gehörten einer anderen Linie des Geschlechts an. Eiselott von Kresenfels, die schlanke, blonde. Und Rosalind, die mit den kindlich staunenden Augen, die voller Härte waren. Rätselhaftige Augen. Rosalind war biegsam und fröhlich. Aber auch ihre Biegsamkeit und Fröhlichkeit waren hart. Sie funkelte wie ein Waldwasser mit lichtem Grund im Märzen. Erregt redete sie sich gleich an Maris heran. Sie erachtete ihn als eine äußerst fesselnde Erscheinung aus jenen Schichten, die man sich für gewöhnlich aus dem Wagen betrachtet. Sie war hochmütig und wußte es nicht. Das Ungewöhnliche im Leben dieses Malers erstaunte sie. Ihre Augen wurden darüber weit und bekamen das Funkeln. Seine Meisterschaft ging für sie über alles Erdentliche hinaus — Kolilee hatte so gesagt. Aber es fiel ihr darüber nur ein, daß das etwas ungeheuer Seltsames sei, etwas, das ihr Interesse forderte, wie sie es auch einem wunderbar gestalteten Seetier im Aquarium zuwandte. Ehrfurcht hatte sie vor keinem Dinge der Welt. Auch nicht vor Gott. Sie ermaß nichts — daher kam das! Die Schöpfung war da, um sich von ihr prüfen zu lassen auf Seltsamkeiten. Sie leuchtete an allem herum und hätte die Menschen am liebsten Du genannt, wie die Löwen

und Lämmer und Lachtauben im zoologischen Garten . . . „Nun sag mir mal, was du für einer bist!“

Also sich zu behaben und schön zu sein, ist eine zweischneidige Morgengabe. Rosalind von Kressenfels war die Vereinsamteste unter diesen Menschen. Sie wußte auch das nicht.

Um ihn zu schützen vor ihrer Art, hatte die Gräfin Matheis ihren Freund genannt. Sie wünschte, daß sie heute zur Nacht gemeinsam speisten. Nicht in der Halle. Es war dort ein herrlich Beisammensein. Aber es roch nach Öl.

Lieb und warm waren die Worte der Gräfin, die sie an Maris richtete. Sie sprachen von der Freskomalerei, und wie sie schön sei und strahlte. Es war, als wollte die Schöpfung erzehrerisch wirken auf Base Rosalind. Sie sprach von dem Genius, der in Maris schuf. Und sie neigte ihr stolzes Frauentum vor seiner Hoheit.

Gräfin Kolilee wünschte. Die junge Gräfin Rosalind befaß. Sie sagte ihm, daß er doch einmal etwas Neues, Unerhörtes in der Dürre des Daseins sei, das sich durch ihre vornehmen Häuser klimperte wie eine tausendmal gehörte Spieluhr. „Sie werden mir erzählen, mein Freund!“ befaß sie.

Es war wohlthätig, wenn Gräfin Kolilee mit dem dunklen Samt ihrer Stimme den geschliffenen Stahl überdeckte. Rosalind sagte zu allen »mein Freund«; auch zu dem aufdringlichen Bettler und zu dem Wolfshund, den sie mit der Peitsche schlug.

Die schlante Eiselott sah aus wie eine künftige Burgfrau. Vornehm und gemessen war ihre Haltung. Jedes Wort ihrer Rede war ausgewogen. Sie hatte den Wunsch — aber es gelang ihr nicht — zu verbergen, wie weit ihr der Weg erschien zwischen der

Wiege eines Grafenkindes und der eines kleinen Moorbauern.

Sie gingen.

Wunderlich war dem armen Matheis Maris zumute. Welch ein unbeholfenes Ding war nun wieder aus ihm geworden! Und doch hatte er schon so hoch zu Roß gefessen und eine so tapfere Freude an sich selber gehabt!

„Eigentlich wär' es schön, ganz allein auf dem Kressenfels zu hausen,“ dachte er. Und weil es nun stärker dämmerte im alten Turm und schon mehr finster war als hell, versank er in ein Träumen. Es war wohltätig nach dem jähen Einbruch, über den sein Gemüt in gefährlichen Seiltanz geraten ... Auf einmal war er selber ein Schloßherr. Weiße Falken horsteten in einem Turme, der ein machtvoller Rundbau war und auf dessen Dach er manchmal spazierte. Eine Brücke führte daneben über einen Sturzbach. Der Bach brauste dem Turm um die Hüfte; denn die Heidekönigsburg stand in einem Felsgebirge. Dahinter stiegen Bergtuppen empor mit flimmernden Gletschern und Kronen aus ewigem Schnee. Davor aber lag ein weidlicher Talgrund. Sanft läutende Kuhglocken klangen von dort empor durch die Fenster.

Natürlich war Matheis Maris ganz allein in dieser Burg. Die war so groß — er hatte noch nicht einmal alle Räume betreten und alle Treppen überschritten. In den Nächten freischten die Eulen — es war herrlich. In einem Flügel des Schlosses hauste allerlei Getier — so einsam war's. In den Ställen standen drei schwarze stolze Pferde. Auf dem einen ritt er des Morgens in die Berge, oder des Abends, wenn ihre Kronen aus klingendem Golde geschlagen waren. Und die anderen zwei besaß er, weil die blonde

Gräfin Kolilee in jedem siebenten Monate sieben Tage zu Gast bei ihm war. Ihre Dienerschaft brachte sie mit.

Es war auch eine kleine Kirche dabei. Darin brannte ein sehr kleines Licht in rotem Glas. Ein schönes flämisches Gestühl war in dieser Kirche. Davor ein Pult aus gewundenen Säulen vor einem kleinen Altar. Auf dem Pulte lag ein Bibelbuch. In dieser Bibel las Matheis Maris an jedem Tag eine Geschichte. Zumeist aus den Schriften des alten Bundes, von den Männern, an die der Ruf Gottes geschah. Damit er nicht vergaß, zu seiner Zeit in die Kirche zu gehen, war ein Uhrwerk vorhanden, das äutete selbsttätig in seltsam dumpfen Klängen, schreiend und weich . . .

Maris hörte das ganz deutlich. So schön und belebt war der Traum, daß er sich gleich aufmachte, um in langsam abgemessenem Schritte hinabzusteigen in das kühle Heiligtum. Er gedachte heute zu lesen, wie das Wort Gottes geschah zu Abram: Gehe aus deinem Vaterland und . . . Aber als er die Klinke der Tür niederdrückte, war draußen das Licht in der Bußenscheibenlaterne über der Stiege angetan. Diese Laterne gehörte zum Kressenfels. Und der Klang war gar nicht der seines selbsttätigen Läutewerks auf der Heidekönigsburg, sondern es war der Gong, der ihn zum Nachtmahl rief. Gerade sah er den Diener verschwinden, der mit dem Klöppel daran geschlagen hatte.

Wenn Maris nicht von der Kammerfrau Rosina den Zweck jener tönenden Scheibe erfahren hätte, wäre er jetzt wohl belustigt und zu unterhaltsamem Nachdenken in die Traulichkeit der Bücherei zurückgekehrt. Und eine andere Frau, Ditha Rosenbaum, hatte ihn unterrichtet über die Gelegenheiten, zu

denen der Gehrock von gemäßigigt feierlichem Schwung anzutun sei. Die dazu gehörigen Lackschuhe und auch die Hose mit den daumenbreiten Seitenborden trug er an diesem Tag. Es hatte ihn gelockt, zum erstenmal die klare Bügelfalte im Schloß umherzuführen. Er üßte in Feierabendstunden das wachsende Bedürfnis, seinen äußeren Menschen der vornehmen Umgebung anzupassen.

¶ Das war nun wieder einer . . . der wievielte, den er in Matheis Maris entdeckte? Es war da ein Träumer, ein Maler, ein Bauer, ein Gärtner, ein Heidekönig, ein Kunstphilosoph, ein Mystiker. Eine ganze Kompanie konnte er aufmarschieren lassen. Jeder war getauft auf seinen Namen. Sinniererische, spröde, ungelente Gesellen waren darunter. Die jüngste Entdeckung — den langen Flügelmann, der zum Parademarsch ins Leben in Lackschuhen antrat und mit sorgsam gebügelter Hose — hatte er in den letzten Tagen scharf im Auge behalten, denn dieser Kerl hatte sich eingeführt mit einer keineswegs submissiven Beschwerde über wegwerfende Behandlung . . .

¶ Jedoch — es brauchte zu diesen blitzhaft flatternden Gedanken nur so viele Stufen, als von der Tür her Bücherei auf den Gang herniederführten. Und das waren viel weniger als die Zeilen, in denen von diesen Gedanken die Rede ist.

¶ Matheis Maris war zwar aus seiner Natur heraus keineswegs von einem Übermaß an Geschwindigkeit. Aber im vorliegenden Falle warf er sich in Gehrock und Pfeilerspiegel — das letztere ist nicht wörtlich zu nehmen! — und die Luft war noch ganz aufgewiegelt von dem Schrei des Gong, als er schon fix und fertig auf dem Glur dahinschliff.

Da hüpfte Gräfin Rosalind ein schmales Seiten-

trepplein hernieder und wollte wissen, warum er fe'nen Schnurrbart hätte.

Mathe's Maris war gefaßt. Wobei man sich erinnern mag, daß er in vierundzwanzig Jahren seines Lebens höchstens dreimal einen Mangel an Geistesaeqenwart gezeigt hatte. Übrigens: vor kaum zwei Minuten war er selbst noch ein Schloßherr gewesen! Und die Belebtheit seiner Träume spukte als gespensterhafte Wirklichkeit in ihm weiter. Mit dem Selbstbewußtsein des Herrschers auf der Heidsköningsburg sagte er also: „Auch darüber will ich e'nma' nachdenken — wenn ich Zeit habe.“ Er zog das so aus der Scheide wie ein Ritterschwert: auf der einen Seite war's harmlos, auf der anderen von scharfem Schliff.

Rosalind ward durch die Schärfe gefesselt. „Daß — Zeit haben! Es ist gemein, keine Zeit zu haben . . . Ich denke, Sie sind ein Genie?“

Eine Antwort auf diese Frage erwartete sie nicht. Schon wünschte sie zu wissen, was er gedacht hätte, leit sie ihn verlassen.

Solch offenherzige Beierde wäre auch für einen anderen als Mathe's Maris neu gewesen. Der Kedheit, mit der das irregeleitete Bewußtsein bevorzuger Geburt sich in diesem Mädchen aufwarf zu einer Annakung, die so unerhört war, daß sie wieder Natur wurde — dieser Kedheit mußte erliegen, wer nach einer Waffe oder nach einem Schilde suchen g'na, ich vor hr zu Wüken.

Auf das stäte alimmende Feuer in dieser Bauernschmiede aber wirkte Gräfin Rosa'ind als ein Plashalg. „Hm,“ sagte Maris, während sie in das Gelaß neben dem Speisezimmer traten, „ich habe einen meiner wachen Träume gefaßt. Ich war Fucherr auf einem köstlichen Besitz vor Bergen mit ewigem Schnee . . .“

Kolilee und Eiselott waren schon da und saßen einander gegenüber in behaglichen Sesseln. Die Schloßfrau in einem dämmergrauen Abendkleid, prunklos und vornehm. Sie trug eine Perlenkette im Haar.

Er küßte beiden die Hand. Der ungewohnte Ritterdienst gelang; denn diese Begrüßung ward zur Beiläufigkeit, weil die pfirsichrote Rosalind von der Belebtheit des wachen Traumes hingerissen war.

Auch Gräfin Kolilee gelüstete es, von der Burg vor hohen Bergen zu erfahren.

„Eigentlich hätte es sich geschickt, an uns zu denken, Herr Genosß winterlicher Einsamkeiten,“ sagte Rosalind, „aber nun — ich glaube, wir finden auch den Traum interessant.“ Hochgeborener Übermut blühte aus ihr heraus.

Nicht von der gleichen Wirkung ist der gleiche Blißschlag auf den anderen Menschen. Hier tötet er; hier löst er die Lust am jähen Walten geheimnisvoller Kraft; mit ohnmächtigem Zorn erfüllt er dort; und dort bewirkt er stumpfe Gelassenheit des Gemüths. — Mit Dankbarkeit erfüllten die blißenden Gedanken jener Jugend den Matheis Maris. Denn man weiß: nur langsam fand er sich zu den Menschen. Schwerer zu Frauen. Aber am schwersten lag ihm das Wort im Munde, wo man wartete, daß ihm — dem Ungemeinen — jedwede Weisheit von den Lippen funkelte. Solcher Sorge war er jetzt enthoben.

Nicht Zeit zum Sinnen ließ ihm Rosalind, wie man junge Frauen sich sich unterhält. In kindhafter Neugier warf sie ihm ihre Fragen zu. Keine forderte ein schwerwiegendes Rüstzeug der Antwort. Nur durfte zuweilen der feste Sprung nicht verblüffen. Von sich selbst sollte Matheis Maris erzählen, da der hohe Schein der Burg in den Bergen

noch nicht verglommen war in seinen Augen. Dafür war er ihr dankbar. Es war keine unlösbare Aufgabe, kurzweilig und gut zuzuhören.

Nie zuvor hatte er Rechenschaft ablegen müssen über die spukhafte Körperlichkeit seiner Traumgesichte. Sich selber nicht. Nun berichtete er, was er gesehen. Rasch war's getan.

Danach erhob sich Gräfin Kolilee. Sie schritten zu Tisch. Es galt mit diesem Mahle die Begrüßung dreier Gäste und galt die Feier angeregter Heimkehr. Festlich war's, reich und blank. Und für Maris ward ein Märchen Wirklichkeit — abermals.

Seine Erzählung hatte gewirkt wie ein Trunk erlesener Wein. Würzhafte Süßigkeit und heimlich rinnendes Feuer sind holdselige Sährnisse für Frauenjugend. Die Krone jungen Genies nicht minder. Man kannte England, Frankreich, Indien und Australien. Aber die Grenzen von Genie'land lagen weiter hinaus. Man kann da nicht zu Pferd und nicht zu Schiff hinein, und kein Reichtum der Erde reicht hin, sich den Eintritt zu verschaffen. Das macht neugierig. Und nun — der Prinz von Genie'and ist da — so soll er von den Wundern seines Reichs berichten!

Matheis Maris war eine Raupe gewesen — es war ein Falter daraus geworden. Sonnen lachten über ihn dahin. Er breitete die Schwingen, zu sehen, welsch eine Seligkeit das Fliegen wäre . . . Also hatte es sich gewandelt mit ihm seit den Tagen des Herbstes.

Auch Gräfin Kolilee war nicht mehr, die sie damals gewesen.

Novemberwehmut war in der Welt gewesen, als sie mit Matheis Maris in der Halle gegessen hatte. Viel fallendes Laub, dazwischen ein verirrter Sommertag, der das Herz noch feinhöriger macht für das heimliche Weinen in Feld und Wald. Ein Jahr

der Heimatlosigkeit hatte hinter ihr gelegen. Ein Jahr der Stürme. Wurzellos war sie sich erschienen nach dem Abschied aus dem Lande der Jugend, nach Reise, Besitzergreifung, langwierigem Umsturz und dem Entwurfe einer Verfassung für das neue Reich. Die Wagen von Besuchern rollten in ihren Garten, in dem hundert fremde Hände beschäftigt waren, unbekümmertes Wachstum auf Busch und Parkweg zu beschneiden und Verwilderung zu roden, die getrieben in übermütiger Lust am Dasein. Glückstige Gäste führten ihre Neugier durchs Schloß, das mit schlafenden Augen gelegen hatte eine Reihe von Sommern. Es war laut geworden, wo es zuvor allzu leise gewesen war von Sonne und Staub. Darüber war die Seele der Gräfin Kolilee einsam geworden in dieser fremdartigen Heimat — einsamer als sie ahnte.

⚡ Draußen im Lande begann man an ihr herumzuraten. Man löste das Rätsel. Sie kam von Sidney. Wo ist das? Weit weit dahinten, noch hinter Hinterindien! Oh. Sie stürzt das ganze Schloß um! Sie macht aus dem Turm gegen Morgen ein Büchergeläch! Man höre! Bücher von indischen Satiren und Zauberern aus dem Morgenlande stellt sie darin auf. Etliche haben Schloß und Riegel. Und weil sie sich einmal verritten hatte in der Sommerheide und ihr die Nacht und ein Wettersturm auf den Weg fielen, hieß es: Aha, sie reitet am liebsten zur Nachtzeit — wie die Windsbraut.

⚡ Wild und töricht war, was die Fantasie der Menschen hinter die Mauern vom Kressenfels dichteten. Aber es war bis dahin für sie nur ein kleiner Schritt. Denn das Geheimnis fing für ihre müßigen Geister schon an zu weben in der langen Stille, die hinter der hohen Mauer gelegen hatte. Und wenn

damals einer in Mitternächten die Straße zwischen Heidewald und jener hohen Mauer entlangschreiten mußte — nun, hohe Mauern in Mitternächten sind ein willkommenes Versteck für allerlei Spuk.

Was in Wilhelm Kellinghausen von diesem Gerede sich niedergeschlagen hatte, war dagegen anzusehen, wie ein glaslarer Waldquell. Aber das Geheimnis, das sich darin spiegelte, war auch für ihn noch ein Spiel bunt flimmernder Lichter.

Die Schmückung der Halle war der Lieblingswunsch der Gräfin gewesen und war ihre Sehnsucht geworden in Monaten äußerer Drangsal. Diese Schmückung sollte das Letzte sein.

Verlässlicher Geschmaç hatte sie geleitet bei der Neuordnung im Schloß. Dem Überlieferten durfte nicht Willkür oder gar Feindseligkeit widerfahren. Die Launen, die sich zuzeiten Form darin geschaffen hatten, waren zwar barock. Aber heimlich segnende Heiterkeit war dennoch Königin und durfte nicht entthront werden. Es gelang. Dann blieb noch das Letzte. Der Zufall hatte Gräfin Kolilee und Wilhelm Kellinghausen zusammengeführt. Sie ließ dem geflüsterten Räte solchen Zufalls gern ihr Ohr. Aber über Andeutungen einer fernliegenden Absicht war sie dem Maler gegenüber nicht hinaus gekommen. Rasch in ihren Entschlüssen war sie sonst und unbedenklich. Doch — vor der Kunst Kellinghausens warnte sie etwas. Sie trieb nicht zur Eile. Ein Zufall führte sie auch zur Staffelei des Maris . . .

Nah' lag noch alles. Aber die Wandlung an ihr war groß. Im ersten Jahr ihrer Herrschaft war sie noch nicht zu sich selbst gelangt. Jetzt hatte das zweite begonnen. Oh ja, es stand auch manch ausgelassener Ritt in jenem ersten Jahre. Es war ihr gewesen, als könnte sie damit enteilen den unfreudigen Tagen,

den lauten Einsamkeiten im Schloß, der Verödung. Es war ihr auch, als wäre die schwarze Stute selber die Zeit, und sie trieb sie zu weitgreifendem Sprunge.

Kaum hatte sie damals gefragt nach der Vergangenheit des Maris, weil sie ihn in Bedrängnis traf bei allem, was nicht sein Genie anging. Was er ihr aber erzählte vom Glück der Erlösung, das er vor der Heidemühle gefunden hatte, rührte sie wunderbar ans Herz. Es rührte sie seine Armut. Seine Weltentsagung, von der er nicht ahnte, wie ungeheuerlich und seltsam sie war.

Dama's freute sie sich des Zufalls. Sie bedachte, welche ein Glück auch für ihn darin liegen mußte. Nun aber gelüstete es sie, mehr zu erfahren aus seinem Heidekönigreich. Auch wollte sie beflissen sein, den Ernst der Tage ihm zu bekränzen mit den Blumen, die Jugend und Holdseligkeit und geläuterter Frohmuth der Frauen zu vergeben haben.

In der Gesellschaft jugendlicher Freundinnen und Basen war Gräfin Kolilee strahlender, aufgetaner, blühender als dem Fremd'ing gegenüber. — So lag der Grund ihres Wandels zutage.

„Sie sehen mich anders, mein Freund,“ sagte sie. „Nun, wir kennen uns jetzt besser. Ich hab' auch an den Gast vom Kressenfels gedacht, als ich fern war. Zu sehr am Herzen liegt mir das Werk. Und wir gewöhnliche Sterbliche vermögen Kunst und Künstler nicht voneinander zu trennen . . . Vielleicht weil wir Frauen sind?“ setzte sie fragweis hinzu.

„Das ist gefährlich,“ sagte er. „Ich habe nie daran gedacht. Aber ich meine, dann hätten alle Künstler die Pflicht, schön und vollkommen zu sein und groß wie ihre Werte, und hätten die Aufgabe, zu wachsen in allen Stücken wie diese.“

„Nun,“ sagte Gräfin Kolilee, „fast scheint's, dies träfe auf uns zu, mein Freund.“

Er verstand. Ihre Anerkennung tat ihm wohl. „Es ist keine Kunst, ein Mensch zu sein mit leidlich schidlichen Formen, wenn man so über das Maß freundlich aufgenommen wird und Rechte erhält, die sonst wohl nur die Verwandtschaft des Bluts oder die Vornehmheit der Geburt verleihen.“ Er dachte an die Erlaubnis des Reitens und wollt' ihr damit seinen Dank erstatten.

„Oh,“ sagte sie, „es handelt sich diesmal nicht um das, was vor Augen ist. Wir sehen das Herz an. Wie steht's: hätte dieses Herz romantische Träume geträumt in der Hütte auf der Marisheide?“

Über die Stirn glitt seine Hand. „Das Auge auf der Höhe eines Berges übt sich im Sehen,“ sagte er. „Aber auch die Gedanken scheinen zu schwingen in größerem Flug,“ setzte er lächelnd hinzu.

Wär' er ein anderer gewesen, so hätt' er nicht gern rühren lassen an seine kleinbäuerliche Herkunft, und noch weniger gern, seit Rosalind von kleinen Bauernbuben als von einer höchst komischen Erfindung gesprochen hatte.

Aber nun sagte er: „Nein, Bauernart träumt nicht. Bauernart rechnet. Bauernart ist philosophisch; sie ist grüblerisch im Leid und hartnädig in ihren Gedanken. Das Land der Romantik ist ihr verschlossen.“

Es gefiel der Schloßfrau, aus dem Wandel der Träume den Wandel des Menschen sich zu deuten. Es war eine List. Aber niemand erkannte sie; denn auf den Zehen gehen der Frauen Gedanken. Der Besuch auf der Heidkönigsburg vor flimmernden Bergen für sieben Tage in jedem siebenten Monat ließ mancherlei Auslegung zu und manch nachdenksamen Rückschluß.

„Wir werden uns ein Saumtier dazu anschaffen müssen“ scherzte sie, „die Burgen in Genieland liegen hoch, und tief ihre Einsamkeiten. Wie denkt sich der Schloßherr die Unterhaltung der Gäste?“

„Es war ein Traum,“ sagte Matheis Maris.

„hm,“ antwortete sie, „im Reich der Unsterblichen haben die Maße keine Geltung, nach denen wir anderen Raum, Zeit und Möglichkeiten messen. Nun ja, es war ein Traum. Wer weiß, ob es nicht eine Verheißung war?“

„Wunderliche Einfälle hast du, Base Kolilee,“ sagte die Pfirsichblüte, „man kann doch mit nichts keine Schlösser kaufen! Und wenn einer auf einer weißen Ziege gegen eine Narrenburg anreitet, so erscheint nicht gleich der Schloßgeist auf der Zugbrücke und ruft: Treten sie ein, Herr König, wir haben schon längst auf Sie gewartet!“

„Nicht übel,“ sagte die Gräfin. Es fiel ihr ein, daß sich die Vorstellungen des Maris gern in den Geschichten des alten Bundes bewegten. Vergleichung lag nahe. Auch war es ihr Wunsch, den Gast vor dem Übermut Rosalinds zu schützen und ihm Wege zu weisen zu stolzen Zielen des Lebens. „Nicht übel. Jedemnoch: es hat sich ein kaldäischer Ziegenhirt das Land Kanaan erobert und ist ein König geworden darin. Und ein Ziegenhirt ist gewesen der Landverwerfer eines Pharaonen, der den Spott seiner Brüder heraufbeschwor: Sehet, der Träumer kommt daher . . .“

„Vor ein paar tausend Jahren!“ warf Eiselott ein. Sehr nachdenklich war sie geworden.

„Nun, ein Ziegenhirt malt jetzt die Schloßhalle auf dem Kressenstein für zwölftausend Mark. Meinst du, daß es von da aus weiter sei zur Burg vor den

Bergen als aus der Tiefe eines Diehbrunnens zum Thronstuhl des Ägypterkönigs?"

Sie kamen zu Josephs, des Kanaaniters, Traum, und zu den Träumen Abrams und zu der Himmelsleiter des Jakob. — „War nicht jeder ein Prinz aus Genieland?"

Traumauslegung ist zu allen Zeiten kein unvergnüglih Geschäft. In Winternächten vornehmlich, wenn Wind um den Bergfried wandert; wenn aus knisterndem Scheitholz vom Kamin her unzeitlich und zeitlos alte Tage dazwischensflüstern und ein mäßig befeuernder Süßwein die Herzen freudselig stimmt.

Leicht machten es die Frauen dem Gast auf dem Schloß, flug zu reden und den Tieffinn morgensländischer Dichtung zu schürfen.

Gräfin Kolilee hatte zwiefachen Anlaß, sich ihrer List zu freuen. Ungezwungen geriet man über solcher Auslegung lebendiger Träume aus toten Jahrtausenden zu der Erkenntnis: nicht ein willkürliches Treiben fessellos spielender Sinne war die Ursache jener Gesichte. Und nie hätte Verheißung sein können, was Traum war, wäre der Traum nicht zuvor Sehnsucht und Wille und Hochflug der Gedanken gewesen.

Matheis Maris selbst gab ihnen diese Deutung. Mit sieghaftem Lächeln folgte die Gräfin. Dann war er überrascht, als sie ihn beim Wort nahm und sagte, Sehnsucht und Wille und Hochflug der Gedanken seien auch die Blüten gewesen, deren Duft ineinandergeronnen zu dem verheißungsvollen Traumgesicht im Büchersaal.

Die Uhr im Turme schlug zwölf. Vom Kaminsims her sicherte es der schrulligen Alten mit heller Stimme unter einem Glassturz hervor hinterdrein.

Da mahnte die Gräfin zum Aufbruch. „Es war

anregsam," lobte sie und reichte Maris die Hand, „ein bißchen spukhaft manchmal, wie es sich für ein Schloßlein schickt, in dem viel alte Damen und Herren Heimrecht haben . . ."

„Wie hast du vordem die Abende hier allein verbracht, Base Kolilee?" forschte die gemäßigte Eiselott.

„Oh," sagte sie, „zuweilen langweilte sich Vergangenes ungeduldig durch die verwaisten Gemächer. Heut war es nicht so. Ich bin überzeugt, nicht nur für die Lebendigen war's eine Schneenacht voll bereichernder Kurzweil. — Du bist sehr still geworden, Base Rosalind."

„Ja," sagte sie. „Ein merkwürdiges Haus, wo Bauern wie Könige reden . . ."

„. . . und Könige sich ihr Land bestellen wie Bauern," vollendete die Gräfin.

Während auch Eiselott Maris die Hand reichte, flatterte die Pfirsichblüte grußlos davon.

„Es war ihr erstes wahrhaftes Erlebnis," sagte Kolilee. „Wir werden sie in unsere gärtnerische Pflege nehmen, mein Freund."

Sie gingen auseinander.

Hinter dem Pfeiler, bei dem drei Stufen zu dem Flur führten, an dem die Gemächer der Mädchen lagen, wartete Rosalind. Sie legte ihren Arm um Eiselott. „Du," sagte sie, „hübsch war's und seltsam. Aber was meinst du zu Base Kolilee?"

„hm Dies Träumedeuten ist deutsam."

„Hab acht, Bäschen: Es ist nicht gleichgültig, was einem im Traum erscheint in der ersten Nacht unter gaslichem Dach."

„Oh Weisheit," spottete Eiselott, „hast du nicht gelernt: auf einen Krebs, auf einen Fisch, ja selbst auf einen Prinzen aus Genieland kommt's nicht an,

so er über die Hürde der Vernunft hinauswischen und von ungefähr durch deinen Schlummer trottet . . .“

„ . . . sondern auf Sehnsucht und Willen und den Hochflug der Gedanken, Gräulein Schulmeister!“

Was ihr Rosalind in ihrer blühhaften Art zurückgab, fing Liselott geschickt: „Ich erteil' dir die Note Eins, Gräulein Base, und die Anmerkung ins Zensurbuch: Fleiß und Aufmerksamkeit sind nunmehr löblich. Nur das Betragen läßt leider immer noch vieles zu wünschen.“

So kicherten sie sich über die Stiege. Sie blieben stehen auf dem verwinkelten Stur, im Schein der Laterne, die an mäßigem Kettlein über dem Gang hing. Gedämpftes Licht fiel über sie. „Du bist schön,“ sagte Liselott.

„Träumst du schon, Bäschen?“

„Hast du gehört: »Herrin« hat er zu ihr gesagt — zweimal.“

„Er ist nicht ungeschickt.“

„Und bei Kolilee ist Sehnsucht und Wille und sehr romantischer Hochflug der Gedanken, dünkt mich. Hab acht, Rosalind!“

Ein Erker hatte das Schlafgemach der Gräfin Kolilee. Dort legte die Kammerfrau Rosina die Perlenkette auf ein Tischlein, die sie der Herrin aus dem Haar gelöst hatte. Es war viel Zeit verstrichen, seit man auseinandergegangen, ehe Rosina gerufen worden war. „Spät ist es,“ sagte die Kammerfrau. Sie warf einen Blick durch das Fenster des Erkers: „Sieh da, auch unser Maler hat noch Licht!“

„Unser Maler? So so,“ sagte Kolilee lächelnd. Die Kammerfrau hörte die Verwunderung nicht, die in der Frage lag. „Nun ja, andere Begabung

fordert andere Pflichten, Rosina. Der Maurer und Tischler werkt und schläft nach dem Zeitmaß der Stunden. Aber im Reiche der Unsterblichen schlagen die Uhren nicht. Dem jungen Meister wird ein neuer Stern aufgegangen sein . . . Was meinst du, Rosina?"

„Ein Stern aufgegangen?“ fragte sie. Merkwürdig erschien ihr diese Rede. „Was soll unsereiner dazu sagen? Leicht ist's Fürwiß. Ich hab noch den letzten Wischer im Gedächtnis. Gesegnete Ruhe wünsch ich.“ Sie tat die Lampe aus und lächelte sich von hinnen.

Matheis Maris saß am Schreibtisch und zeichnete. Vornehme schöne Frauenjugend in altertümlichem Gemach am Kamin, an dem sich vielleicht vor zweihundert Jahren ein Kressenfels das Zwidern der Gicht vertreiben wollte, die er im Dreißigjährigen Krieg aufgelesen. Oder es hatte einer vor diesem Kamin Betrachtungen angestellt über die Hinfälligkeit des Leibes, der unter dem großen Friedrich wider die Österreicherin gekochten. Nun war ein junges Geschlecht vom Winterwind davor zusammengeweht worden und hatte Träume gedeutet, die vor ein paar Jahrtausenden im Tale des Jordan gewachsen waren oder auf den Weiden am Euphrat . . .

Auch in dieser nachmittäglichen Stunde übersann Maris die Geschichten, von denen sein Geist gelebt hatte in Kinderjahren. Um vieles schöner und tiefer erschienen sie nun dem Mann. „Es hat kein Volk eine Dichtung wie jenes,“ sagte er, „alle Größe, Weisheit und Kraft ist darin begriffen.“

Wunderlich spielte das Schicksal. Wie er sich vor einem Jahre den Traum Samuelis gedeutet hatte: »Hier bin ich, Herr, du hast mich gerufen« . . . da war

es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß er über eine kurze Spanne zu Betrachtungen in der gleichen Sache mit drei jungen Schloßfrauen an einem Kaminfeuer sitzen würde.

Schön war das Bild gewesen, das sein Maler-auge in dieser Nacht gesehen. Die hohe Lampe war in den Erker gestellt. Vom glühenden Stoß der Scheiter ging rotes warmes Leuchten hinaus ins Gemach und liebte das Antlitz jugendlicher Frauen. Matheis Maris hatte mit dem Rücken gegen die Öffnung des Kamins gesessen. In tiefem Schatten hatte sein Antlitz gelegen. Die Gräfinnen lauschten auf den ruhig bewegten Klang aus fremden Gärten, durch die er sie führte. Aus dem Dunkel heraus sprach sein Mund, leuchtete sein Auge . . .

Dies Bild wollt' er nicht vergessen. Köstliche Lichter lodten ihn und Farben aus Märchen. Das alte Gemach, die Zeiten, die darin lebten — der Schloßfrau zum Gastgeschenk wollt' er dies Bild malen, in Maßen, wie er sie nie zuvor gewählt hatte. Lebensgroß. Und warm wie das Leben selber. Er wollte Gräfin Kolilee bitten, das Bild im Bücheraal des Turmes aufzuhängen zu geneigtem Gedenken. „Der Traumdeuter“ sollt' es heißen. Aber er verwarf diesen Titel. — „Träumedeuten“ war besser. Es schien ihm, er dränge sich über das Maß hervor in der anderen Benennung.

Auch war die Weihnacht nahe. Und es war eine willkommene Gelegenheit der schönen Gastgeberin zu danken und sie zu überraschen.

Eine Farbenskizze warf er ins Buch . . . Die Nacht schritt weiter. So voller Leuchten war sie! Und so voller Leuchten war er selber — es schien: zu ewigem Verbleiben in seinen Sinnen standen die Eindrücke dieses Zusammenseins.

Da war es, als streifte draußen ein leiser Schuß. Er vernahm's kaum. Die Türe vom Flur her ging auf. Rosina kam herein. Es war nahe vor Tag.

„Im Reiche der Unsterblichen schlagen die Uhren nicht.“ Sie wiederholte die Worte der Schloßfrau, die die um Mitternacht zu ihr gesprochen. „Unser Herr sollte nicht die ganze Nacht versitzen, wenn ihm ein neuer Stern aufgegangen!“ schalt sie.

„Ein neuer Stern aufgegangen? . . . Die Sterne verlöschen am Tage, Rosina.“

„Im Reiche der Unsterblichen nicht,“ sagte sie. Merkwürdige Reden führte die Kammerfrau.

Ungebärdig fuhrn Stürme durchs Thal der Elbe. Ein schmergrauer Himmel lag über dem Land. In der Halle des Schlosses hätte ein großes Licht über Tag wohlgetan; der Wind blies Schlick an die Scheiben. Das Werk des Malers ruhte.

Als sich die Stürme verlaufen, schneite der Schnee ohn' Unterlaß. Gräfin Kolilee hatte solch Ungestüm deutschen Winters noch nicht erfahren. Im Vorjahr war es ihm nicht ernst gewesen damit. Da hatte sie gescholten auf das beschaulich nichtsnußige Dasein des Rennschlittens mit dem blauen Sammetaus Schlag, der im schützenden Mantel an der Decke des Wagenschuppens hing, den Motten zum Fraß.

Nun aber wollte sie im Schlitten durch den verschneiten Forst gleiten! Es dünkte sie lieb und begehrlieh, dahinzuträumen beim Spiel der feinstimmten Glocken. Sie selber schüttelte das Geläut im Hof. Weihnachtlich und märchenfroß ward ihr dabei ums Herz, und sie begann zu verstehen, wie Heimlichkeit, Wunsch und Wunder die Seelen sich stimmten und in aller Augen der Schein einer Sehne

sucht kam nach den Lichtern geschmückten Tannenbaums in dieser lichtarmen Zeit. Es weihnachtete schon in diesen Augen.

Sast zürnte sie dem Maler, der nun so abseits ging. Manchmal fiel es ihr ein, ihm in der Halle zu begegnen. Aber seit der Deutung der Träume war er ein einziges Mal in einer frühen Vormittagsstunde dort gesehen worden.

„Es will mir scheinen, unser Gast ist in Winterschlaf gesunken,“ sagte sie zu Rosina.

„hm,“ machte die Kammerfrau, „nicht von ungefähr spart die Sonne in dieser Zeit ihr Licht. Man soll nicht alles ergründen wollen, was nach Derborgenheit drängt.“

Die Gräfin faßte Rosina scharf ins Auge. Nicht geziemend erschienen ihr wieder einmal die Worte der Dienerin. Aber Rosina senkte diesmal die Lider nicht. „Nun ja,“ sagte sie, „es ist doch der Monat großer Geheimnisse, Herrin! Ich mein', unser Gast wird die kurzen Tage in seiner nachdenksamen Art schon ausnützen, daß es in seinem und unserer Herrin Sinn ist.“

Ahnungen stiegen auf in Gräfin Kolilee. Im Jahre zuvor war sie erst wenige Tage im Schloß, und von dem lieblich feierlichen Klang einer deutschen Christnacht war da nicht viel zu spüren gewesen.

Die Gelegenheit nahm Rosina wahr; denn sie erkannte, daß die Gräfin des nahenden Fests auch heuer noch nicht in üblicher Weise gedacht hatte. Es war nicht leicht, anzudeuten und doch nicht zu verraten, was Matheis Maris über Tag trieb und weshalb er fast unsichtbar geworden war seit den Träumereien vor mittelalterlichem Kamine.

Auch Liselott und Rosalind hatten ein auffällig Gefallen gefunden an der Stille ihrer Mädchen-

gemäcker. Es war nicht anzunehmen, daß sie ihr Auge ergöhten an dem gleichmäßig liegenden Weiß der Landschaft und der fargen Einförmigkeit der Lichter unter sacht schneidendem Gewölk.

In jener Stunde gewährte die Gräfin: was ihr so fremd und mittwinterlich erschienen, war geheimnisreich und voll Liebe. Doch wie die Herrin nun mit fragenden Augen dem weihnachtlichen Wandel nachzuspüren begann, lachte Rosina und warnte vor schädlicher Neugier.

Indes hatte Matheis Maris ein Schild gemalt für die Tür der Bücherei im Turm. Außen hatte er's darangeschlagen. Ein winterlich Idyll aus dem Forste stellte es dar: verschneite Tannen mit einem großen philosophischen Raben als Wächter. Kunstreich und mit altertümllichem Schriftwerk stand darauf geschrieben:

Allhier ist der Eintritt verwehrt durch Zweigwerk,
vom Winter verhängen.
Schneefönigs Schloß ragt hinter den schlafenden
Tannen.

Niklas der Gute ist Wart; und während die Welt
in Starrnis,

Wachsen wie Träume Goldäpfel aus seinen Händen,
Und der finstern Welt ersinnt dieser Torwart das
Licht.

In der Nacht hatte Maris die Verse gedichtet. Er hatte dazu einen Armvoll Bücher aus dem Turm hinüber in sein Gemach geschleppt; denn er gedachte, sich Rat einzuholen, wie man strahlende Worte in zeitgemäßen Schwunge zu gereimtem Zierat flicht.

Aber es war eine niederträchtige Kunst, Reime zu finden, die sich ohne Vergewaltigung in die mühsam gebundene Ranke des Verses schmiegen! Auch er-

wies sich sein Mühen vergeblich, der gereimten Strophe den Sinn zu geben, den er sich dafür erdacht hatte.

An drei Stunden war er beflissen, also das Gefäß für seine Gedanken zu formen. Aber immer, wenn er gemeint hatte, jetzt sei der zierliche Becher zustande gebracht und mit schalkiger Weisheit gefüllt, war es ein ungefüges Ding worden und nicht wohlgeeignet, daß er es der Herrin entgegenreichte, wenn sie einmal die Lust anwandelte, über die hohe Schwelle der Bücherei zu treten.

Nach drei Stunden hatte er sich einen gelinden Schweiß auf die Stirne gedichtet. „Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank,“ sagte er mit Ergebung. Auch im übrigen ließe sich das Bild von der Auster nicht übel auf seinen dichtenden Zustand anwenden, dachte er . . .

Da versuchte er's mit den launig hüpfenden dactylischen Maßen. Er wog und standierte, und mit der Form kam er leidlich zustande. Aber so malerisch schön als Bild ihm der verschneite Waldwinkel im Kopfe gestanden hatte — im metrisch gefügten Wort war ihm aller Glanz der Farben verlorengegangen. Auch war nur der Anfang seiner Gedanken in den fünf Versen niedergeschlagen; und er berechnete, daß er leicht zwei Bogen vollschreiben und alle Nächte bis zum Beginn des Frühlings dichtenderweise zubringen müßte, wenn er erreichen wollte, was ihm der freundliche Einfall verhieß.

Jedennoch: den Versen war nicht anzusehen, daß sie in Schmerzen geboren waren. Auch schien es ihm schidlicher, die Gräfin in leicht hintanzenden Worten zu warnen, als mit hartem »Eintritt verboten!« Vielleicht hätte sie es dann erst recht gelüftet, nachzuschauen, wer denn in ihrem Schloß solch eine Macht und Kühnheit besäße.

Im Verse ward das Gebot zur Bitte. Und bei einigem Nachdenken war aus der Inschrift wohl auch zu erraten, es handelte sich um ein weihnachtliches Geheimnis, das hinter der Türe webte.

Rosina führte die Herrin zum Lesen der Schrift und zur Betrachtung der Malwerks über die Stiege zur Bücherei. Auf den Zehen schritten sie. Es gefiel der Gräfin sehr wohl.

„Was meinst du, was unser Maler hier treibt?“

Rosina wußt' es genau. Sie hatte in geschickter Stunde ihm das dämmergraue Abendkleid in die Bücherei gebracht, das die Gräfin beim Träumeden getragen, und auch Liselotts seegrünes Gewand mit übergeworfenem Gewebe, daß es aussah wie junger Frühling im duftigen Schleier des Abends.

Aber Rosina hatte dies alles vergessen. „Er scheint den Knecht Tillas bei sich zu haben,“ sagte sie sehr harmlos und deutete auf die Schrift. „Vielleicht vergolden sie Äpfel miteinander für die Weihnachtstanne. Wenn es die Herrin nicht errät . . . unsereiner ist nicht so geübt im Lesen von Dichtwerk.“

„Es wird Zeit, daß auch wir an die Wunder dieser Nacht denken!“ Die Gräfin lächelte.

Von da an hatten die Tage Rauschgold auf den Flügeln. Mitunter war ein Sünklein heruntergeweht und lag vor den Schwellen. Das Bildwerk im Turme gedieh. Es war für Maris eine herrliche Zeit. Wehmüt beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß auch dies dereinst vorüber sein würde — ein Traum, ein Traum.

Selten sah man sich. Dann war man geheimnisreich und ratetroh in Blick und Wort.

„Ich glaube, unser junger Meister ist längst nicht mehr zornig auf die feindselige Dämmerung des Winters,“ sagte die Gräfin eines Tages. „Sein

hellere Blic läßt erkennen: er betreibt die Kunst der Unsichtbarmachung mit gutem Ertrage für sich. Nun, wir werden uns schadlos halten müssen für diese Unsichtbarmachung in den Tagen nach dem Feste," lachte sie. „Und heut wollen wir Schlitten fahren, zu viert! So ist beschlossen im Räte der Frauen. Zur Ceestunde werden uns die Glocken hinausläuten zur flinken Fahrt durch den Forst.“

Übrigens war der Schlitten mit dem neuen Ausschlag von moosgrünem Samt an diesem Tage nicht erst aus der Remise getan, die neue Aufmachung zu erproben. Rosalind, Liselott und die Gräfin waren viel unterwegs gewesen, allein und zu dritt. Immer waren sie heimgekehrt aus der Stadt in die Einsamkeit ihres Berges, reichlich mit Padwerk versehen.

Es dämmerte klar und kalt. Die Sichel des Mondes hing schon festlich gepuht am Himmel. Matheis Maris saß auf dem Vordersitz neben Rosalind, Liselott ihm gegenüber neben der Gräfin. Die Welt war gefroren. Veilchenblau wob die Kälte am Westhimmel um die noch glühenden Pfeiler des Sonnentors. Der Abendstern stieg in hartem Glanz über den Horizont.

„Wir wollen heut abend wieder Träume deuten," sagte Rosalind — „nicht wahr, Liselott?" Sie hing diese Frage an jeden der vielen Wünsche, die sie hatte. „Auch will Liselott malen lernen. Nicht wahr, Liselott? So schön, wie es Herr Maris kann. Nicht wahr, Liselott?"

Still und noch deutsamer war die schlanke Liselott auf dieser Fahrt.

„Ich habe noch keinen das Malen gelehrt," sagte Matheis Maris, „keinen, als mich selber. Das war ein mühevolleres Werk, fast so schwer wie das Dichten. Aber es war schön und dauerte zwölf Jahre.“

Da staunten sie.

„Zwölf Jahre? Hörst du, Eiselott? Inzwischen bist du mäßig angejahrt, Bäschen! Aber ich glaube, du bist auch darüber nicht traurig; denn solch eine Anjahrung ist unterhaltsam, sofern sie richtig betrieben wird. Und wenn sie einmal schmerzvoll wäre und wehmütig — nun, auch Schmerz und Wehmut können süß sein, sagen die Dichter . . . Nicht wahr, Eiselott?“

Das alles und noch mehr klingelte so heraus aus der Pfirsichblüte und schwamm in den silbernen Bächlein nach rückwärts, die sich aus den Glocken zu Seiten des Schlittens dahinträllerten, kling — dilling — dilling.

Die Gräfin aber bekam strenge Augen. „Es ist die Zeit der Geheimnisse, Rosalind,“ mahnte sie. Allzu eindeutig erschien ihr das junge Geplauder. „Ob wir zum Lehren und Lernen kommen auf dem Kressenfels?“ sann sie laut . . . „es scheint mir doch ein wenig zweifelhaft! Zu groß ist das Werk, das wir vorhaben, die Tage sind kurz, und es ist eine umfangreiche Festordnung aufgestellt für die ersten Wochen des neuen Jahres. Eine Schloßfrau hat Pflichten. Es ist mir in der Gesellschaft schon übel vermerkt worden, daß ich mich darauf ein Jahr besonnen habe.“

Rosalind merkte: es war ein Vorwand. Es lag sonst nicht in der Art Kolilecs, acht zu haben auf das, was ihr die Welt etwa übel vermerkte.

Der Schnee war scharlachrot gewesen, er hatte sich zu Purpur verwandelt und er ward nun zu klingendem Silber.

Sie sprachen im Schlitten von der Zeit nach dem Fest und von Tagen äußeren Glanzes. Sehr still war Matheis Maris geworden.

„Wo weilen des Meisters Gedanken?“ fragte Gräfin Kolilee.

Es war ihm anzusehen, daß er sich nicht leicht zurüdfand. „Ich war in Palästina.“

Rosalind sagte, das sei zum Rasen belustigend. „Hätt' es nicht näher gelegen, über einen Lehrgang der Malerei nachzudenken?“

Gräfin Kolilee schupfte die Lippen. Sie wußte, wenn Matheis Maris Sehnsucht nach dem Jordan bekam oder in Gedanken auf dem Kamele durch die Steppe ritt, dann waren die Tage in Deutschland nicht geeignet zu heiterer Rundschau. Sie ahnte die Ursache. Die Gesellschaften, auf die sie ausgeblidht hatte, wirkten auf ihn wie ein Gespenst. Aber sie sagte nicht ohne Herbheit: „Man wird sich auch an kleine Hausfeste gewöhnen. Die Welt ist kein Kloster, und das Leben hat sich seit der Zeit der Hirtenkönige gewandelt.“

„Auch die idyllischen Tage vom Kressenfels sind schön und innig,“ sagte Eiselott, „zuerst bangte mir ein wenig davor, Base Kolilee. Nun aber freu ich mich auf den Sommer, weißt du, wenn das Leben sich mir so zu Füßen dahinlebt! Ich werde mir einen Plaß auf der Plattform des Bücherturms wählen und mir einbilden, ich wandelte in den Wipfeln der alten Kastanien.“

„Weithinaus reichen deine Pläne, mein Kind,“ sagte Kolilee. Es deuchte sie, sie hätte auf dieser Fahrt Ursache zu mancherlei Unzufriedenheit: den Mädchen war außer den Weihnachtsgeheimnissen in ihren Gemächern Muße geblieben zu Gedanken von sehr romantischem Hochflug! Und Matheis Maris war in Einsamkeiten untergegangen — wie in früheren Tagen; er sah der Zeit gesellschaftlicher Zerstreungen im Schloß mit bittersüßen Mienen

entgegen. — Es war nicht alles, wie Kolilee es wünschte. „Es ist nicht gut, daß wir uns allzusehr selbst überlassen,“ sagte sie; „wir werden heute gemeinsam zur Nacht speisen.“

Der Raufrost froh an das Pelzzeug. Rosalind besann sich: wenn Matheis Maris einen Bart hätte, würde er jetzt aussehen wie der Knecht Rupprecht, „... nun aber höchstens wie Joseph der Träumling oder wie jener Jakob, der auszog ... ja, wie war das doch? — sieben Jahre um Rahel zu dienen.“ Darauf kam es ihr an.

Auch dieser Nachsatz stimmte Kolilee nachdenklich. „Die Dichtung der Hebräer spielt eine ungewöhnliche Rolle auf dem Kressenfels,“ sagte sie. „Wir werden die Tage wieder ein wenig mehr auf uns selbst einstellen.“

Dichter spann sich der gefrorene Hauch, spann sich um Haar und Hauben; allgemach gefroren die Worte im Munde.

Gräfin Kolilee dachte daran, in einem Zwiegespräch Rechenschaft zu fordern von Rosalind über manch' allzu beschwingte Rede im Schlitten. Aber sie verwarf das. Eindeutig genug war, was Rosalind gesprochen ... Kling—dilling — dilling — der Klang der Glocken ward lichter. Die Pferde trabten vom Weißen Hirsch die scharfabbfallende Straße hernieder. Man glitt durch die Torfahrt.

Das Nachtmahl ward später aufgetragen als sonst. Und mit besinnlicherem Antlitz erschien die Gräfin. „Wie gefiel euch die Fahrt?“ Die Frage in ihrer vertraulichen Form war auch an Maris gerichtet.

„Sie war allzu nachdenklich“ sagte Rosalind kritisch.

„Sie hätte nachdenklicher sein können,“ sagte Eifelott.

„Sie führte durch innig schlummernden Forst,“ sagte Matheis Maris — „wir haben die nahe Schönheit an uns vorbeisliegen lassen und den Blick in Gegenden gerichtet, in die es ihn kaum zu sehen gelüftet.“

Die Gräfin verstand ihn. Willfährig war er ihren Wünschen und war ihr dankbar. Aber mit jener Ankündigung winterlicher Feste im Schlosse hatte sie einen Sturm in sein Herz geblasen. Sie rührte an diesem Abend nicht wieder daran. Daß er sich das Leben als ein Idyll dachte aus der Zeit, da Abrahams Träume wahr wurden, das war nicht ihre Schuld. „Es ist seine Herkunft und seine verkümmerte Jugend,“ dachte sie. Weit, weit vorbei sann sie an Matheis Maris in diesem Augenblick. Aber sie hatte den Wunsch, ihm die Krone irdischen Lebens zu geben und freute sich der allseitigen Förderung, die sie ihm angedeihen ließ.

Wenige Tage waren es noch bis zur Weihnacht. Davon sprachen sie nun. Und daß sie selber gehen wollten, die Christtanne zu fällen — morgen gegen Abend.

Der Einfall war lustig und ungewöhnlich. Er hob den letzten Rest von Spannung.

Weil die Räume im Schlosse niedrig waren, wurde die Halle zur Feier bestimmt. Auch das Gesinde sollte dort seine Gaben erhalten und sich mit um die Tanne versammeln, die an vierundzwanzig Schuh hoch sein durfte.

Anderen Tages rüsteten sie zum Werk.

Es lag weit draußen ein Stück Forst, das zum Schlosse gehörte. Gegen Abend brachen sie auf. Rosalind hatte sich mit einer mäßigen Pflöfssäge bewaffnet. Maris trug die Art. Der Schnee kreischte unter ihren Sohlen. Die Nacht war mondlichtklar,

und die Stämme der Föhren trachten im Forst. Ein Gatterwagen lief hinterdrein, den Baum heimzuführen.

In blausilberner Kälte gelang das Werk. Die Sterne zitterten. Aber die vier blühten über und über in weihnachtlichem Frohsinn.

Einen Kreuzfuß für die machtvolle Tanne hatte Maris zimmern lassen. Er fügte das Wurzelende des Stammes noch am selben Abend darein . . . weil der Frost aus dem Baume weichen sollte, und damit er bei Anlehnung draußen das Regelmaß der Form nicht verliere — sagte Maris. In Wirklichkeit geizte er mit der Zeit. Er ahnte Furchtbares für sich, wenn die Tage ihm durch verliebte Kleinigkeiten und süßloftendes Geheimnis zerstört würden. Vergnüglich sah er solchem Spielwerk zu — aber selber in diesem Spiele zu treiben, dazu war er nicht gemacht.

Er hatte den bunten Glanz der Stunden bis zum Feste nicht wohl ermessen, als er die Frist wog, die zur Fertigstellung des Bildes nötig war. Diese Frist ward nicht länger — auch nicht durch die freudige Hilfe der Damen, die ihm bei der Bereitung der Tanne zur Hand waren; und die Frist ward nicht länger — selbst nicht durch den würzigen Punsch, den Gräfin Kolilee in später Stunde auftragen ließ.

Doch — als die Mitternacht schlug, lag die Halle und schlief. Der Tannbaum stand inmitten. Er erreichte die Kuppel fast mit der Spitze. Frostnacht und Mondsilber lagen noch heimlich glihernd darauf. Und ringsum schlief das Schloß. Nur die Eisblumen an den Scheiben trieben mit geheimnisvollem Knistern empor. Da schlich Matheis Maris auf weichen Schuhen zur Thür von Rosinas Kämmerlein.

„Rosina,“ bat Maris, „all meine List hat keinen andern Ausweg gefunden! Wo die Tage zu kurz

sind, muß die gütige Nacht uns Helferin werden. Auf, Rosina! Tragt alle hohen Lampen in die Bücherei! Unausdenkbar wäre der Spott, wenn ich mit halbfertigem Werke vor dem Christkinds „erschiene!“

„Schon gut,“ sagte Rosina,

Matheis Maris hatte sich das Werk auch diesmal leichter gedacht. Doch es gereute ihn nicht. Malenderweise stand er bis ins Grauen des Morgens.

Als Rosina da leise die Tür aufthat, den nächtlichen Raub wieder an Ort und Stelle zu tragen, saß er in mittelalterlichen Sessel gelehnt. Er hatte die Ellbogen auf den Armrasten und die Hände im Schlummer gefaltet. Das Haupt war geneigt.

Auch die besorgte Kammerfrau faltete die Hände. Dann rührte sie ihn an und nannte fast flehend seinen Namen. Er hörte es nicht. Da ließ sie ihn schlafen.

Sie aber wandte sich nach dem Bilde. Sie hatt' es gesehen — kaum über die Grundierung hinaus war es damals gediehen. Wüßt hingestrichene Farbflede, grau wie die Dämmerung, grün wie der See, rot wie die Pfirsichblüte bedeuteten sie damals: daraus sollten Kleider entstehen. Aber sie ahnte nicht, daß Gewebe und Stoffart von solch verblüffender Feinheit in malerischer Darstellung sein könnten. So war sie versucht, im halben Licht ein wenig mit dem Finger zu tupfen, ob nicht das seegrüne Schleiertleid der Gräfin Eiselott in Wahrheit über die Leinwand gehängt sei.

Lange stand sie. Es war eine sinnvolle Morgensandacht. Überirdisch war ihr zumute. So ließ sie den Tag hell und heller durchs Bogenfenster scheinen; denn was ihr nun die Pflicht gebot, war unverdächtig und nicht eilig: sie trug die Lampen hinaus

auf den Flur, stellte sie dort in Reih und Glied und dachte des Wortes der Gräfin: „Im Reich der Unsterblichen schlagen die Uhren nicht.“

Sast wunderte sie sich, daß einer, der das vermöge, des Schlafs bedürfte wie sie! Es ward ihr wohl bei dem Gedanken, der Herrin nach dem Feste berichten zu können, wie einer sein Werk wirkt, der über das Maß der anderen hinaus mit Gaben gesegnet ist.

Der heilige Christ stand vor der Pforte des Schlosses. Mit lauschenden Sinnen lehnte er draußen — ob man bereit wäre, ihn würdig zu empfangen. Ein Frost froh, daß die Uhr im Turme den Dienst aufgesagt hatte bis zu gemüthlicherer Zeit. In dem großen Kachelofen der Halle brannte seit zwei Tagen verheißungsvoll freudiges Feuer. Am Abend zuvor hatten die Damen und Maris die Kerzen an der Tanne aufgesteckt. An dreihundert waren nötig gewesen für den machtvoll sich breitenenden Baum. Auch hatte Maris im Mondschein einen Stoß aus der Haselstaude geschnitten, an achtzehn Schuh lang, und oben eine Kerze daran befestigt — zum Anzünden der Lichter in der Christnacht. So war alles bereitet.

Als die Dämmerung hereinsank mit dem Glanz der Weihnacht in den Augen, schritt Matheis Maris den Flur vor den Gemächern daher. Sein Herz war gesegnet vom Glüd an gelungenem Werk.

Die Gräfin hatte kurz zuvor noch aufgemerkt; denn harter Hammerschlag war erklingen in der Bücherei. Es war zu erraten: ein Meißel wurde dort in das alte Gemäuer getrieben.

Nun war auch dies geschehen. Das Bild hing

an seinem Platz. Der Gedanke, es in die Halle zu bringen, war verworfen. In anderem Licht versank viel malerisches Feinwerk. Auch wäre die Hintragung zur festlichen Stunde ein schlechtbedachter Anschlag auf die Stimmung der Herzen gewesen.

Als Gräfin Kolilee des Malers Schritt vernahm, trat sie heraus. „Ah,“ sagte sie, „man erzählt, auf Schloß Kressenfels sei einer zu Gast, ein Meister in seinem Fach — ja, der größten einer, trotz seiner Jugend, sagen etliche. Dieser Meister sei seit Tagen abhanden gekommen ...“

„Er hat sich wiedergefunden und bittet um die Erlaubnis, zwei Löcher in die freie Wand der Turmbücherei schlagen zu dürfen. Zwar, das Werk ist bereits vollbracht ...“

„Dann werden wir diese Erlaubnis wohl auch erteilen,“ sagte die Gräfin voll belustigender Hoheit. „Nun aber tut Eile not. Es schummert schon, und Sie laufen noch mit Pinsel und Farbtopf einher?“

„Ja,“ sagte er, „ich hab dem Gemäuer die Wunden sachgemäß verbunden, damit die Herrin nicht schilt.“

„Da das Christkind an Ihnen vorüberzugehen scheint — es sei denn, die Bäschen im oberen Stockwerk planten eine Überraschung,“ sagte Kolilee, „so hab' ich gedacht: es wäre nett von Ihnen, wenn Sie die Unsichtbarmachung und Verstocktheit aus jüngster Zeit wieder gut zu machen gedächten durch die Hilfe, die Sie mir von jetzt ab leisten.“

Sie winkte Maris frohen Herzens in ihr Gemach. Da lag glückselige Weihnacht in hellstimmender Herrlichkeit. „Keine dienende Hand soll mit rüsten, kein Auge meiner Leute fürwähig ein Geheimnis vorwegnehmen. Ich weiß mich in zwiefacher Schuld. Ich will's abtragen,“ sagte die Gräfin „aber Sie kann ich nicht länger missen, mein Freund!“

In wunderbar warmem Ton sprach sie die letzten Worte.

Dann ging's an ein Werken. Matheis trug Tisch und Tischlein hinab in die Halle; weiße Decken und Deckchen dazu die Gräfin. In Körben und Päckchen schafften sie die Geschenke hinüber, bauten auf, wählten, ordneten, bekamen blühende Herzen und schufen ein liebliches Bild für das Auge. Groß war die Menge der Dinge, mit denen das Christkind hier eingezogen: Nützliches, Schönes, Buntes, Lustiges — was das Glück sich erdacht hatte in heiterer Spende-laune, war da!

Nicht müheelos war es, jedem das Seine zu finden.

Einmal, als Matheis Maris in bedrohliche Nähe eines dichtverhängten Tisches geriet, der hinter schützendem Pfeiler geborgen war, erhob die Gräfin warnend den Finger. Dann deutete sie nach jenem Tisch und sprach die Verse des Maris, die ihr selbst in vergangenen Tagen den Eintritt zum Büchersaale gewehrt hatten. Ohne Stoden und Fehler und mit schön belebtem Schwunge sprach sie das kleine Gedicht.

„Hab' ich nicht brav gelernt? Also loben Sie mich, mein Freund! Man darf nicht kargen mit Anerkennung Frauen gegenüber. Ist Liebe für uns die Sonne, darin jedwede Frucht zu voller Süße gedeiht, so ist uns das Lob der Mond, in dessen sanfterem Lichte sich das Gemüt nach Fleiß und freudigem Sorgen erfrischt wie im Tau einer mildlächelnden Nacht.“

„Ich bin des Lobes voll,“ gestand Maris, „aber Sie sehen mich erröten, Herrin. Ich glaube, ich hätte besser gedichtet, hätt' ich geahnt, daß ein so stolzer Mund sprechen würde, was ich in heißem Bemühen und spätnächtlicher Stunde erfunden habe.“

„Man kann doch recht viel lernen unter dem Strohdach einer Heidehütte.“ Die Gräfin legte besinnlich die Hand auf ihres Gastes Achsel. „Recht viel. Aber ein wenig freundlicher sein, wie es sich bei von Herzen gewährter Gastfreundschaft schickt, ist wohl eine schwerere Kunst, als Meisterbilder zu malen und zu dichten. Was soll dies harte »Herrin«? Ich glaube, nicht schlecht wär' es anzuhören, wenn Sie mich Freundin hießen!“

Ein frohes Wort in froher Stunde macht die Herzen offen wie die kleinen Häuser der Lenz. Matheis Maris ergriff die Hand, die sich ihm bot. Er berührte sie leis mit den Lippen. Beredter als Worte war sein Kuß: keins verberg er, weder Dankbarkeit, Glück noch Scheu.

Gemach siderte die Nacht hernieder. Die Tanne erglomm im Glanze der Kerzen. Eine kleine Glocke rief mit silberner Stimme treppauf und treppab. Da kamen Rosalind und Liselott von droben aus den Gastgemächern; und es kamen die Dienenden. Linnen und Kleider, Schmutzhafte und Nützliches und wohlgebräunte Christstollen mit Mandeln und Rosinen gespißt lagen für jeden bereit. Darüber hinaus, was sich das Herz wünschen mag an buntem zierlichen Beiwerk.

Liselott und Rosalind brachten für die Schloßfrau den Lichtspender Prometheus aus Bronze. Es war das treffliche Werk eines flämischen Meisters. Für Matheis Maris hatte Liselott die Schriften des alten Bundes in einem frühesten Druck aufgestöbert. Das Buch war beschlagen mit Silber. Ein kostbares seltenes Werk. Und Rosalind hatte für ihn eine Spieluhr gewählt, die konnte die niederländischen Volkweisen auswendig. Heimatlich schmiegte sich der süße Klang ihm ins Herz.

So war jeder sinnig von jedem bedacht. Matheis Maris hatte durch Pieter Bosboom für diesen Tag senden lassen, was an Bildern dereinst im Heideschloß zurückgeblieben war. Es waren Stimmungen aus dem Reiche der Jugend, traumhaft und schön. Die schönsten hatte der Maler zu Geschenken ausgewählt und sie in Rahmen gefügt, voll und wie vom Glanze des Lichts erfüllt, das zu jenen Stunden des Tags über der Heide gelegen.

Zuletzt ward auch der Tisch hinter dem Pfeiler vor den strahlenden Lichterbaum getragen. Es hob sich die Hülle von den Gaben, die die Gräfin für den Freund bestimmt hatte. „Ein König aus dem anderen Land ist anders zu messen,“ scherzte die gütige Spenderin; denn überreich war, was da an Geschenken ausgebreitet lag. Bücher über die Kunst der Malerei aus allen Zeiten. Die Schloßfrau hatte seit langem acht gehabt, was Matheis Maris in der Turmbücherei mit Fleiß studierte. Ein gestrichtes Gewand für winterliche Fahrten in den Forst war da, aus weißer Wolle Schal, Kappe und Glausch. Dazu sportliche Stiefel — alles, wie es zu der Ausrüstung der Damen paßte. Auch ein Gehpelz, mit dem schmeichelnden Fell des Bibers gefüttert; denn der von Frau Ditha vor Zeiten gewählte Rock mutete schon ein wenig zeitlos und überständig an bei der anderen Führung des Lebens. Reitstiefel mit silbernen Sporen und eine Gerte, und was sonst noch wünschenswert erschien. In zerfnülltem Papier, so, als hätte sich die unscheinbare Hülle nur zwischen die Kostbarkeiten verloren, lag eine goldene Uhr. Es war ein rühmliches Werk Glashütter Herkunft. Auf dem Deckel waren zwei K unter neunzadiger Krone in kunstvoller Verschlingung eingegraben. „Rasch geht dies den Weg alles Irdischen und jenes,“ scherzte die Gräfin,

„eines aber sollte dabei sein, dacht ich mir, das über Mottenfraß und Rost und flüchtige Abnützung des Tags hinausragt wie unseres jungen Meisters Schöpfungen über das Werk von uns anderen.“ Sie legte ihm die Strahlende in die Hand; denn Matheis Maris trug als Erbstück noch immer des Stijn Maris beträchtliche Spindeluhhr, die mit dem Schlüssel aufgezogen werden mußte, der gar oft nicht zu finden war. Man hatte für diese Spindel auf dem Kressenfels den Spottnamen die Turmuhr erfunden — wegen ihrer Größe, und weil sie einst im Giebel des Heideschlusses aufgehängt gewesen war in Ansehung lange geleisteter Dienste zu beschaulicher Rast. Auch maß man im Heidekönigreiche die Zeit nach der Sonne. Erst bei des Maris Wanderung in die Welt war sie wieder zu Ehren gekommen. Sie schmiegte sich in die Tasche seiner Weste wie eine leidliche Rübe.

Auf Wanderung begab man sich auch jetzt. In fröhlich festlichem Zuge ging es in die Turmbücherei. Matheis Maris mit den Damen voran. Die Dienenden folgten flüsternd; denn Rosina hielt die Beschwernis gehüteter Heimlichkeit nun für behoben.

Maris hatte gedacht, er wollte mit heiterer Rede sein Werk vorführen. Sinnvoll über wache Träume gedachte er zu sprechen, um die die roten und blauen Blumen der Wünsche so herrlich gedeihen, so daß der Volksmund die Weisheit geschäftig verbreitet: was die Träume der Jugend ersehnen, das hat man im Alter die Fülle. Mancherlei launige und froh spielende Sichter hatte er aus seinem Traumherzen herauf über die lauschende kleine Gemeinde werfen wollen. Aber nun fühlte er zwiefach, wie weit der Weg für ihn war vom sinnvoll gewogenen Gedanken bis zum leicht hinflatternden

Wort. Mit dem einen war er eine stille Kindheit und ein nachdenkliches Jünglingsalter hindurch gut Freund gewesen. Das Wort aber war ihm ein schier überflüssiger Hausrat geworden in der Heidehütte — etwa wie ein Weinglas oder ein Eierbecher: ganz gut und nützlich . . . so es aber einer nicht braucht?

Natürlicher Drang, über das Beste zu schweigen, das in ihm war — aus sich heraus zu malen und nicht heraus zu prahlen! — obsiegt auf dem Gang über den Glur. Auch bedrängten Rührung und Überraschung sein Gemüt.

So traten sie in das Turmgemach. Rosina hatte die Lampen bereits während der Anzündung der Tanne hineingetragen. Maris hatte sichere Sockel dafür errichtet in verschiedener Höhe. Er hatte, während er die kleinen Bilder für Rosalind und Eiselott zu holen vorgab, die bunten Schirme zurückgeschlagen oder mit Nadeln gesteckt: voll und klar flutete Licht über sein Werk.

„Gott gab mir die Stimme, nicht zu reden über mich selbst,“ sagte er. Aber im Überschwung des Herzens ergriff er die Hand der Gräfin und ergriff Eiselotts Hand, die ihm zur Seite stand, und führte sie vor das Bild.

In Ehrfurcht sahen die andern, wie es schön war. Allgemach ward die Luft voll von geflüstertem Staunen und erstrahlender Betrachtung. Aber diese Betrachtung wandte sich zwischendurch gegen den einen, der unter ihnen stand, stumm, mit freudig demutvollen Blicken noch einmal prüfend da und dort, schüchtern im Glück und dennoch ausgerüstet mit allen Wundern seines Bluts . . .

Beide Hände reichte ihm Gräfin Kolilec.

Sehr einsam ward Matheis Maris in der kommenden Zeit. Er hatte nicht geahnt, was es für eine Bewandnis hatte mit der Einsamkeit in ihrem Verhältnis zu den Menschen. Aus der Marisheide wußte er: was für die Scholle Regen und Sonne ist, das ist für Herz und Geist die Einsamkeit; denn es blühte und wuchs in ihm zu hundertsältiger Frucht. Und von jener Zeit auf der Heide pflegte Gräfin Kolilee zu reden als von einer verkümmerten Jugend. Oh.

Einmal — Rosalind und Liselott waren zu Wagen aus — einmal nach den Weihnachtstagen sprach er mit ihr darüber. Wie kann eine Jugend kümmerlich gewesen sein, die einen Menschen anfüllt mit Wundern?

„Einen Menschen, jawohl,“ sagte Kolilee, „einen ungemeinen. Aber die Welt ist nicht eine Einrichtung für diesen. Sie ist aus einem Jahrtausend gewachsen ins andere und hat tausend Straßen . . .“

Gütig und klug sprach die Gräfin Kolilee. Aber sie kam an eine Stelle im Wege, da brachen ihre Gedanken aus, und weit weg von dem Freunde wichen ihr Sinnen und ihre Worte. Sie nannte die Lehrjahre von der Heide ein Dasein pflanzenhaften Glücks. Eine gesegnete Ahnungslosigkeit, in der sich Matheis Maris an der Welt vorübergelekt hatte — zu seinem Nutzen, zu seinem Glück, nun ja . . . Aber sie suchte nach dem Schaden, den er dabei gelitten hätte.

So reichte all ihre Willfährigkeit, zu verstehen, nicht aus. Und auch die Hilfe des Maris reichte nicht.

Ein Ungemeiner unter den Menschen hat nicht das Recht zu leben wie die Leute, meine Freunde! Er kann nicht wachsen wie sie. Er kann nicht blühen

wie sie. Sonst gedeiht er zu dem Dasein der anderen, der schrecklich vielen.

„Wenn eine Rose mit ihren Wurzeln in See-
grund gesenkt wird, kommt sie zu langsamem Ster-
ben,“ verglich Maris einmal.

Aber die Gräfin war steil geworden. „Sie sind
hartnädig, mein Freund! Sie sind schrullig. Und
Sie fürchten sich einzugestehen, daß auch an Ihnen
viel Erde ist. Ihr Eigensinn schreckt nicht vor dem
Vergleich Ihrer selbst mit dem unbewußten Geschöpf
einer Pflanze zurück. Aber Sie sind keine Pflanze,
Matheis Maris, die einen Tag knospet, einen Tag
blüht und am nächsten ihre weltenden Blätter im
Winde verstreut! Sie vermehren die Sterne mit
Ihrem Werk, nach denen wir andern wandeln,
wenn's finster wird um uns. Wenn Sie wollen, so
befehlen Sie — und es gehorcht Ihnen das Leben!
Aber dies Befehlen ist Ihnen unbequem. Bei den
Gewohnheiten Ihres Heidekönigtums möchten Sie
sich bescheiden. Es wechseln Tage der Sonne mit
Tagen des Regens, mein Freund — in ihrer bunten
Folge erst beschließt sich der Segen. Es wandern
Sommer und Winter — aus ihrem Wandel erst
fügt sich der Ring des Jahres.“

Ein harter Klang war in der Stimme der Gräfin
... Weiter und weiter dachte sie vorbei an Matheis
Maris.

„Gott gab mir die Stimme, nicht zu reden über
mich selbst.“ Er sprach's in wehmütiger Wieder-
holung der Worte aus dem Weihnachtsabend. Ma-
theis Maris rechtete nicht mit sich selber. Er stellte
keine Berechnungen an über sich. Alle Beschäf-
tigung mit seinem künstlerischen Ich lag außer ihm.
Sein Denken darüber war anders als jenes der Gräfin.
Es war Erlebnis und Gefühl. Bei ihr waren es

Vergleiche mit dem Gemeinen. — Es reichte für das Ungemeine nicht hin.

Im tiefsten bekümmert verließ er sie. Er war erschrocken vor dem Mißverstehen, in dem er sie betraf. Es lagen Kammern in ihr, geschickt zu trautsam tiefer Betrachtung der Welt und voll von Glück und Güte des Herzens. Aber es waren da auch weitläufige Gärten voll von Gegebenheit, eine Anlage aus dem Tausendmillionenlande.

Einstmals hatte sie gesagt: der Blick ins Genie reich käme für Sterbliche über traumsüßes Ahnen nicht hinaus. — Damals dachte er: sie ist weise.

Nun kam es ihm vor, als dränge sie sich durch die Tore, vor denen sie einst bewundernd stand, und ließ die Gebieterin sehen in einem Land, in dem für sie nichts zu gebieten war. Es lag in ihrem Sinn, aus dem Meister der Kunst auch einen Meister des Lebens zu formen. Dieser Gedanke erfüllte sie mit Genugtuung und mit Glück.

Und an jenem Tage, in den noch die Helligkeit und Wärme des Festes herüberstrahlte, hatte sie Rosina gewehrt, zur Teezeit die Lampe anzuzünden. Das Leuchten der Scheiter aus dem Kamin war wohlthätig und machte die Dämmerung noch traumfroher. — Da verloren sie einander.

Maïhe's Maris ging hinaus. Es war ihm, er könnte sie nie mehr errufen.

Giselott hatte in der Stadt eingekauft für die Unterweisungen in der Malerei.

Dor dem Nachtmaßl schlüpfte sie in das Bücherzimmer im Turm, Maris ihr Glück zu bezeigen.

Sehr verstimmt fand sie ihn.

„Ein Genie ist ein schlechter Lehrer, sagt man.

Auch ich fürchte die Ungeduld des allzu Begnadeten."

Er schwieg.

"Es ist ein Spiel," begann sie wieder. "Aber ein fleißig Spiel soll es mir werden und fruchtbar. Und wenn es dennoch müßig blicke?" fragte sie besorgt.

Er schupfte die Schultern. Aber er lächelte. "Auch solch ein Spiel ist Dienst der Kunst," sagte er, "es öffnet Augen und Sinn, und es sammelt das Herz, das gemeinhin zu weit müßigeren Spielen geneigt ist. Nur muß man den Blick dafür behalten, daß es eben ein Spiel ist. Vermißt sich das Auge hochmütig, dann wird aus der Göttin Kunst wohl eine Dirne. Morgen beginnen wir."

Matheis Maris erweckte nicht Hoffnungen in ihr, gestern nicht und nicht heute. Er hatte das Skizzenbuch Eiselotts gesehen und ihre Versuche in Wasserfarben, die sie bei einer landläufigen Lehrerin unternommen. Ihr Wort vom Spiel griff er nicht unfroh auf.

Auf dem schlanken besinnlichen Mädchen hatte sein Auge gern geruht, seit sie im Schlosse war. Sie war von artiger Schönheit. Die innige Belebung, die er ihrer Gestalt auf dem Bilde vom Träume-
deuten verliehen, ließ erraten: nicht nur der Künstler in ihm hatte die beredte Blüte dieses Ausdrucks reizvoll gefunden. — Wohl bewußt worden war dies der Gräfin Kolilee.

Nun sprachen sie von ihr; denn Eiselott hatte sich gesorgt, daß ihn die Aussicht auf den beginnenden Unterricht so kleinlaut machte. Er bekannte die Wahrheit.

"Zürnen Sie ihr nicht!" hat das Mädchen. "Ich glaube . . ." Sie senkte die Lider. Wie Schleier in

Schleier rannen die dunklen Wimpern ineinander . . . „ich glaube, sie ist nicht nur ehrgeizig. Sie hat ein seltsam herrliches, kindhaftes Herz . . .“

Leise wie eine Fledermaus huschte Eiselott aus dem Lichte der hohen Lampe. Sie entglitt auf den Flur. Aber sie kam bald wieder herein. „Ich floh nicht, Vergessenes zu finden,“ gestand sie; „sondern ich floh, Gefundenes zu vergessen! . . . Frauen haben einen allzu scharfen Blick für die Schwächen ihrer Schwestern,“ sagte sie. „Dah, wir vergessen! . . . Sie auch?“

„Güte des Herzens und Adel der Seele, wie sie Gräfin Kolilee besitzt, liegen in der Welt nicht umher gleich Kieselsteinen, Sie Liebe,“ sagte Maris. Die Wärme dieser jungen Sonne tat ihm wohl. Vertrauen zwischen Lehrer und Schülerin trieb die erste freundliche Blüte. „Nur ein Narr oder Schändling könnte das vergessen. Aber zu anderen Zielen führen andere Wege . . . Oh,“ sagte er dann, „ich glaube, wir sind schon mitten im Lehren! Nun: Kunst ist Andacht. Auch Liebe ist Andacht, Eiselott. Zerstreute Gemüter gelangen dazu nie. Es kann nicht einer mit einer Seele voll Glimmer in die Kirche gehen, zu beten. Und es kann einer nicht übermorgen zur Sammlung des Herzens und Geistes kommen, nicht übermorgen zu der Befreiung von allem Irdischen für ein großes Werk, wenn er heute an seinen äußeren Menschen zu denken hat und morgen tanzt. Solch einer treibt die Kunst aus Eitelkeit, aus Liebhaberei, aus dem Bedürfnis der Zerstreung — er betreibt die Kunst wie sein Leben. Auch recht! Ein anderer aber betreibt sein Leben wie die Kunst. Es hat außer ihr nichts Raum in diesem Leben. Zerstreung ist die Art, die in Stücke hakt. Es kann sich einer nicht an jedem zweiten Tage zusammenleimen.“

Sehr nachdenklich war Liselott geworden. „Von einem Turme hab' ich mir die Welt des Künstlers noch nicht betrachtet. Aber — es werden nicht viele sein mit solcher Richtkraft der Seele.“

Maris erfaßte ihre Hände in tiefem Glüd. Dies Mädchen hatte das Wort gefunden, nach dem er gesucht hatte jetzt und vor Gräfin Kolilee. „Nein,“ sagte er, „es sind ihrer nicht viele. Aber nur diese wenigen dürfen in das Allerheiligste. Die andern betreiben ihr bißchen Kunst auch mit Andacht — so viel ihnen das Leben zuläßt. Sie sind Tempeldiener. Und die Richtkraft ihrer Seele ist die Richtkraft der Wetterfahne. Aber die Richtkraft der Seele eines Künstlers ist die Richtkraft der Magnetnadel.“

„Sie haben darüber viel nachgedacht.“

Da lachte er: „Niemals! Ich betrachte mich in diesem Spiegel nur für meine kluge Schülerin — damit sie das Augenmaß nicht verliert für Kunst und für Liebhaberei. Doch — genug der Betrachtung! Morgen malen wir.“

Um anderen Tage holte Matheis Maris auch die Leitern wieder hervor, sein Werk in der Halle fortzusehen.

Die klingende Kälte war gewichen. Der weihnachtliche Brand in hohem Ofen hatte das Eis von den Scheiben geschmolzen. Die Tanne trug Maris hinaus in den Schloßpark. Dort ließ sie sich von ihresgleichen anstaunen. Goldpuß lag ihr in den haaren. Stümpflein niedergebrannter Kerzen lugten vom Astwerk.

„Wie schön sie ist!“ rief Rosalind von oben herab. „Kein Baum im Walde glitzert so.“

„Sie ist unter die Menschen geraten,“ sagte Maris. Betrachtend stand er davor.

Gräfin Kolilee kam. Auch sie freute sich des glimmernden Goldes.

Maris sagte: „Man hat künstlich Licht und Glimmer über ihn gestreut. Nun sieht er aus, als wär' er ein vornehmer Baum geworden. Eine Zeit lebt er noch von der alten Kraft. Er träumt wohl auch, er stünde noch im Walde. Was hilft's? Die Wurzeln hat man ihm zerhauen und man hat ihm ins Leben gespällt.“ Es war ein deutsam Bild.

Kolilee war seit gestern zwiefach feinhörig. „Einseitig wird auch ein kluger Gedanke, so ihn Hartnäckigkeit belichtet,“ sagte sie. „Schon der Vergleich mit der Rose gestern ging an Krüden. Der Mensch ist keine Pflanze, mein Freund; und wenn er ein Genie ist — sollte er sich nicht mit einem geringen Aufwand von Kraft losreißen können von der Zufälligkeit der Umgebung, in die er hineingeboren?“

„O ja,“ sagte Maris. „Aber wenn einer ein Tannenbaum ist, so läßt sich keine schmutzige Rose aus ihm machen. Und wenn ihm einer andere Blätter gäbe — es würde doch nur das traurige Bäumlein aus dem Gleichnis aus ihm.“

Der Kampf reizte die Gräfin. In der Halle suchten sie noch eine Weile weiter. Es war nicht unfroh.

„Mein Freund, Sie mögen durchaus nicht einsehen, daß Sie ein Genie sind . . .“ Sie besann sich.

„Sie lieben Vergleiche aus dem Reiche der Pflanzen. Nun gut,“ sagte sie und setzte ihre Siegeraugen auf: „ein Genie kann, was das Bäumlein auf dem Grabe der Mutter Aschenbrödels vermochte — es rüttelt sich und wirft Gold und Silber hernieder! Freilich — es muß da wohl der rechte Mensch bitten,“ setzte sie hinzu. Ein verräterisch Zucken lief um ihren Mund.

„Sehr schön und sehr weise,“ lobte Maris, „nur schade: solch ein Bäumlein gedeiht bloß im Märchen.“

Die Tage nach dem Feste verstrichen. Die Gräfin war eigensinnig. Da konnte das sinnvolle Blühen der Vorweihnachtszeit nicht mehr gedeihen. Die Stimmung, die Kolilee und Rosalind beherrschte, sollte auch Maris und Liselott erfüllen. So schieden sich zwei Parteien.

Im Hause traten Besinnlichkeit und Stille die Herrschaft ab. Erst roch es nach Staub bald hier, bald da; dann nach Blumen und Palmen und Lorbeer aus den Gewächshäusern. Die Tage fingen an zu funkeln. Geschäftigkeit trieb auf allen Gängen.

„Es geschieht auch Rosalinds wegen,“ sagte Liselott leise zu Maris. „Ihre Art fordert Zerstreuung. Und diese Zerstreuung war ihr von vorn herein zugesagt. Seit ich ihr langsam entgleite, fühlt sie sich angesäuert in Vereinsamung. Die Fürsorge ihrer Mutter hat sie mir zur Seite gegeben für den Aufenthalt auf dem Kressenfels. In hellhinplaudernden Abenden und klug geleiteten Hausfesten soll sich ihre zackige Art rund schleifen.“

Mißvergnügt war Matheis Maris. Gräfin Kolilee hatte ihm versprochen, er würde nicht viel vom lauten Leben sehen und hören in der Halle. Nun ja, es war etliches anders gekommen, als sie gedacht hatte. Aber sie hielt sich nicht für wortbrüchig. Bis zum Aschermittwoch war nur ein Monat. Zudem hatte sie Maris keine Frist gesteckt. Er konnte Jahre hier leben und wirken, wenn es ihm gefiel. Sie sah nur seinen Eigensinn, der ihm gebot, das Werk just in dieser Zeit zu fördern, als gäbe es keine stillen und lichten Sommertage!

Dann kamen Abende mit Tanz und Glanz und schönen stolzen Frauen. Mit Blumen, Musik und Gastmählern. Klingelnde Fahrten im Schlitten durch den Forst.

Die Seele des Maris war davon erschrocken wie der Wald. Da ruhte das Werk in der Halle. Und es ruhte der Unterricht. Maris vergrub sich über Tag in die Turmbücherei. Manchmal kam Eiselott zu ihm herein. Auch sie funkelte nun in Träumen von glänzenden Kleidern ..

Und einmal —

„Kunst ist Andacht, zerstreute Gemüter segnet sie nie,“ sagte sie. Sie hatte sich ihres jungen Lehrers Worte gemerkt. Nun verstand sie sie auch. Es war dämmerig und trautsam im Büchersaal. Draußen gingen die Sterne an. „Wer will denn immerzu andächtig sein?“ hatte Kolilee gesagt, wie sie mit Eiselott von des Maris Worten gesprochen.

Nun sah ihn das frohherzige Mädchen an. „Sie sind unglücklich,“ sagte sie.

„Nein,“ sagte er, „aber ich bin sehnsüchtig nach mir selber.“ Das war wieder solch ein nachdenkliches Wort — fast wie die »Richtkraft der Seele«. Maris sah, wie es sie erfüllte. Er legte ihr seine Hände an die Arme.

„Eiselott,“ sagte er ... Nie zuvor hatte er sie so vertraulich gerufen. „Eiselott, ich hab auch Sehnsucht nach Ihnen ...“

Alles, was er vorbedacht, fiel von ihm ab, wie sich die Jugend des schmiegsamen Mädchens nun gegen ihn neigte: die Furcht, vermessen zu sein; die Sorge, wehe zu tun, wenn er Vertrauen und hehre Gastfreundschaft dieses Hauses mißbrauchte — alles sank hin; nicht im Sturm seiner Sinne, sondern im Sturm eines Unendlichen, das ihn durchbrauste. „Eiselott, Eiselott — auch Liebe ist Andacht! Ahnst du, wie mein Herz um dich ringt und zu dir betet?“

Da küßte er sie auf die Stirn und auf die ge-

senkten Lieder und auf ihren glückseligen Mund. Sie ließ es geschehen.

„Liselott — nun werd' ich alles überstehen! Nun übersteh ich auch mich selber, Liselott! Aber wir müssen schweigen können mit Augen und Mund, schweigen mit allen Sinnen, du Liebe, du Schöne, du Gute.“

„Um Gott, ja!“ sagte sie zitternd. „Sonst wäre die Andacht dahin.“

In seliger Scheu glitt Liselott hinaus. Maris zitterte voll Leben und voll Erregung. Der Mond legte sein winterlich Silber sacht an die Scheiben. Aber die Luft war voller Küsse. Schönheit und Liebe war die Welt; und es malte Wunder in ihm, Wunder!

Er trat an die Scheiben. An die Sternennächte Palästinas dachte er nun und die blühenden Steppen am Jordan. Umherschwärmen wollte er dort mit ihr, mit ihr auf hohem Kameele dahinreiten, mit ihr in einem Zelte schlummern! König, König wäre er dann in einem Lande mit samtenem Himmel und funkelnden Sternen darin! Und wer in diesem Reiche lebte, der sollte glücklich sein wie der Herr König und seine Königin ..

So warm war der Hauch dieser Mädchenjugend und voll vom Dufte der Veilchen wie ein Frühlingstag. Süße, heiße Geheimnisse ahnten sich hindurch.

„Um Gott, ja!“ Furcht und Sehnsucht, Verheißung und Flehen hatte aus den kleinen Worten gellungen — alles sollt' ihr gewährt sein, alles!

Ein großer Wandel war geschehen mit Matheis Maris. Die Gräfin fand: sein Eigenjinn war fort. In seligem Erleben blühte er dahin durch die hellen Tage, die nun kamen, und durch die flimmernden

Nächte. Ein Rad, drehte er mit in dem blihenden Geßwerk.

„Wie behagt unßerm Freunde das neue Leben?“ fragte die Gräfin.

„Es iß lußtig,“ ſagte er, „ein Wechßel von Tanz und Andacht.“

„Auch ohne die Kunßt?“

„Auch ohne die Kunßt,“ geßtand er lächelnd.

Mit deutßamem Blick ſah ſie ihn an. Die Lußt war voller Geheimmißße. Und ſie war voller Küßße. Da ſchreitet kein Frauengemüt ahnungslos hindurch.

Die Zeit flog vorüber. Aßchermittwoch kam ſtill und grau herauf.

„Werden wir morgen unßer Werk in der Halle wieder beginnen?“ fragte Kolilee. „Die Bäßen ſind heimgerufen.“ Sie faltete einen Brief zußammen, der ihr ſieben gebracht worden war.

„Es iß gut — morgen beginnen wir,“ ſagte er. Aber ſein Herz war erßtrocken. „Heimgerufen?“ fragte er wie im Traum.

„Heimgerufen,“ wiederholte die Gräfin. Sie ſah ihm nach.

Un einem Frühlingstage — holdßelig wie keiner — ſchied auch Matßeis Maris vom Kreffenfels.

Geßchaffen war, was er zu ſchaffen verßprochen. Ein herrlich Werk war getan. Seine Zeit war um.

Auf ein Fuhrwerk wurde geladen, was er beßaß — in die holländiße Heimat ward es geßandt; eine weibliche Zahl von Koffern und Kißen.

Wie das letzte Stück auf dem Wagen verßtaut war, ſchritt Matßeis Maris noch einmal prüfend durch die Torfahrt. Da ſaß einer drüben im Frühlingßgras und ſang: „Als ich Abßchied nahm, als ich Abßchied

nahm, waren Kisten und Kasten schwer ...“ Wilhelm Kellinghausen war's.

Reisefroh und tatenlustig war Matheis Maris. Er rief Kellinghausen herüber in den Park. Da war die Welt voller Weisheit und Sinkenschlag. Und der junge Lenz schlug Purzelbäume dazwischen.

„Kommen Sie,“ sagte Maris zu Kellinghausen, „sehen Sie sich mein »Leben« an in der Schloßhalle! Gräfin Kolilee ist gestern nach Schlesien gereist; sie ist Bäschen Liselott nachgefahren ... Es ist schlimm, Abschied zu nehmen,“ sagte er. Das Herz war ihm voll. Es drängte Frühling in ihm, Glück und Schmerz. Sie traten in die Halle.

Offene Sturfenster, Zugluft, segende Besen, Tische in den Gängen und kostbarer Zimmerschmuck.

„... es ist schlimm, Abschied zu nehmen. Wir haben es uns so leicht gemacht, als es ging.“ Er deutete auf die Hantierung ringsum.

Kellinghausen stand vor dem Reigen der Bilder — ein Reigen war's von loderndem Schwunge des Lebens! Und dennoch voll jener schweren Kraft, die dereinst aus dem wuchtig Erdhaften der niederländischen Landschaft den Blick ins Herz Gottes gefunden hatte.

Wieder stand Wilhelm Kellinghausen vor einem Werk dieses jungen Menschen; und wieder entblöhte er das Haupt. Aber diesmal — auch die Augen liefen ihm über! Lachend und weinend deutete er auf den Hut in seiner Hand... Dann schwieg er sich erschütterter aus der Halle.

„Matheis Maris,“ sagte er, „Sie gehen jetzt nach Palästina. Sie gehen dann nach Italien ... Und dann? Zu Höhen des Lebens — wer weiß, wie weit? Maris, da kann ich nicht mit! Aber nach Palästina und Italien ... es kann ein Baumeister

nicht ohne Handlanger sein, und ein König nicht ohne Diener. Sie werden Almosen geben in der fremden Welt, unwürdigen Bettlern, rote kleine Münze, die Ihnen vielleicht noch einen Scheelblick einträgt . . . Sie sind auch ein Meister in der Kunst des Lebens, Maris. Lassen Sie mich mit Ihnen ziehen! Auch in mir ist viel unerfüllte Sehnsucht. Schenken Sie mir das Leben zum anderen Male! Das erste hab' ich mir jammervoll zerschlagen."

Nicht lange bedachte sich Matheis Maris. „Ich reise in einer Stunde.“

„Wenn Sie wollen: ich auch! Alles das Meinige trage ich mit mir.“

„Kommen Sie, Kellinghausen!“

3.

Meisterjahre

Das kleine Haus, in dem Matheis Maris geboren war, stand draußen am Rand eines holländischen Moores. In dies Haus kehrte er zurück nach seiner Reise. Zwei Jahre hatte sie gedauert. Er war durch Kleinasien und Palästina gezogen. Er war auf dem Kameele die Straße geritten, auf welcher die Kinder Israels der Knechtschaft entrannen. Er war über den zerklüfteten Sinai gestreift und am merkwürdigsten Strome der Erde gewandert, am Nil. Die Wüste hatte er gesehen und seine dürstende Seele voll getrunken von schauernden Mächten der Einsamkeit und Größe. Steppen hatte er durchritten. Die Haut war ihm in Fetzen vom Leibe gesengt worden von der Weißglut der Tage. Er hatte in einem elenden Zelte gelegen am Wüstenrand. Das Fleisch der Wangen war ihm eingedörft im Feuer des Siebers. Er war wieder genesen; und im weißen Arabermantel hatte er vom Dache seines Hauses in Kairo gesehen, wie die Sonne hinter den Gräbern der Pharaonen versank. Er hatte beten gelernt in heißer Dankbarkeit für das königliche Geschenk seines Lebens. Und sein Begleiter hatte in Nächten vor der Thür des Zelttes gegessen, das sie hier aufgeschlagen und dort, die lange Araberflinte auf den Knien, und hatte die Sinne hinausgerichtet in die furchtbare, blaue, funkelnde Einsamkeit, ob sich Gefahr in Gestalt eines streifenden Raubtiers heranschleiche. Sie hatten ihre Kameele verkauft in Kairo und waren zu Schiff nach Sizilien gekommen. Italien

hatten sie durchwandert. Des Maris hungernder Geist hatte die Stätten des Ruhmes gesehen und geeifert um die Schätze, die daseiwiß aufgespeichert lagen.

Und einmal war die Botschaft von der nahen Heimkehr in das kleine Haus am Rande des holländischen Moores gelangt.

Von Stund an saß Mutter Glossy draußen auf der Steinbank vor der Thür, so oft es anging. Sie hielt einen ganz kleinen dicken Pieter Bosboom auf den Knien und erzählte dem Kinde mit zitterndem Herzen von einem großen stolzen Menschen, der nun bald heraufziehen würde wie ein König, und der einst doch selber — war es nicht gestern oder vorgestern? — solch ein lieber stammelnder nichtsnußiger Kniereiter gewesen sei . . .

Gitt i Gitt, was wußte Mutter Glossy in diesen sehnsüchtigen Tagen Pieter dem Zweiten nicht alles aus ihrer jauchzenden harrenden Seele hervor-zusuchen an Herrlichkeit und Liebe! Schön war es, daß der Kleine sein Mäulchen aufsperrte und mit den Händchen patzte; denn er merkte: so gut und fröhlich war die alte Frau noch nie gewesen. Von den Geschichten der Großmutter verstand er zwar nicht ein Wort. Aber er durfte ihr die Haare raufen und die weiße Sonntagshaube, die sie nun immer trug, über das Gesicht herabziehen und bekam für allen Schabernak und Übermut den würzigen Heidehonig löffleinweis in den Mund gestrichen. Großartig, großartig.

Vom Jordan und von Kameelen wußte sie zu berichten und von gesträßigen Krokodilen mit mörderischen Rachen, die so kleine Bosböömchen dußendweise hinunterschlingen. Und von Grafen, Schlössern und Schlittensfahrten mit Pferden, über denen hun-

bert silberne Glocken läuten. Das war schön, so schön, daß er einschlief auf ihrem Schoße.

Großmutter Glossy aber erzählte immerfort und immerfort; denn ihr unvernünftiges Mutterherz bekam nicht genug des Glücks und der Sehnsucht, die sie darüber hinredete. Und ihre Augen wurden nicht satt, an jener Stelle den Himmel abzusuchen, an der ihr stolzer Sohn die blaue Seide des Frühlings zertheilen und herausschreiten mußte in diesen kargen und verlassenem Weltwinkel, der dennoch nicht arm genug gewesen war, an einem Menschen zu vollbringen ein großes, großes Wunder!

Als nun Großmutter Glossy so viele Tage über die Heide geschaut hatte, daß ihr die Säume der Lider wundgeworden waren vom Spähen — da, eines Tages kam Matheis Maris über diese Heide herüber! Er trug nicht mehr die blauen Holländerbügen und die Schirmmütze — es war wunderbar. Der städtische Schnitt seines Anzugs war ihm anzusehen, da er noch in den Fernen des Himmels wandelte.

Aber als ein König, wie sich das Großmutter Glossy vorgeredet hatte, schritt er eigentlich nicht einher.

Daran dachte ihr armes zerzittertes Herz nun auch gar nicht. Sondern sie tat einen lauten Schrei. Da mutmaßte Pieterchen Bosboom ein Entsetzliches und erschrak bis ins Weinen. Nele Bosboom aber, die einst Nele Greefs gewesen war, dachte einfach: Jetzt kommt er! und sprang blank und blond zum Haus und zum Höfchen hinaus.

Da lief ihr Großmutter Glossy hinterdrein; denn sie hatte sich gar nicht besonnen, daß das die einzige Gelegenheit sei, ihm eine herrliche, herrliche Minute früher zu begegnen!

So zogen sie dahin, Glossy und Nele und Pieter Bosboom, Pieterchen auf dem Arme, und kamen bis zu der Stelle, wo der Fußsteig über das weiche Moorflöz herniederführt. Dort legten sie ihre Hände in die Hände des Matheis Maris und lachten, daß sie einander hatten. Großmutter Glossy aber strömte das verstaute Glück aus den Augen wie Maitau.

Die blonde Nele hatte ihr Herz von allen zuerst wieder in der Hand und zeigte ihm den Jungen, zu hören, daß er ein feines Kind sei.

Es war dies alles so gar nicht aus der Art. Man ward darüber hinweg gleich wieder heimisch ineinander. Und Pieterchen flatterte mit den Flügeln und zwitscherte seine Freude dazwischen. — So sah das aus, wie Matheis Maris von seiner großen Reise kam.

Langsam schritten sie dem Haus entgegen. Ehe sie hineintraten, sahen sie Pieters Kulturen an, wie sie nach allen Seiten gewachsen waren. Ein Fest der hundert Farben feierte der Frühling darin.

Großmutter Glossy aber blieb ihrem Sohne dicht zur Seite. Sie betastete mit ihren Händen den Stoff seines Anzugs und lauschte auf alle seine Worte. Inzwischen hatte Nele im Haus aufgetragen Eier und Ziegenkäse und einen Wecken maigelber Butter, dazu Honig, den Pieters Immen gesucht hatten, und schwarzes Brot.

Während Matheis Maris aß, funkelten Neles Augen ihre Neugier um ihn — es war alles wie einst. Sie hatte Augen, die nichts in den Sohn der gleichen Scholle hineinsahen. Und wie andächtig ihre Seele geworden war, als er damals sein Bild auf den Teller aus Ton zeichnete, das hatte sie vergessen.

Ewig ahnungsreich aber war das Mutterherz an ihm geblieben. In stummer Betrachtung sah

Glossy ihm gegenüber, daß ihr keiner seiner Blicke und Wünsche entginge. Voll Ungeduld war sie gewesen seit Tagen. Nun hingen ihre Augen an ihm in demütigem Stolz. Und sie maß an dem vielen Gelde, das die Reise zu zweien gekostet hatte — maß sich hinüber in das andere Reich, in dem dieser Sohn ein König war. Auch fühlte sie, wie er sie vor den anderen auszeichnete durch manch wärmeres Wort und den sanfteren Ton der Stimme. Aber wie er danach aufstand und ihr mit seinen Händen über die weißen Scheitel strich und über die Stirne, da wehrte sie diese Hände sachte ab. „Was habe denn ich dazu getan?“ fragte sie.

„Du hast mich gewähren lassen, wie sie alle wider mich standen!“ sagte er.

„Es ist wenig.“

„Es ist viel. Oh, es ist über die Kraft.“

Die Tage strichen dahin.

Bis über die Mitternächte hinaus saßen sie im Hause von Mutter Glossy zusammen und hörten Matheis Maris berichten von seinem Leben und Wandern. Wilhelm Kellinghausen, dessen Name dabei oft genannt wurde, war in Amsterdam geblieben. Stumm saßen sie um Matheis her, wenn er ihnen in seinen Worten die Bilder der Wüste malte und den Nil, den Garten Gethsemane und den Berg Golgatha und fremde Menschen und ihre fremden Gewohnheiten. Und sie hörten, wie er sich sein Leben dachte von hier aus. Er wußte nicht viel davon. Aber in einigen Tagen, sagte er, würde er auch darüber noch etliches reden.

Oft schritt er nun wieder über die Heide, ein einsamer, sinnender Mensch, und sah sich zu den

strahlenden Bildern der Fremde die vertraute Schönheit der Heimat in die Seele. Oder er sah vor der Tür seiner Hütte durch klingende Stunden des Frühlings und fühlte, wie sich sein Geist geweitet in den weiten Reichen, die er durchzogen hatte, und wie sein Herz alle Kummernisse verloren hatte, die es einst an dieser Stelle bedrängten: die Sorge um die Mutter; die Bitterkeit, mit der es vor den Menschen erfüllt worden war; und die Bangigkeit, die es hin und her überkommen hatte vor der Frage: Matheis Maris, was will das werden?

Von all diesem Vergangenen redete er nun mit der gelassenen Freude und dem Mute des Stärkeren. Aber von einem redete er nicht.

Eines Mittags kam er wieder von draußen. Da lag ein Brief für ihn da. Wappenschild und Krone waren ihm eingepreßt. Seine Hand zitterte ein wenig als er ihn erbrach und an das Fenster trat. Er las:

„Es ist eine Reihe von Tagen ins Land gegangen, ehe ich zur Beantwortung Ihres Schreibens aus Genua komme, mein Herr. Ich bitte Sie, aus dieser Verzögerung zu ersehen, daß auch diesseits die sorgsamste Erwägung Ihrer schicksalsschweren Frage stattgefunden hat. Da Sie die wirtschaftliche Seite in Ihrem Schreiben kaum berührten, dürfte es Ihrer Auffassung entsprechen, wenn auch ich mich darauf beschränke, Ihnen anzudeuten, daß der schlesischen Linie derer von Kressenfels zwar eine würdige Lebensführung fideikommisslich gesichert ist, aber eine Mitgift für meine Tochter nicht in Frage kommen könnte, die mir hinreichend erscheint, im Hinblick auf Ihren Beruf uns jene Bürgschaft zu leisten, wie ich sie bei der Wahl eines Gatten für mein Kind in Be-

rücksichtigung zu ziehen verpflichtet bin. — Der Wille, in Glück und Schönheit zu leben, wie es der Dornehmheit Ihrer Gesinnung und Ihren bedeutenden Gaben entspricht, dieser Wille ist so gewiß das Ideal eines Bevorzugten unter den Menschen, wie es ohne die Voraussetzung großer materieller Mittel unmöglich sein dürfte, dieses Ideal zu verwirklichen über Ihre Person hinaus für eine Familie, deren weibliches Oberhaupt in Gewohnheiten erzogen ist, die für Ihre andere Art der Gesinnung neben dem Leben liegen. Nicht so bei meiner Tochter! Glück und Schönheit sind Dinge, die ihren Glanz nur zu leicht verlieren im schicksalhaften Wandel der Tage. Ich aber habe die Pflicht, meine Tochter zu bewahren vor einer späteren Erkenntnis, welche ihr aufgehen könnte vor einer ihr im Grunde des Wesens fremden Lebensauffassung. Diese Erwägungen machen es mir unmöglich, Ihre Werbung um die Hand meines Kindes in anderem Sinne zu beantworten, und sie sind auch für meine Tochter die Ursache geworden, sich blutenden Herzens zu bescheiden.“

Auch diese Möglichkeit, die für ihn nun eine Tatsache geworden war, hatte er längst und gefaßt erwogen.

Matheis Maris sah durch das Höflein hinaus auf die Heide. Er sah den Steig über das Moorflöz herniederrinnen wie eine Bahn aus geschlagenem Golde. Sollte er nun diesen schmalen Weg wieder wandern hinaus in die Welt — wer weiß, wie weit, und wer weiß, wohin?

Als Glossy Maris hereintam, erkannte sie: es waren Lichter in seinen Augen ausgegangen. Doch fand sie ihn nicht stehen in einem Sturme.

Danach schritt er den Weg über die Heide gegen seine Hütte. Einmal sprach er den Satz aus dem Briefe vor sich hin: „Glück und Schönheit sind Dinge, die ihren Glanz nur zu leicht verlieren im schicksalhaften Wandel der Tage.“

Er wußte, alle Menschen, die er kennen gelernt hatte, würden diese Worte finden von unantastbarer Richtigkeit. Alle. Es ist für jene einer schlichten Selbstverständlichkeit darin Ausdruck verliehen, einer so schlichten Selbstverständlichkeit, daß sie meinen: Graf Kressenfels hätte gar nicht daran gedacht, viele und schöne Worte an eine so abgegriffene Tatsache zu verschwenden, wenn er nicht der Ansicht gewesen wäre, zu Matheis Maris zu sprechen als zu dem einzigen Menschen, der in dem ungeheueren Irrtume gegenteiliger Anschauungen dahinwandelte. Für Maris waren Glück und Schönheit Dinge, die unter allem Besitztume des Menschen am wenigsten Gefahr laufen, ihren Glanz im schicksalhaften Wandel der Tage zu verlieren. Ein Narr in Glück und Schönheit war er dem Grafen Kressenfels wohl erschienen — vielleicht nach den Briefen, die er an Liselott geschrieben hatte in den zwei Jahren der Reise, vielleicht nach dem, was dem Grafen durch sein Kind oder durch Kolilee über ihn berichtet worden war . . . Ein Narr in Glück und Schönheit auch für euch, meine Freunde?

Im Schreiten auf alten Pfaden kam ihn ein Lächeln an. „Wo suchen sie Glück und Schönheit?“

Wieder sah er sich an dem kleinen Tisch im Kaffeehause sitzen zu nächtllicher Stunde. Die Rede des Dichters Lukas ter Meulen klang ihm ins Herz: „Jene sind alle Toren, Matheis Maris. Sie aber können weise sein, mein Freund; wollen Sie nur!“

Auch Lukas ter Meulen hungerte — Glück und

Schönheit verloren nicht ihren Glanz. Der schicksalhafte Wandel der Tage warf ihm ein Goldstück in den Schoß — Glück und Schönheit in ihm strahlten deshalb nicht heller. Pah, ein Goldstück, das morgen zu Kuchen und Schokolade und langen Virginiazigarren geworden war! Nun, dies Goldstück war für ihn Reichtum. Welch ein lächerlicher Schatz! Wie denn, wenn es Millionen Goldstücke gewesen wären? Du aber bleibe weise, Matheis Maris: für Millionen Goldstücke läßt sich ein Leben zimmern aus Glück und Schönheit, das anders aussieht als jenes des Lukas ter Meulen. Oh ja. Und Lukas ter Meulen hätte sich aus solch einem Leben nicht jammervoll in die Erde hungern müssen. Nein. Aber es kommt darauf nicht an. Denn wenn der Tod einem die Hand aufs Herz gelegt hat, meine Freunde, dann reichen auch Millionen Goldstücke nicht hin, Glück und Schönheit strahlen zu lassen. In erlöschenen Augen verliert alles den Glanz. Leben in Glück und Schönheit — nicht sterben; denn davon können wir nicht reden miteinander — du nicht und ich nicht. Oder was weißt du vom Sterben? Da deuten sie dahin und dorthin: es ist für einen ein Glück gewesen, daß er gestorben ist. Nun, so war es ein Sterben in Jammer, über das ein Strahl der Erlösung huschte ganz zuletzt! Oder bei jenem, ja, da war es ein Sterben in Schönheit! Oh! Wollt ihr über das Sterben reden, das die Sache eines anderen ist, und wißt nicht einmal zu reden vom Leben, das doch eure Sache ist?

Wehmut hatte Marisen hinausgeleitet auf die Pfade der Jugend. Dort war er in Holzschuhen geschritten, als er jung gewesen und ein kümmerlicher Lehrling. Und immer, wenn er auf dem selbstgetretenen Pfade dahinzog, wuchsen seiner Seele

die Flügel — wuchsen, und doch hatte er damals noch gar nicht den stolzen Flug um die Sonne gelernt! Deshalb sparrte er manchmal — ein junger Adler, der aus dem Neste gefallen. Nun brauchten die Flügel nicht mehr zu wachsen. Sie waren da. Und wenn der Stein wich, auf den er den Fuß gesetzt hatte zu beschaulichem Rundblick, so schwang er sich hinauf.

Wie Nebel der Erde, wenn der Äther schon voller Sonne ist im stolz aufglühenden Tage, schlug sich die Wehmut in ihm dahin. Wer Glück und Schönheit untrennbar hielt vom Golde . . . nein, Graf Kressenfels hatte für Matheis Maris an die Gewähr zu solch einem Leben in Vollkommenheit geglaubt! Auch ohne Gold. Wenigstens hatte er so geschrieben.

Nicht Zorn und nicht Haß brachen in Maris herauf. Wenn Eiselott nicht das Vertrauen zu sich gehabt hatte und den schicksalhaften Wandel der Tage für stärker hielt als den Geliebten, dann hätte sie keine andere Wahl, als die der Entsagung . . .

Wie ein Traumbild entglitt sie ihm, das untergeht im Erwachen. Wie ein ferner schöner Stern versank sie im neuen Tag.

Vom Jubel der Lerchen umflungen, stand Matheis Maris lange und schaute hinüber nach Jan Greefs kleinem Besitz. Es war da ein Wohnhaus, ein wenig abseits und später gebaut als die Scheune und das kleinere Haus, in dem Nele Greefs auf die Welt gekommen war. Maris konnte sich noch entsinnen, wie sie dies neue Gebäude errichtet hatten. Nun war die Mutter von Nele schon seit fünf Jahren gestorben und Jan Greefs bestellte mit einer Magd, was um Feld und Vieh und Torfstich zu tun war, seit Nele den Pieter Bosboom geheiratet hatte.

Auf das Anwesen schritt Maris zu. Er dachte, wenn Jan Greefs einen Mieter bekommt für das neue Haus, der nicht um den Gulden rechtet, so wird ihm das wohl gefallen und er wird gern wieder in dem kleineren wohnen wollen. Er umschritt das Gebäude einige Male; denn er wußte, wie der Bauer solch ein Anliegen betreibt. Alles war strohdachheimlich; auch das neue hatte die Haube tief herabgezogen.

„Guten Tag, Matheis Maris. Es ist schön, daß Ihr auch einmal zu uns herauskommt. Na, und das Haus — ich meine, das solltet Ihr wohl noch kennen?“

„Ja, Jan Greefs.“

So lief sich das Gespräch in die Geleise. Sie gingen ins Haus. Es mußte im Innern da und dort eine bauliche Veränderung vorgenommen werden. Die Ansprüche des Matheis Maris maßen mit Glück und Schönheit, wo der Bauer mit Zufriedenheit und Nützlichkeit mißt. Die alten Formen, wie sie seit Urväterzeiten her aus Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen entstanden, sollten in ihrer reizvollen Eigentümlichkeit mehr betont als verwischt werden, wenn Maris das Haus nahm. Es wurde ein Mietpreis festgesetzt. Der Umbau im Innern durfte nach dem Geschmacke des neuen Herrn bewirkt werden — auf seine Rechnung. An Verkauf dachte der Torfbauer nicht, „weil da noch die Nele Bosboom ist, ja.“ Und auch Matheis Maris rechnete nicht gleich jahresweit ins Leben hinein.

Es war ein wonniges Fühlen, sich so ans Herz der alten Heimat zu legen, und war erlebnisreich. Er hatte in einem Schlosse gewohnt — nicht eine Stunde war so köstlich durchleuchtet gewesen wie diese!

Als er danach den Steig langschritt am Moor-

graben nach Slossys Häuschen hin, begann er zu rechnen. Ein Schloß unter den Bauernhäusern sollte es werden und dennoch bleiben, was es gewesen war: ein Bauernhaus. Die Stiege aus braunem Eichenholz mit altlämischem Geländer, die nüchternen Wände vertäfelt mit Holz oder Delfter Kacheln; das Gebälk der Decken sinnvoll geziert in heimatischem Stile. Auch eine Werkstatt für den Künstler sollte entstehen, nach der Nordseite hin herausgebaut aus dem Strohdach . . .

Er redete darüber mit Pieter Bosboom. Sie trugen in ihren Gedanken gleich alles zusammen, was an edlem Hausrat und schönem reinen Dorfstil in der Gegend aufzutreiben war. Nachmittags malte Maris das Innere des Hauses mit dem Herdraum und der bewohnbaren Diele und dem Peseel und Utsucht zu ihrer aller ungeduldigen Freude. Dann riß er auf weißes Papier mit Maß und Winkel, wie es Maurer und Zimmermann haben mußten . . .

Wenn sich in den Lüften die Schreigans zum Dreiecksfluge schickte und der Kiewitt sich reisefertig machte, war gute Zeit, unter dies trauliche Dach zu kommen. Pieter Bosboom wollte schon getreulich nachschauen, daß um den Bau alles in rechtem Fluß blieb. Inzwischen käme der stolze Bauherr wohl auch selbst einmal zu betulicher Rast in sein altes Reich. — Also: Gehabt euch wohl!

Als Matheis Maris nach Amsterdam kam, strich in der Halle des Bahnhofs ein sehr langes, sehr hageres und auch im übrigen sehr merkwürdiges Mannsbild umher, angetan mit einem schwarzen Gehrock von spiegelndem Glanz und einem Zylinderhute, der im Gegensatz zu dem Rode stumpf und

wollig geworden war, mit einem Anflug von Rost. An die Mitte der Unterlippe setzte sich bei diesem Mannsbild ein strichdünner Bart an, wie mit Kohle am Lineal gezogen. Gerbrand van Aken! Es sah aus, als ritte er über dem Gewühl der Köpfe dahin.

Auf einer Wandbank saß Wilhelm Kellinghausen und war unglücklich. Er hatte kein Geld, keinen Freund, keine Heimat und hatte in der Bedrängnis seines Gemüts ganz überhört, daß der Zug in den Bahnhof geprustet war, der Marisen brachte.

Mit äußerlicher Unbewegtheit besann sich der Bildhauer van Aken, daß Matheis Maris dabei gewesen war, als Lukas ter Meulen die Bergpredigt gehalten hatte. Beide traten sie zu Kellinghausen. Maris rührte ihn an die Schulter. „Es lebe das Sterben!“ sagte Wilhelm der Eroberer. Selbst im Sandsturm der Wüste hatte er kein Preislied gesungen zum Ruhme des Todes. Aber zuzeiten, zuzeiten klang es hoch in ihm.

Danach saßen sie im Kaffeehause. Rechts von Maris Gerbrand van Aken, der Mann, der die Lehre vom schicksalhaften Wandel der Tage zu einem lächerlichen Spotte machte. Und links Wilhelm Kellinghausen. In bargeldlosen Zeiten verstand er es, bitter mit dem Schicksal zu rechten. Er war dann imstande, eine neue heidnische Lehre aufzustellen: »Ich, das Schicksal, bin der Herr dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!« lautete das erste seiner Gebote. Ja, zuzeiten ward auch Wilhelm Kellinghausen Philosoph; und der Mann, der gemeinlich einen Eid ablegte, daß er statt des Herzens eine Sonne in der Brust trüge, ward zum bitteren Verächter. Bei allem ließ er keinen Widerspruch gelten zwischen gestern und heute: sein Sonnenherz war ja eine Erfindung des Schicksals. Und wenn das

keine Lust hatte zu scheinen — wer anders war dafür verantwortlich als das Schicksal, dem er diese eigensinnige Einrichtung dankte?

Gerbrand van Aken saß da wie eine Bildsäule — was aber nur auf seine Regungslosigkeit zutrifft. Mit dem schwibbogenhaften Oberleib, an den sich der Rock fast faltenlos anlegte, mit den schienenmäßig unter dem Tisch ins Lokal hinauslaufenden Beinen und dem denkwürdig spitzen Drehpunkt auf dem Rohrstuhl, schien er herausgelöst aus einem altägyptischen Grabstein.

„Nichts ist Schicksal,“ sagte er nun. Die Kraft eines ungeheueren Willens lag in diesem langen Menschen aufgespeichert. Sein Beweis, daß es keinen glücklicheren und vielleicht auch keinen ärmeren Menschen in Amsterdam gäbe, war in zwei Zeilen geführt. Wilhelm Kellinghausen dagegen bedichtete mit seiner Schicksalstragödie drei Bogen.

Aken opferte noch immer den Götzen von damals. Er förderte sein Werk unablässig, was aber kaum mehr bedeutete als eine vollständige Erstarrung, wenigstens für das Auge des Betrachters. Ein Leben in Glück und Schönheit — auch auf ihn traf das zu. Der Gedanke erhob ihn, er werde der Welt eine Kunstschöpfung und zugleich eines Gelehrten Werk dereinst hinterlassen. In ruhervoller Größe schlug er seine Kreise um die Sonne. — So war das mit Gerbrand van Aken. Ein Jammer, der erschütterte.

Matheis Maris gedachte des Briefes in seiner Tasche. Das Bild, das sich der Graf in Schlesien von ihm gemacht hatte, war dem des glückhaften Bildhauers wohl nicht unähnlich gewesen ...

Er schloß die Augen und tat einen Blick weithin in die Welt. Wenn ein Schatten von Groll über sein Herz gezogen wäre in jener Stunde, da er den Brief

gelesen hatte — nun tat er heimlich Abbitte vor dem fremden Manne. Allzu sorglos hatte er das Leben wohl betrieben in diesen Jahren! Nicht wie Kellinghausen, und auch nicht wie van Aken; denn Matheis Maris wog das Geld mit den Händen des Bauern. Aber mit der Selbstverständlichkeit, mit der dem Bauern die Saat keimt, treibt, blüht und Frucht bringt durch die fröhliche Kraft des Himmels — mit dieser Selbstverständlichkeit hatte sich Matheis Maris gewöhnt, der Ernte entgegenzusehen. Was er erbaute, hatte Käufer gefunden — er brauchte nicht danach zu rufen.

Nun rüsteten sie auf der Marisheide zu einem Hause für ihn. Es war ein heiteres Erleben. Sie sprachen davon. Kellinghausen bot auch dazu seine Dienste an. Es war nur der Titel zu ändern in: Hausvogt.

Sachend ging Maris darauf ein. Nicht unwert war ihm der treue Geselle geworden in Zeiten der Entbehrung und Gefahr. Und vielleicht auch wäre für ihn — bei dem gemäßigteren Gleichklang des Gemüts — ohne Kellinghausen mancher wildschöne Ritt, manche nächtliche Rast in fürchterlicher Ödnis der Wüste ungelebt geblieben. In großartiger Einmaligkeit standen jene Bilder nun um ihn. Darum: nicht undankbar war sein Herz.

Gerbrand van Aken hörte dies alles mit an — wie sich der eine sein Leben baute und der andere seine Hände dazu aufstat . . . Seit jenen zwei Zeilen, die er vorhin gesprochen, war er wieder stumm geworden. Da erklärte ihm Kellinghausen: die Araberflinte war zwar in der Reisefiste verstaut; doch gedachte er auf der Heide heimlich seinen jagdlichen Gelüsten wieder zu frönen. Wenn Matheis Maris malte. Ja. Das Malen war eine Eigentümlichkeit,

der Kellinghausen nur wenig Geschmach abgewinnen konnte, seit er wußte, was Malen heißt — gestand er. Nicht ungeschickt hatte er zuvor sich damit durchs Leben gebracht — damals, als er noch Wilhelm der Eroberer hieß, bis ihm sein schicksalhaftes Herz geboten hatte, dem Maris fürwichtig nachzuspüren . . . Reizvoll konnte er davon plaudern: wie er ihn für einen gehalten, der sich einen Sammetflausch umgehängt hätte, um etwas zu gelten vor der Welt, und wie ihm am dritten Tage vor Andacht der graue Schlapphut in die Hände gesunken sei. Oh.

„Dieses Genie malt für hundert! Ist es nicht Pflicht für seine Kraft, einen armen Halbling mit aus seiner Pfanne essen zu lassen? . . . Mit der Kelle laßt mich für Euch haufen, Herr König! Es lebe das Leben!“

Dan Aken entsann sich: Kellinghausens erstes Wort an diesem Tage war ein Divat auf den Tod gewesen.

Nicht nur von ungefähr gelangten Matheis Maris und Wilhelm Kellinghausen einige Tage danach in die Westerstraße. Vor der schmalen Stiege, die für Maris zwischen zwei Zeitaltern lag, blieben sie stehen.

In heller Aufgetanheit zog Kellinghausen heute wieder durch die Welt. Nicht die leiseste Bedrückung des Gemüts verursachte ihm das merkwürdige Verhältnis, in das er zu dem jungen Manne an seiner Seite getreten war, der die Hälfte an Jahren zählte. In fröhlicher Demut huldigte er ihm. Auch wußt' er genau: mancherlei Dienste konnte er Maris leisten, die ihn diesem unentbehrlich machten.

Sehr kleinlaut aber war Maris.

„hm,“ machte Kellinghausen, „Sie meinen, wir

seien vor das Lädchen des seligen Herrn Nikolaas van der Layen geraten, weil es Ihnen Vergnügen machte, sich einmal zu sonnen in dem Lichte der Vergangenheit? . . .“

Maris lächelte. Er dachte an ter Meulen. Wehe, gatte der gesagt, wenn es der Künstler nicht vermag, neben dem fertigen Werke zu stehen als ein guter Kaufmann! „Ich kann das nicht, Kellinghausen! Nein, ich kann es nicht.“

Es war nun ein Nachfolger van der Layens in dem Lädchen. Der betrieb das Geschäft, nicht unähnlich seinem Vorgänger.

„Nun — ich bin wohl hergekommen, weil ich — nun, es ist nötig, daß ich meinen Geldbeutel ein wenig auffülle. Ob wir uns den Herrn in den Katafomben näher betrachten? . . . Nein doch, ich kann es nicht!“

Weit hingereicht hätte der Rest seines Geldes, sofern er das Leben der Hüttendürftigkeit von einst wieder aufnahm. Aber für den Umbau des Hauses langte nicht einmal, was er hatte.

Gestern im Kaffeehaus war diese Erkenntnis um ihn geflogen wie ein lästiges Insekt, das sich nicht abwehren läßt. Deshalb hatte er die Rede auf die Bauernselbstverständlichkeit gebracht, mit der er der jährlichen Ernte entgegen sah. In der Nacht war ein ganzer Schwarm Stechmücken daraus geworden. Durch peinvolles Wachen hatte er gelegen bis an den Rand des Tages.

Er hatte bei dem Gang durch die Bildersäle der Stadt die herrschenden Moden in der Kunst betrachtet. Vor drei Jahren war das noch alles in Fluß gewesen, und der Gedanke war ihm spotthaft erschienen, daß dies und jenes zu einem Siege gelangen könnte. Und dennoch war es geschehen.

Vor drei Jahren war er mit zerschüttertem Herzen aus Amsterdam geflohen und mit dem verzweifeltsten Willen, seintag keinen Pinsel wieder anzurühren. Dahin kam es nun mit ihm nicht. Aber Namen und Manieren herrschten in jenen Sälen, die ihn stumm machten. Und die Art, sich ins Werk zu setzen, wie es diese jungen Künstler pflagen, widerte ihn an.

Kellinghausen hingegen hatte da und dort herumgehört: der Name Matheis Maris war kaum einem Händler in der engeren Heimat des Künstlers im Gedächtnis geblieben! Und wenn sich einer erinnerte, so geschah es mit Achselzucken: „Lieber Herr, es gehen fast täglich Sterne am Himmel der Kunst auf — Kometen, die von vielen gar nicht gesehen werden. Matheis Maris . . . wie war das doch mit ihm? Ah, der Heidekönig! Ja ja! Ein Wandelstern, der nicht wiedergekommen ist. Sehen Sie, dieser da ist jetzt im Schwung. Und mit jenem wird sich ein Geschäft machen lassen . . .“

Nun, Kellinghausen merkte: man machte das in Amsterdam wie an der Elbe. Und weil es Matheis Maris verachtete, götzendienerisch einer Mode zu huldigen, und weil er auch nicht die Fähigkeit zu erringen gedachte, als guter Kaufmann neben dem fertigen Werke zu stehen, so war die Luft in der Heimat für ihn ohne Verheißungen.

Er schritt nicht über die Stiegen in das Lädchen der Westerstraße. „Kommen Sie, Kellinghausen! Soll ich nun wieder den Rückenbeutel aus den Lehrjahren hervorsuchen und mit einem Duzend Bilder auf den Handel gehen?“ Wild auf bäumte sich sein Herz.

Dem rührigen Hausvogt schossen die Pläne durchs Hirn wie Sternschnuppen. Aber er hütete sich, dem aufgewiegelten Freunde davon zu sprechen. Es

konnte ja eine neue Gräfin Kolilee auftauchen! „Man weiß, das Glück hat merkwürdige Launen.“ Barsch zerschchnitt ihm Maris das Wort. Er haßte es, so ihm einer mit diesem »man« entgegenkam. „Millionenschwindel,“ sagte er dann bitter und war imstande, ein verbotenes Gegenteil zu tun von dem, was »man« in einem bestimmten Falle für gegeben erachtete.

Und Maris schämte sich vor sich selber. Er hatte verkaufen wollen, was er dereinst mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt hatte. Und er hatte erwogen, hier in der Stadt für Händler zu malen, Geld zu machen um jeden Preis. „Es ist eine Gewissenlosigkeit,“ sagte er.

Da fing er an, auszuschnreiten, als hätte er einen Wettlauf über die holländische Heide vor. Kellinghausen hatte Mühe, sich an seiner Seite zu halten. Aber er lief zum Bahnhof und sprach kein Wort und atmete in tiefer Erlöstheit auf, als der Schaffner die Türen zuschlug; denn schon ehe sie hinsahen in ihr Wagenabteil, rollte der Zug aus der Halle. „Noch einer in diesem Matheis Maris,“ sagte er, „der mir unbekannt war bis zur Stunde! Aber dem Gesellen haben wir gehörig klargemacht, wo Bartel den Most holt.“ Matheis Maris konnte wieder lachen.

In jenem Sommer wohnte Wilhelm Kellinghausen bei Großmutter Glossy in dem Stübchen, in dem einst die drei Jungen geschlafen hatten. Über Tag machte er sich nützlich in Jan Greefs Hause, half Pieter Bosboom beim Umtopfen der Azaleen und fuhr auch einmal mit dem Eselwäglein zur Bahnstelle. Es war ein vergnügliches Leben, und der Bienenstock ward darüber zu einer spöttisch belächelten Vergangenheit. So ungefähr hatte das Dasein aus-

gesehen auf dem Bilde, das er sich davon gemacht hatte. Heitere Sorglosigkeit sollte es sein — er war auf einem anderen Wege zum Ziele gekommen.

Es war daran der schicksalhafte Wandel der Tage schuld, den Matheis Maris nicht worthaben wollte. Auch jetzt noch nicht, wiewohl er den Eigensinn dieses allbeherrschenden Schicksals nun in seinem eigenen Leben spüren mußte — dachte Kellinghausen.

Matheis Maris wohnte nämlich wieder draußen in seiner Hütte, melkte wieder die weiße Ziege und tat jeden Tag einen Blick ins Herz Gottes. Es war alles wie einst. Die Leute im Heidedorfe flüsterten wie einst. Und Mutter Glossy war ein bißchen bange — das aber war nicht ganz so wie einst; denn sie wußte den Aufsatz von Lukas ter Meulen über Matheis Maris den Heidekönig fast auswendig. Wenn sie in Einsamkeiten saß und es zogen die Schatten von Wolken über ihre Seele, so begann sie, die Worte ter Meulens vor sich hinzumurmeln. Es klang wie ein Gebet.

Und noch etwas war nicht wie einst. Wenn Maris eine Reihe von Bildern gemalt hatte, drängte es ihn nicht, damit hinauszupilgern und einen großen Meister zu befragen, was es damit sei; denn das wußten sie nun selbst: es war etwas erstaunlich herrliches um seine Kunst, trotz allen Eigensinnes, den er dort und da nicht ablegen wollte, oder trotz der Geltendmachung des Geheimnisvollen und Übernatürlichen, das in jener Zeit zum ersten Mal in seinen Werken beobachtet wurde.

Matheis Maris selber schien dieses Neuartige gar nicht zu bemerken. Er schwieg zu Kellinghausens Entdeckung. Sicherlich war es so mit ihm, daß er nicht den Voratz dazu gefaßt hatte, etwa aus dem Wunsche, den alten Saiten einen neuen Klang zu verleihen, oder aus dem Bedürfnisse nach äußerer

Schmuckhaftigkeit. Sondern: tiefe Bewegtheiten seines künstlerischen Gemütslebens mußten diesen Bildern vorhergegangen sein. In allen seinen Schöpfungen mündete sein ringender Geist nun hinaus in ein Unendliches. Eine Welt des Empfindens hatte seit der Einkehr in die Hütte sich ihm aufgegan, die war den anderen noch fester verschlossen als jene zuvor.

Es kamen wieder die schönen Sommerabende voll roter und blauer Dämmerungen. Da machten sie sich auf, Pieter Bosboom und Mutter Glossy und Kellinghausen, und gingen hinaus zu ihm und fanden ihn durchglüht vom Glück an seinem Werke wie die Tore der Sonne.

Einmal — weil sie ihn drängten, wie das nun mit ihm wäre — sagte er zu ihnen: „Ich habe vor Jahren gedacht, es wohne da draußen eine Weisheit, die ich ergründen müßte in den Fernen der Länder. Darum: ich bin gewandert über viele Grenzen, und es ist gut gewesen; denn ich hätte mich vielleicht müde gesehen an der blauen Glocke des Himmels und der Scheibe der Erde, die ich hier vor Augen habe; und die Sehnsucht hätte nicht aufgehört zu rufen und das Geheimnis der Fernen nicht aufgehört zu loden. Nun ist alles stiller geworden in mir, reiner, weiter und größer. Als dies noch nicht so war, hat es mich hinausgezogen in die Welt. Nun aber zieht es mich in mich hinein; es ist so still, rein, weit und groß in mir — ich habe nur zu sorgen, daß niemand diese Stille störe.“

In seiner Stimme war nun wieder der getragene Klang von einst und in seinen Augen der freudige Glanz der Andacht, wie in den Augen eines Betenden, wenn er die Hände Gottes an seinen Schläfen fühlt.

Sie hörten ihm gerne zu, wenn er einmal über sich selber redete. Doch war er kaum dazu zu bringen.

Über ein neues Bild sprach er nie. Dagegen erging er sich gern und lebhaft in Erzählungen, in denen er auf seine Reisezeit zurückgriff. Aus diesen war zu ersehen, wie seine Seele allgemein abstarb für die Menschen. Ein Palmenhain hinter den Pyramiden dünkte ihm herrlich als Wohnsitz. Oder um eine Oase in der Wüste blühte sein Traum, in der ein paar Dattelbäume ihre Wedel spannten, kümmerlichen Schatten zu wirken. Oder er pries es schön und glücklich, sein Zelt zu errichten in einer Steppe, in der gar nichts war als das braune Geflecht der Kräuter über dem Grunde, darüber hin der erzene Helmsturz des Himmels, und kein Mensch, kein Mensch, so weit hinaus der Ring dieses Himmels aufsaß auf der Erde — wenn nicht einmal das einsame Bild eines Wüstenreiters oder der bunte Zug einer Karawane fernhin versicherte in die blaue Unendlichkeit.

Reicher und herrlicher war seine Fantasie geworden. Uner schöpfl ich an hohen Bildern war sein dichtender Geist. Alles aber kam ihm aus dem Wunsche: die schöne Jahreszeit, in der er draußen malen konnte, möchte dauern ohn' Unterlaß; denn in Wahrheit war es nicht eine Sehnsucht nach anderen Ländern oder Lebensverhältnissen, weil ihm jene vorzüglicher erschienen, sondern es war die Sehnsucht, seine Kraft unablässig wirken zu lassen. Und es war die Erkenntnis, daß diese Kraft zu Fülle und Unerhörtheit in ihm wachsen würde, und damit sein Glück — wenn er ihr nur den Vorzug unverlümmerter Einsamkeiten zu schaffen verstand.

So erwog er einmal allen Ernstes mit Kellinghausen, ob sie nicht in ein paar Jahren sich gemeinsam einen Wohnplatz im Herzen der Sahara gründen sollten. Und es bereitete ihm eine tiefe und fröhliche Kurzweil, die Möglichkeiten eines solchen Lebens

zu erörtern. Dabei erwies es sich: er hatte nie den Ehrgeiz gekannt, von den Menschen gepriesen zu sein. Er kannte in seinem Schöpferglück keine Ermüdung. Kein Gedanke war ihm fremder als jener, sich etwa ein Vermögen zu ermalen, um sich damit die Süßigkeiten eines Wohllebens zu gestatten nach dem Sinne der Menschen. Was wäre ein solches Wohlleben auch gewesen im Vergleich zu seinem Schöpferglück? Selbst damals, als er auf dem Kressenfels den Traum von einem Schlosse vor Bergen in königlichem Glanze geträumt hatte, war es ein recht wunderliches Schloß geworden, in dem das Hohelied menschlicher Verlassenheiten erklang. So war der Traum weiter nichts gewesen, als ein Bild der vervollkommnung seines damaligen Daseins.

Wunschlos zu sein ist das Ende des Glücks. Matheis Maris aber war nicht Wunschlos. Er eiferte um sich selbst wie kein anderer Mensch. Nur ging sein Drängen nicht dahin, das rascheste Roß zu besitzen, um draußen das »Glück« zu erjagen. Nicht Geld und Geldeswert erschienen ihm begehrtlich. Dafür hatte er keine Verwendung. Es suchte ihn nicht an, ob Museen und Galerien seine Bilder erwarben; denn der Ruhm war ihm ein lächerlich nichtsnuhiges Ding, weil er ihn nicht ummünzen wollte in Gold, und weil er nicht den Wunsch hatte, damit vor den Leuten zu glänzen. Er schuf. In diesem Schaffen sprang für ihn der Quell unbefchreiblichen allumfassenden Glücks.

Einmal unterhielten sich über diesen Lebenszustand Pieter Bosboom und Wilhelm Kellinghausen. Da erwies es sich: der Maler Kellinghausen hatte einen viel zu kurzen Blick, das Reich dieses Unge-

meinen unter den Menschen zu übersehen. Dieter Bosboom aber sagte: „Wie denn? Wenn ich nicht nötig hätte, meine Tulpen und Azaleen zu verkaufen, weil ich meine Leute und mich mit leidlichem Anstand durchs Leben bringen muß, oh, ich wäre wohl imstande, ein weites Gefilde zu bepflanzen, bloß um mich im Frühling an dem jauchzenden Wunder der Erde zu erfreuen, das da hundertsfarbig hervorklingt.“ Er wählte dazu Worte, die Matheis Maris vor Zeiten wohl gebraucht hatte. Aber der Gedanke gehörte ihm. „Und wie denn, Wilhelm Kellinghausen? Betreiben die Menschen ihr Leben nicht alle mit dem Ziele des Glücks? Jeder in seiner Art, Herr! Sie haben es fünfzig Jahre versucht, wollten berühmt werden und Geld machen und was weiß ich! Und Gerbrand van Aken hat wieder ein anderes Rezept. Auch der schlesische Graf Kressenfels. Ein umsichtiger Mann, dieser Graf Kressenfels, der die Grenzen erkennt, mit denen er und seine Leute zu rechnen haben für ihr Glück. Wilhelm Kellinghausen aber ermaß diese Grenzen seintag nie recht . . .“

Es war ein nachdenkliches Gespräch, das sie da führten. Und die Einfalt des Bauern war dem Mann mit dem Herzen aus Sonne überlegen. Sie redeten sich unter sternklarem Sommerhimmel dahin. Doch war es neumondfinster. Und sie hätten in dieser Nacht wohl das simple Geheimnis ergründet, aus dem Wilhelm Kellinghausen das Schicksal zur obersten Gottheit erhob; denn es war gar nicht mehr weit bis zu der Erkenntnis: daß das Schicksal für jeden Menschen an Macht gewinnt in dem Grad, in welchem die Lebensführung dieses Menschen in der Luft hängt . . .

Da erfuhren ihre mäßig sich erheizenden Gemüter eine wohltätige Abkühlung . . . die auch der Ge-

schichte von Matheis Maris dem Heidekönig nicht unförderlich ist; denn es ließen sich an dieser Stelle noch weit nachdenklichere Erörterungen anstellen über das Aderlufthängen der Menschen, liebe Freunde, und über den schicksalhaften Wandel der Tage im Sinne des Herrn von Kressenfels; über den Begriff des Glücks für einen Dummkopf und für ein Genie; und vor allem darüber, daß sich beide nicht in den Weg laufen sollen — weil der Dummkopf zwar ein Genie dumm, das Genie einen Dummkopf aber niemals weise machen kann. Woher es kommt, daß ...

Aber die peinliche Wahrheit, die Pieter Bosboom und Wilhelm Kellinghausen soeben erraten wollten, blieb ungehoben. An ihrer Stelle mußte Pieter der Gärtner den Schicksalanbeter Kellinghausen mit starkem Aufgebot von Kraft und Geistesgegenwart aus dem Sumpfe ziehen.

Sie waren nämlich — weil der schmale Weg zum Glück des Matheis Maris in dieser Zeit noch mehr überwachsen war als in den anderen Jahren, und weil auch die Heide blühte — sie waren also an jener Stelle vom Pfädelein geraten, an der ein Wildwechsel mit dem Steig den Zwiesel bildete. Dort war Pieter Bosboom schon vor drei Jahren einmal in gefährlichem Nachdenken vom Wege gekommen und wäre beinahe verbiestert ...

Es ließe sich hier also wieder darüber handeln, wie Nachdenken für viele Menschen eine geradezu lebensgefährliche Beschäftigung ist. Aber dazu fehlt die Zeit, wenn einer vor den Augen des anderen hinabsinkt in den furchtbaren Moortod! Zäh qualsterte das Sterben um Wilhelm Kellinghausen.

Mit gesenkter Stirne war ihm Pieter Bosboom der Treue vor einer halben Minute noch auf dem

Hasensteig hinterdreingetrottet und hatte gesehen, wie der künftige Hausvogt in wachsender Befueerung des Gemüts die Arme schwang — da zerriß schon ein Schrei des Entsetzens das blaue Tuch der Nacht . . . nein, die Erde zerriß vor Pieter Bosbooms Süßen! Denn der qualvolle Schreck rief von unten empor: Wilhelm Kellinghausen sank, sank jäh in die ungründige Tiefe des Sumpfs!

Kein Röhricht war von der fürsorglichen Natur warnend an jene Stelle gesetzt. Nicht der Spiegel eines Wassers strahlte die Bilder der Sterne zurück. Ein trügerisch dichtes Moosgeflecht hatte sich weich und fußhoch über das faule Moor gewoben. Abgrundhaft brach es hinunter unter dieser lughafsten Dede, weil in lastertiefer Verborgenheit wohl ein Quell rann oder Wässer sich sammelten aus den Gründen der Heide, die keine Verhärtung des Pflanzenwuchses litten, die die Jahrhunderte von Frühling zu Herbst darüberspannen.

Während Pieter Bosboom dem rasch Versinkenden die Hand hinstreckte, fühlte auch er, wie das Erdreich wich unter seinen Schuhen. Da warf er sich der Läng. nach nieder, stemmte die Linke gegen einen Ball n aus Moder, in den sich diese Hand einpreßte tief, tief, und die Finger Kellinghausens trallten sich um seine Rechte. Auf die Knie vermochte sich Bosboom zu erheben. Er lehnte sich zurück in die sternflimmernde Finsternis und riß den Maler aus den Armen des Loos.

„Teufel!“ sagte Kellinghausen, lief ein Stück hinüber, tat ein paar Hupfer und schlenkerte sich die quallige Masse vom Leibe. „Schicksal.“

„Nein,“ sagte Pieter Bosboom, „Unvorsichtigkeit.“

„Wenn man die Gicht hätte, Bosboom, so läg wohl ein tieferer Sinn in diesem Moorbad . . .“

„Ach was, Gicht! Wenn Sie hier lange Betrachtungen anstellen, so können Sie sie morgen früh haben.“

Da fingen sie an zu laufen, bis sie rauchten, und kamen in GLOSSYS Hütte. Dort setzten sie den geretteten HAU VOGT in NELES WAschfaß, und GROSSMUTTER GLOSSY nahm die Wurzelbürste. Aus dem MOHREN ward eine Rothhaut. Und NELE BOSBOOM mußte so über diese Geschichte lachen, daß sie um Mitternacht noch einen Bohnentaffee kochte. WILHELM KELLINGHAUSEN aber beschloß, bei dem ZWIESEL am HEIDEWEGE drei Kusselsöhren zu pflanzen — gleich morgen früh; denn ein Warnungszeichen am Rande des Sumpfes konnte in der pfadlosen Weite nicht nutzbringend errichtet werden.

Weil es aber Sommer war, verschob er die Pflanzung bis in den Herbst. Und dann vergaß er sie.

Die Heide blühte.

Oft war MATHEIS MARIS herübergekommen in JAN GREEFS Haus, wo der Umbau seiner Vollendung entgegenging. Aber pünktlich stellte sich WILHELM KELLINGHAUSEN draußen vor der Hütte ein, den Lohn für die Leute zu holen, wie es des Hausvogts Pflicht war. Daran allein erkannte MARIS, daß wieder eine Woche verstrichen war; denn er hatte längst gelernt, die Zeit zu teilen, wie es außerhalb seines Reiches der Brauch war.

Einen fremden Maler beschäftigte man bei dem Bau nicht mehr, seit Willem Maris, der jüngste der drei Brüder, an einem Frühsonnertage von U recht gekommen war. Seine Lehrzeit war abgelaufen. Er hätte nun Gesell sein können. Aber der wadere

Utrechter Meister, bei dem er das Tünchen und Schablonieren erlernt, hatte ihm ein übel Zeugnis geschrieben; denn schadlos gedachte er sich dadurch zu halten für gehaltenen Ärger. Allerhand Fahrten hätte der Jüngling im Kopf, wie es schon bei dem Jungen gewesen sei, und zu Schabernack und vermaledeierter Hantierung sei er besser aufgelegt als zu fleißigem Werk. Auch ließe er sich angelegen sein, sich die Locken wachsen zu lassen wie ein Komödiant oder Künstler — kurzum: zu einem künftigen Meister der Zunft mangle ihm einstweilen noch alles.

Willem Maris barg dies Zeugnis im Saß. Darauf schnitt er sich einen Wanderstock und pilgerte von Utrecht aus heimwärts. Er hatte es nicht eilig damit.

Mutter Glossy hatte es nie fehlen lassen an dringlichen Ermahnungen und hatte ihm ihr Leid geklagt in Briefen, die Pieter Bosboom für sie geschrieben. Auch hatte sie nicht versäumt, ihn auf das Glück zu verweisen, das Matheis den Ältesten krönte: „Er wohnt nun in einem richtigen Schloß und malt für eine Gräfin und erhält zwölftausend Mark in Gold dafür.“

Im, dachte Willem Maris. Nicht immer hatte Glossy so geredet. Noch nicht allzu lange war's, da hatte sie Jakob und Willem mit verweinten Augen ermahnt: sie wenigstens sollten der alten Mutter gedenken, und wie ihr die Sorgen um ihren Ältesten in dem kleinen Haus auf der Heide das Herz abschnürten.

Auch von ihm hieß es jetzt, er sei ein Taugenichts. Zur Vorsorge hatte er sich's auf die Rückseite des Lehrbriefs mit Bleistift vermerken lassen von jedem Meister, bei dem er vergeblich um Arbeit angesprochen.

Mit leichtem Malzeug zog er nun seine Straße.

Wo er ein lustiges Wirtshaus fand, hielt er Einkehr zu langer Rast, tat Buch und Stift heraus oder füllte ein Häflein mit Wasser, spitzte den Biberhaarpinsel zwischen den Lippen, wischte damit ein wenig über Farbstücke, von denen er eine Faustvoll im Sack trug, und warf ein launiges Bildlein aufs Blatt. Mancher erstand von diesem Schnellmaler eins für ein paar Zents. Mancher legte auch einen Gulden dafür an: Etliches aber barg Willem Maris. Es war nicht das schlechteste. Er wollte von seinem berühmten Bruder hören, wie das mit ihm stünde.

Jakob Maris, der auch zu einem Tüncher in die Lehre getan worden, war schon vor seiner Gesellenzeit zu Herrn Alma Tadema nach Antwerpen gezogen. Er malte sich dort, von einem begüterten Kunstfreund unterstützt, seinem künftigen Ruhm entgegen.

Schwer war das Herz von Mutter Glossy in dieser Zeit; denn wenn sie das Königtum ihres Ältesten nach dem Golde maß, das es ihm eintrug . . . oh Gott!

Nun sang sich an frühem Sommerabend Willem Maris ins Höflein und sagte, er sei vogelfrei; kein Utrechter Meister möcht' es mit ihm versuchen. Er nahm das Leben nicht schwer. Zu allem hatte er sich den Ausweg erdacht, daß ja in Jan Greefs Haus ein Maler seiner Art nötig wäre — so sei er nun da. Ein wenig bänglich aber war ihm doch. Seit er den Winkel in der Heide verlassen hatte, schien ihm dies Weltende grausam sachverständig geworden. Und wenn sein großer Bruder das schwarze Los über ihn warf . . .

Indessen betrachtete Wilhelm Kellinghausen prüfend das Malwerk. Guäte einmal ins Buch und schaute einmal, wie ein nachdentlicher Schulmann,

der Gericht hält, Willem Marisen unter der Stirn hervor an — doch halt! Willem Maris und sein Bruder Jakob ziehen durch die Geschichte ihres Bruders Matheis nur wie einsame Reiter vor dem fernen Horizonte der Wüste! Die Wege der Brüder waren auseinandergelaufen von früh an. Etliche sagen: sie hätten einander kaum wiedergesehen im Leben. Auf der Marisheide kehrte Bruder Willem ein, um die Farben für den Ölanstrich des Gebälkes zu mischen und Wilhelm Kellinghausen zu unterrichten, wie man dies Handwerk betreibt.

So wirkten sie noch gemeinsam um die Zeit der Erikablüte.

Tagelang werkte Willem Maris allein; denn Kellinghausen war zu Zeiten mit einem geräumigen Koffer voll Bildern auf einer Rundreise im Land. Zwiefach drängte die Frist: es galt, Matheis Maris den Heidekönig vor völligem Vergessen zu bewahren, und es galt Geld anzuschaffen für den Bau . . . Hart im Raume stießen sich die Sachen.

Da erwies es sich: unentbehrlich für Matheis Maris war Wilhelm Kellinghausen. Seine Zeit kam herauf. Ein schwer Stück Arbeit war's. Aber unversdrossen zog er den Wagen, der in den Jahren bis an die Naben im Sande versunken, seine Bahn. Jeden Tag einen Schritt. Und das Wort vom schicksalhaften Wandel legte sich ihm darüber ums Herz wie ein Wurfstrick. Da wurde die Last noch schwerer.

Wenn er nach ein paar Wochen auf die Marisheide zurückkehrte, brachte er wohl das nötigste Geld — denn nicht zu unverrichteter Sache war er Hausvogt geworden — aber draußen im Land fand er allenthalben bedenkliche Mienen und Geister voll Unversstand. Sand Händler, die hartsinzig bekannten: Genie sei wohl eine Sonntagsgabe Gottes; aber in der

Welt der Menschen hätte man seitag nicht viel damit zu beginnen gewußt, bis — nun bis die Augen eines anderen Geschlechts davor sehend würden. Oder: bis der Tod dem Genie die Krone des Lebens aufsetzte. Die Mode sei die Göttin, der die Lebendigen huldigten. Aufs Genie käm's nicht so sehr an dabei. Und der Händler müßte sich nach dem Geschmade der Käufer richten, sofern es ihn nicht reizte, das Los des Genies zu teilen.

Doch war es nicht so, daß sie Wilhelm Kellinghausen einfach die Türe wiesen. Ohne Raß suchte der Treue nach neuen Wegen. Er gab bedingungsweise, was er hatte — für den Fall, daß sich ein Käufer finde. Oder er gab gegen eine kleine Anzahlung. Er klopfte sogar an die Türen der Zeitungsredaktionen. Oh! Da schupfte man die Schultern. Ua hatte man keine Ahnung von Matheis Maris. Dnd man mißtraute der Treue, die hier einen harten Dienst für abseitige Größe verrichtete. Oder: es kam zu einem kleingedruckten Abschnitt unter dem Strich. Der »Telegraaf« erinnerte an Matheis Maris, den Heidelönig — aber: noch einen großen Aufsatz zu bringen, dazu sei kein Platz. Es fand sich kein Lukas ter Meulen, der in hellem Entdeckerglüd und mit beschwingter Freude über die Einmaligkeit einer unerhörten Begabung berichtete, die draußen am Rande des Moores aufgeblüht war.

Kellinghausen setzte Ausstellungen ins Werk. Etliche Händler gaben die Säle nicht her, oder gaben sie widerwillig für ein paar aussichtslose Hundstage. „Wissen Sie nicht — damals . . . ter Meulen . . .“

„Ja damals! Sehen Sie, solch ein Naturtalent erregt wohl leicht einen Sturm in der Kunstwelt. Aber Stürme fahren rasch dahin. Man hat damals nach diesem Matheis Maris gesucht — weiß Gott,

in welchem Winkel er sich versteckt hielt! Und er hat mit Nikolaas van der Layen gehandelt, der dafür Sorge trug, daß nichts in die Öffentlichkeit kam, weil er den Ruhm und den Gewinn allein haben wollte. Es ist nicht verstanden worden, den Markt für dieses Genie zu interessieren . . .“

Sehr geläufig waren den Händlern diese Dinge. Nicht zum ersten Male sprachen sie aus, was sie hier sagten. Auch vermischten sie die Kindhaftigkeit des Genies in den jüngsten Sachen des Maris. Sie sahen betonten Eigensinn. Sie spürten zuviel Andacht in einer unandächtigen Zeit. Sie fanden Geheimnisvolles und Übernatürliches zu stark in Vordergrund gestellt und redeten von Mystizismus. Das lebende Geschlecht aber huldigte dem Leichtsinne, schmutzhaften Farben oder der Naturwahrhaftigkeit.

Schwer war die Aufgabe, die Wilhelm Kellinghausen übernommen hatte. Er tat's ohne Seufzen gegen Maris. Aber er schwur auf den schicksalhaften Wandel der Tage und konnte sich nicht genügen in der Verwunderung: wie sündhaft hier vor Jahren eine Gelegenheit ungenützt verstrichen sei, welche so nie wieder einem Menschen mit offenen Armen entgegentrat.

Nun, Wilhelm Kellinghausens Lebensglück war auf Tod und Gedeihen mit dem des Matheis Maris verknüpft. In jedem Monat einmal wollte er, immer einen andern Kreis, Holland bereisen, bis er dem Meister und König den Thron erkämpft hatte, der ihm gehörte von rechtswegen.

Zu jener Zeit war es so mit Matheis Maris: über dem hohen Glück an seinem Werke lehnte er alles ab, was ihm die Heiterkeit der Seele verkümmern und ihn aus seiner fröhlichen Entrücktheit zurück-

führen konnte in die Welt der Menschen. Nicht deshalb, weil jene maßlose Verbitterung ihre Schatten nun doch schon vorauswarf, in die er sich später verlor; sondern weil diese Jahre nach seiner Heimkehr ihn auf eine schöpferische Höhe geleiteten, von der aus dem Blick alles so lärglich, klein oder gar unwürdig erschien, was für ihn nun Vergangenheit geworden war.

War es nicht so gewesen, daß die raschen drei Jahre fast alles über ihn ausgeschüttet hatten, was einem Menschen zu erleben beschieden ist? Hatte es in diesen drei Jahren nicht genug gegeben an Verspottung und Betrug, an Verzweiflung und Verlassenheit, an freundlicher Sorge durch andere und einer schönen hohen Lebensführung? War nicht dagewesen ein gerüttelt Maß von Leid und Liebe, von Irrsal und Suchernot, von Sehnsucht und Erfüllung und von Klarheit über das Verhältnis des Menschen zum Menschen?

Er war aus seiner Bauernart heraus nicht ein eitler Narr, der sich einredete, das Tauschmittel des Geldes sei für ihn eine nichtswürdige Notwendigkeit und jeder äußere Erfolg ein Ding, das ihm nicht einen Blick über die Grenzen seines Reichthums hinaus wert sei. Oh nein. Aber er war froh, daß nun auch seine Pfennigrechnung in der anderen Zeit lag samt den Sorgen: Ausgaben und Einnahmen in das richtige Verhältnis zu setzen. Dereinst hatte ihn das am meisten bekümmert. Er wußte noch, daß er sehnsüchtig gewesen war nach einer Handvoll Gulden, die ihm die Tore der Erde erschließen sollten. Und wie zitterig war ihm das Herz gewesen, als er zum zweiten Male zu Nikolaas van der Layen getrieben wurde und sich dennoch gegen die Erkenntnis sträubte daß er übervorteilt ward in seiner Unerfahrenheit! Es war auch nicht so mit ihm, daß ihm der Künstler-

hochmut eingab, die Welt der Menschen sei eine verpfuschte Einrichtung, die seinen Haß verdiente, weil sie nicht besser zugeschnitten war auf den einen Matheis Maris.

Aber ein Gefühl tiefer Dankbarkeit erfüllte ihn nun, daß an jenem Tage seines Abschieds vom Kressenfels Kleinmut und Treue seinen jetzigen Hausvogt ihm an den Straßenrand gesetzt hatten, dem es eine Freude war, für ihn zu wirken, was ihm zu Leide gewesen wäre. In wärmster Freundschaft schlug sein Herz für diesen Menschen, dem er zuerst mit herber Verständnislosigkeit begegnet war.

Und als die Zeiten sich wandelten und die Stumpfheit des eigenen Volkes gegen sein Genie eher wuchs als abnahm, gelangte er dennoch nicht gleich zu einer bitteren Absage an dies Volk — das dankte er Kellinghausen. Ein stilles durchsonntes und vollkommenes Menschentum errang er sich durch ihn, der nun ein so tiefes Verständnis für die Eigenart des Maris aufbrachte, wie keiner nach ihm.

Zuerst freilich, wie es in seinem Wesen und seinen Gewohnheiten lag, tändelte sich Kellinghausen — Hans in allen Gassen — auch durch die neue Zeit im Heidewinkel. Zulezt aber trug er alle Sorgen statt seiner, weil er Matheis Maris zu königlich dafür hielt. Er lebte sich hinein in die Weltauffassung seines Herrn — es entsprach einem Bedürfnis seines Herzens, den jungen Meister so zu nennen vor den Menschen. Er wehrte die Neugier der anderen von ihm ab, die den weiten Weg auf die Marisheide nicht scheuten; denn im Laufe der Jahre bildete sich ein Legendenkreis um den Mann, der aus einem verachteten Winkel die Schönheit herausmalte, die Schönheit einer Landschaft, die sich bis dahin allen Künstlern verschlossen hatte.

Wüstenbilder schuf er nach den Eindrücken und Skizzen aus den Reisejahren, die waren von einem Tiefglanz der Farben und Gedanken — unerhört für ihre Zeit.

Jedoch, danach fragten die Leute nicht so sehr. Es hieß, er habe sich ein Haus an das Moor gesetzt, das sich äußerlich nicht unterschiede von kümmerlichem Bauernbau, aber im Innern sei es ein Märchen. Er hätte eine Ziege und melkte und fütterte sie selber, strich in breiten Holzschuhen ums Moor und triebe es in den Nächten, wenn die Irrlichter über den Sümpfen tanzten, mit Nebelfrauen und Geistern der Einsamkeit. Dazu hätte er einen grauen Rock an wie aus Nebel gewoben, der über den Hüften mit einem braunen Stricke gehalten würde. Vielleicht büßte er in Wahrheit für alte Sünden. Auch litte er an einer aussichtslosen Liebe für eine schöne Schloßfrau . . .

Wilhelm Kellinghausen geriet darüber in große Freude; denn er erkannte, wie sich nun doch allgemach die Brücke vom Menschen zu den Menschen baute. Auch spürte er in den wunderlichen Geschichten dem Körnlein Wahrheit nach, das zuletzt in jeder lag, wenn auch zutiefst verschüttet.

So wuchsen dem Hausvogt neue Aufgaben im Leben. Und er, dem die Reisebilder in buntem Gedräng noch durch das Hirn flimmerten, als er in der Marisheide seßhaft wurde, und der sich in seinen Tagen herumgestreut hatte fünfzig Jahre — dieser Mann wurde nun ein Eiferer um die königliche Art eines anderen. Die stille Getragenheit der Tage, die Größe des Werks, das er aus dem Genie des Maris hervorgewachsen sah, wiesen auch ihn auf eine klare Straße, für den die Welt einst nur Katersteige gehabt hatte. 39 :

In dieser Zeit fing er an aufzuschreiben, was ihm an dem Leben des Maris merkwürdig war. Zunächst legte er sich ein schmales Büchlein an, dem gab er den Titel »Die Brücke«. Auch schrieb er ein Geleitwort hinein — den Gedanken, den ein Dichter gedacht hatte; aber die Form war ihm nicht ganz im Gedächtnis geblieben. »Anekdoten sind die Hentel der großen Seelen, die dadurch faßlich werden für den Hausgebrauch«.

In diesem Büchlein sollten die Legenden aufgezeichnet werden, die sich um Maris bildeten — selbst unter den Leuten des nahen Moordorfs. Aber wie es in der Regel ist: wenn sich das Auge ein Ding bei gutem Lichte besieht, erwacht dem Geiste der Wunsch, hineinzudringen und die Wesensart zu ergründen.

So geschah es auch Wilhelm Kellinghausen. Er suchte nicht nur in Entdeckerfreude nach dem Körnlein Wahrheit; und nicht bei der Spur beschied er sich, die der Galoppsprung der Legende in den geruhigen Tagen des Heidekönigreichs zurückließ. Er setzte die ganze Wahrheit daneben.

Was hatten sich Einfalt und Fantasie allein um das Hüttlein draußen im Paradiese nicht für Märchen gedichtet! Nun wob schon sanfter Verfall um den kleinen Bau, und der Odem glückhaften Verlorenseins, der einst dort geweht hatte, Wunder zu tun, war selbst für Wilhelm Kellinghausen nur schwer darin aufzufinden.

Deshalb fuhr er insgeheim Tisch und Bettstatt und den Sessel wieder hinaus. Was der Wurm fraß, was die Spinnen einspannen, setzte er instand. Selbst den kleinen Lederbeutel mit dem Restchen hartmäuligen Tabaks und die Pfeife, die Mutter Glossy vor Jahren herübergetragen in ihr Haus — beides

tat er wieder an seinen Platz im Sparrenwert, wie es gewesen war zu der Zeit, da unter dem niederen Dach ein seliger Künstlerwille blühte.

Die Hütte malte er in sein Buch — denn das Büchlein von einst hatte sich längst zu gering erwiesen an Umfang. Einen stattlichen Klosterband in Leder, die Blätter aus holländischem Bütten, hatte er sich beschafft. Aber der Titel war geblieben.

Doch war die Abfassung dieses Werkes nicht seine einzige Pflicht — selbst dann nicht, als er zu dem lehrreichen Abschnitte gelangte: »über den Kampf des Genies mit dem Unverstand«.

Wenig ergötzlich war es für ihn, diesen Kampf am Schreibtische zum anderen Male zu fechten, der draußen für ihn verloren war. Seine Bilderreisen hatte er aufgegeben — aber nicht etwa, weil sich die Theilnahmslosigkeit und Stumpfheit des Volkes geändert hatte.

Nie zuvor war jeder Stunde seines Tags ihre Aufgabe zugemessen gewesen wie jetzt. Am liebsten hätte er auch selber gekocht — obzwar er gegen die Kunst der rundlichen Frau Malve nicht die geringsten Einwände zu machen hatte. Auch die Zimmerwände hätte er gern selber gesagt, denn das Mädchen verschob mit andachtlosen Händen die Bilder; und im Büchersaal knuffte sie die sorgsam gestellten Bände in die Rücken, daß sie erschreckt auf den Regalen gegen die Wand flohen.

Ein langwierig aber herrlich Werk war es gewesen, dies Haus zu richten bis in den schönen Überfluß von Ernst und Erhabenheit, in dem jedes Stück eingestimmt war auf die feierliche Freude des Lebens, die Matheis Maris erfüllte.

Es wechselten nun schon längst Herbst und Frühling über die Weißbuchenbede dahin, mit der Pieter

Bosboom das Besitztum eingefriedigt hatte. Und es blühte sich jede Jahreszeit in Fülle durch den Garten, der ringsum lag. Darüber hinweg aber war dem Auge der Weg offen in das unendlich stille Traumreich der Heide, aus dem das Summen der Immen sich herüberwob; in dem die Schmetterlinge auf breiten Schwingen schwebten oder taumelten in der Luft an der Sonne, und in dem die Nachtigallen schlugen in den Stechpalmbüschen.

Was dem König in diesem Hause nicht erspart geblieben wäre, nämlich: den Kampf zu kämpfen mit dem Unverstande seines Volke und mit den Bedürfnissen des Tages — dem allem war er nun enthoben durch seinen getreuen Dogt. Recht gotthast kam er sich vor in seinem Dasein — nicht überheblich, als wär' er ein Gott, sondern: er maß, es wohne ein wahrhaft göttliches Glück in ihm, wie es den Schöpfer der Welten erfüllt haben müßte, da sich sein Werk neugestaltet und schön und von dem Glanze erster Erdenmorgen umstrahlt vor ihm auftrat.

Droben am Fenster seines Maltraums stand Matheis Maris und legte die Augen an das königliche Blau des Himmels oder an das glückselige Blühen der Erde. Selten schritt ein Wanderer über die pfadlose Ebene. Selten klang ein Geräusch aus dem Hofe Jan Greefs zu ihm herauf. In gemessenem Schritte zogen die Tage.

Was er in seiner Lehrzeit draußen gesucht hatte, lag nun beschloffen in ihm. Die Weisheit der Besten unter den Menschen war verwahrt auf den Regalen im Büchersaal und bot in Reinheit und Fülle, wonach ihm der Sinn stand.

Das Moos auf dem traulichen Dache wob die Zeit zu grünschimmerndem Teppich aus Samt. An zehn Jahre verflossen, seit Matheis Maris nach

seiner Reise in die Heimat zurückgekehrt war. Der Wandel, mit dem die Zeiten an Menschen und Menschenwert vorüberziehen, war innig und heimlich gewesen und kaum von einem im Hause bemerkt. Frau Malve, die rundliche Kochfrau, war noch runder geworden. Und Agathe, das Hausmädchen, hatte ihre Verlassenheit längst ausgeweint und sich mit dem neuen Dasein so herrlich abgefunden, daß sie meinte: wenn sie dennoch dereinst hinausziehe, so müßte es schon ein Graf oder gar ein Fürst sein, dem sie als Ehefrau folge; denn eines Bauern wegen — und hätt' er gleich dreißig Kühe im Stall — schaue sie sich gar nicht erst um.

Wilhelm Kellinghausen aber hatte sich für die schöne Jahreszeit einen trautsamen Winkel geschaffen, wo am Gartenende die Hecken gegeneinanderliefen. Dort hatte der Schnitt seiner Sphäre kein Reis gestuht. Nun flochten sich die Zweige längst zur grünen dichten Kuppel zusammen.

Manch sonnigen Sommertag hindurch saß er in dieser Schattenlaube und schrieb in den dicken Lederband, was er sich auf fliegende Blätter vermerkt hatte aus dem Leben des Matheis Maris, von seiner Entwicklung und seinem Werk. Und er stellte Betrachtungen an über das Wesen des Genies und über die Brücke ins Land der Menschen und wie sie sich langsam weiterbaute, so langsam, daß nach zehn Jahren kaum der erste Pfeiler errichtet war von den vielen, die die hochgeschwungenen Bogen dermaleinst tragen würden.

Nicht ohne bittere Ausfälle gegen Hartmütigkeit und verblödete Geister ging es da ab. Aber im ganzen: die Luft im Reiche des Heidelönigs war stark und rein. Und die Höhen, von denen auch Wilhelm Kellinghausen auszublicken gelernt hatte

mit der heiteren Ruhe seines Meisters, waren so hoch, daß sich das Bild der Menschenerde mit leidlich verhöhtem Gemüte betrachten ließ.

Der Mann, der diese Betrachtungen zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, war darüber ein freundlicher Greis geworden. Manchmal setzte er sich hinaus in die Sonne; denn selbst das heiße Mittagslicht des hohen Jahres bedrängte ihn nicht mehr. Still sah er nieder auf seine Hände, in denen die blauen Adern dahinspielten oder an denen der Pulsschlag flämmerte. Aber die Flammen, die einst in ihm gelodert hatten in flackernder Not, die waren nun alle ausgegangen; ein ruhiges Feuer brannte in ihm wie an sturmgesicherter Herdstatt. Doch den Schnee auf seinem Haupte schmolz es nicht mehr. Und vom schicksalhaften Wandel der Tage sprach um jene Zeit weder sein Mund, noch schrieb davon seine Feder. Er hatte sich zu der Lebensauffassung hingewandelt, die seinen Meister trug durch ein Dasein in Glück und Schönheit, denen beiden der Wind eines Schicksals kaum die Falten der Gewänder verwarf.

Je und je wird niemand erfahren, wie viele Jahre hindurch er seine Einzeichnungen in das dickleibige Werk betrieben hat. Und je und je wird niemand bestimmen Tag und Stunde, in denen er plötzlich aufgehört hat zu schreiben. Der geräumige Band mag, nach Lage der Dinge, in die Hand eines seltenheitshungrigen Briten geraten sein, der ihn vielleicht hütet als Schatz in seinem Stammschloß am Tweed.

Wenn es aber einmal geschieht, daß eine späte Zeit auch dieses Werk ans Licht bringt, so wird daraus zu ersehen sein: Matheis Maris selber hat die Einzeichnungen seines Hausvogts fortgesetzt. In anderem Sinne zwar als jener; denn ihm war die

Stimme nicht verliehen, über sich selber zu reden. Er mag das Leben des Schreibers von heiterer Höhe des Lebens betrachtet haben und in der trosthaften Weisheit, die ihm zuletzt wieder eigen war. Zuletzt. Denn es gab eine Zeit, da dachte er hart von den Menschen und sprach mit einem Munde von unerschöpflicher Bitterkeit über die Verwahrlosung der Herzen und Geister, die als Krankheit Völker erfaßt.

Es ist nicht festzustellen, ob davon etwas in jenem Werke geschrieben wurde. Aber in fröhlicher Dankbarkeit und heiterer Schau in verklärende Fernen wird er von Wilhelm Kellinghausen geredet haben — wie es aus den letzten Worten zu erkennen ist, die er aufschrieb und von denen die Welt erfuhr.

Und dennoch: nicht herzfreudiger hatte er von seinem getreuen Dogt reden können, als es dieser getan über einen Menschen, dem Matheis Maris — nächst sich selber — die vielen Jahre in Glück und Schönheit dankte, welche Wilhelm Kellinghausen mit ihm im Heidekönigreiche verlebte. — Jener Mensch war Frau Ditha Rosenbaum.

Nie hatte Kellinghausen diese merkwürdige Frau gesehen; denn wenn er in dem Hause der kleinen Gasse Dresdens nach Maris gefragt, hatte ihn das Mädchen abgewiesen. Ditha Rosenbaum war der Meinung, er sei ein Irrlicht für die Jugend und den Genius des Maris.

Auch Matheis Maris selbst ist ihr im Leben nie wieder begegnet. An einer Wegtrennung lernten sie einander kennen und gingen voneinander fort. Aber als Wilhelm Kellinghausen den Kampf mit der Vergessenheit und Stumpfheit aufnahm in seinem neuen Vaterlande und diesen Kampf aufgab mit vergälltem Gemüt, da war in der kleinen häßlichen klugen Frau der Stern aufgegangen in der Finsternis.

Zerschüttet hätte sie sich vor Lachen, schrieb sie damals; weil sie nun gar unter die Sonnen und Monde des Himmels erhöht worden sei.

Nun, sie ahnte nicht, wie hell und weithin der Strahl ihres Lichts noch scheinen würde in einer Zeit, in der ihr freundliches Auge schon längst erloschen war. Und Wilhelm Kellinghausen wußte nicht, welch ein deusam Sinnbild ihm eingefallen war, als er sie den Stern in der sinkenden Nacht nannte; denn auch das Bild eines Sternes, wenn er seit Jahren ausgegangen am Bogen des Himmels, hält der Äther noch fest und funkelt seinen Glanz in das Menschenauge und den freundlichen Wahn, daß noch der Born dieses Lichts am Firmamente des Himmels nicht verschüttet sei vom Wandel der Zeiten.

Als Ditha Rosenbaum in Dresden die Botschaft von der Marisheide erhielt, lag sie krank auf dem Langstuhl und lachte sich gesund über die Ehre, die man ihr erwies. Der Handel, den sie trieb, war ihr leid geworden. Von des Maris dankbarem Gedenken hatte sie schon aus Damastus einen Beweis erhalten, den er ihr sandte aus der schmalen Gasse, in der Ditha mit Schalom Rosenbaum vor einem Viertelhjahrhundert einen Basar besessen hatte.

Und nun kam der Ruf Wilhelm Kellinghausens, dem Matheis Maris ein paar herzliche Worte angefügt hatte. Dielleicht hätte keiner von allen Menschen den Inhalt jenes Briefes, bis in die Darstellung von der Dumpfheit der Mitwelt, so klar erfassen können, als Frau Ditha. Eine Tür im eigenen Leben schlug ihr die beredte Klage auf aus dem einsamen Weltwinkel.

Sür ihre Betriebsamkeit war sie noch nicht alt, krank und müde genug. Da dachte sie: „Ich will die

Kraft und Freude, die mir geblieben sind, in den Dienst dieses Genies stellen.“ Wenn Maris ihr nur einen Teil seiner Schöpfungen mit dem Vertrauen übergab, wie er ihr damals seinen hilflosen äußeren Menschen anvertraut hatte, damit sie ihn ein wenig zurechtstutze für die Welt, so wollte sie ihren Weg für ihn und sich schon gehen.

Zehn Jahre waren seitdem verstrichen. Etliche Sommer schon saß sie in einer behaglichen kleinen Wohnung am Terrassenufer, hatte den Ausblick auf den Strom, schrieb von Zeit zu Zeit ihren Gruß und ihre Wünsche nach neuen Gemälden auf die Abschnitte der Postanweisungen und kam ihren Pflichten mit der Pünktlichkeit und Ehrlichkeit nach, die sie Zeit ihres Lebens ausgezeichnet hatten. Sie wußte aus Briefen Kellinghausens, wie sich draußen auf der holländischen Heide die Dinge zurechtgelaufen hatten. Wie reich und gesegnet die Kraft war, die in dem abseitigen Hause schuf, konnte sie an den Bildern ausmessen. Aber da sie eine ungefüge Hand besaß, die über die Ziffern in ihrem Hauptbuche hinaus das Schreiben für eine unleidliche Handtierung hielt, gelangte sie in all den Jahren nicht zu einem Bericht über ihr dermaliges Leben und Wirken.

Nicht leicht ward es auch ihr, dem abseitigen Manne die Tore zu öffnen. Kein rühmender Zeitungsaufsatz half ihr dabei. Kein gerechter Ruf der Bewunderung erscholl in der Kunstwelt. Zu Zeiten war sie der Meinung, es wäre leichter für einen Toten zu wirken, als für diesen lebendig Begrabenen.

Aber sie hatte ihr Leben nun darauf eingestellt. Und weil sie nicht mit Feder und Tinte ihr Werk betrieb, sondern mit der ihr eigenen Beredsamkeit und mit dem Einsatz ihrer frohwilligen und tapferen Persönlichkeit, so zwang sie den Erfolg auch für

diesen letzten Abschnitt ihres Lebens. Es geschah ihr dabei wie dem Bublein, das von weither seinen Kiesel in die Mitte des Teichspiegels wirft: die kleinen Wellen schaukeln sich von dort bis ins Röhricht, und auf einmal gluckern die Wasser jenseits des Teiches.

Frau Ditha Rosenbaum hatte in der englischen Kolonie in Dresden . . .

Ja, damals geschah das.

An einem Herbstnachmittage war Wilhelm Kellinghausen mit ein paar Fremden zu Wagen hinausgefahren nach der Heidehütte. Klar und sonnenhaft war die Zeit. Es kam nun schon nicht mehr selten vor, daß die Neugier zu dem Dorf im Moor hinauspilgerte, den Mann mit den Augen zu sehen, dessen Größe über die See hinüber in England ein Echo wachrief. Briten waren es auch diesmal, die an jenem Herbsttag erschienen. Sie hatten in Amsterdam nach Matheis Maris gefragt. Man schüttelte verwundert den Kopf — Matheis Maris? Man erklärte. Man kam durch Bericht, kam mit Legenden zuhülfe . . . Ein Maler? Ein Heidekönig? Einfältiges Lächeln schloß sich an diese Fragen. Wenn es so etwas in der Nähe gäbe, oh, dann würde man wohl auch davon gehört haben. — Das war im elften Herbste nach der Heimkehr des Maris in die Heimat. Im elften Jahre des Schaffens eines Mannes von Prophetengröße und Einmaligkeit, an dem sich sein Vaterland stumpf vorbeilebte.

Matheis Maris sahen die Fremden freilich nicht. Die Scheu, sich jahrmarttsmäßig auszustellen, war unüberwindlich in ihm. Aber die Besucher hatten Glück: sie wurden außer durch den Malraum durch alle Zimmer des Hauses geführt. Auch waren sie

gekommen, zu laufen. Danach beschloß man, mit dem offenen Wäglein und den erstandenen Gemälden über die knüppelige Heide zu fahren, die Hütte zu sehen und jenseits die einsame Straße zu erreichen.

Wilhelm Kellinghausen geleitete die Gäste zu Wagen noch ein Stück weiter, bis jene Straße von einem Hügel aus für eine kurze Fahrtstrecke sichtbar ward, als sie sich aus der Sandsente erhob. Kein Haus und kein Gehöft lag in der würzig duftenden Ebene, die sich sacht in ihr Sterben blühte. Pfadlose rosige Weite ringsum.

Weil der Abend hereinbrach, schnitt der einsame Heideläufer in gerader Linie querüber. Die sanfte Welle des Sandsacks, die sich vor der Hütte in der Ferne erhob, warf ihren sandweißen Schnitt nun finster gegen das Glimmen am Westhimmel und wies ihm den Weg in den Tod; denn von dieser Wanderung ist Wilhelm Kellinghausen nicht heimgekehrt.

Es wurde nach etlicher Zeit der Fuhrknecht ausfindig gemacht. Er bekundete: der alte Mann sei nicht zwischen den Trajen des Wagens zurückgegangen, sondern habe — offenbar in der Absicht, vor völliger Sinsternis nach Hause zu kommen — die Sehne des Bogens gewählt, den der Wagen wegen des Todmoors zur Hütte hätte fahren müssen. Man habe ihn vom Wagen aus noch wandern sehen. Auch stehengeblieben sei er einmal und habe für den rückschauenden Knecht mit geschwungenem Arm die Richtung gedeutet . . . Schon ein Schatten war er da geworden im Schummergrau des Abends.

Pieter Bosboom und Matheis Maris haben die Spuren der Trajen gesucht, da trübselig rinnender Heideregen schon darüber gewaschen hatte. Sie

haben sich den Fuhrknecht geholt, der ihnen die Stelle finden half, an der Kellinghausen den Wagen verlassen hatte. Von dort aus sind sie querwegs durch den grauen Tag über den grauen Grund der Heide gezogen. Da stießen sie gradaus auf den gefräßig lauernden Sumpf. Sanft und schuldlos lag der fast schön in der Totenstille, die ringsum war; denn um die Zeit der leise wehenden Regen erwachte die trügerische Moosdecke zum Leben. Ein funkelndes Spiel der Farben warf sich darüber, das im Sommer die Sonne auffog. Dann wob sich ein mißfarbig Gewebe von Moder und Flechten weithin. Betörend für das Auge des Heidefremdlings lagen Inseln darin, auf denen die weiße Birke oder die struppig niedere Kusselöhre wuchs. Und der streichende Kauz oder im Sommer die Nachtigall sahen wohl hin und her zwischen Moos und Kiefer einen schmalen Strich Wasser herausblicken, der das Bild eines Sterns in sich trant — herausblicken wie das türkische Auge eines lauernnden Raubtiers. — So war das mit dem Todmoor.

Kein Zeichen davon war am Rande, hinter dem der Grund zu wanken begann, daß hier ein treuer Mensch in furchtbarer Noth mit seinem Sterben gerungen hatte. Kein Moostrumm, kein Heidebüschel war ausgerauft. Kein Grüblein war sichtbar in dem weichen Grund, das ein Stiefel getreten hatte; denn nicht länger als eine Stunde oder zwei blieb die Spur stehen: es rann ein Häuflein Wasser darin zusammen und langsam hob sich das federnde Geflecht des Moores wieder darüber hinweg.

Je und je wird kein Mensch sein, der einen Eid schwören dürfte: im toten Moore liegt der Hausvogt begraben. Zwar: tausend Zeugen stehen ringsum — die Söhren, die Halme, das Ried der Heide,

die Birken und die Stechpalmen und die fürchterliche Ödnis, die im Sommer erfüllt ist von den süßen Träumen der Salter und Immen . . . tausend Zeugen stehen ringsum; sie alle haben es gesehen und gehört, wie der alte aber zulezt doch landfremde Mann in seinen Tod gesunken ist mit qualvollem Schrei — aber sie schweigen. — So sagen die Leute.

Wilhelm Kellinghausen war der erste von denen um Maris, der in das andere Land zog. Deutlich sahen sich die Menschen dabei an. Es ging eine Rede unter ihnen, daß der Tod stets ihrer drei abrufe aus der gleichen Straße. So geschah es auch diesmal. Im Frühjahr schloß Mutter Glossy sich hinüber ins Reich der Sterne, so recht still und sanft, im Lehnstuhl, den sie ihr hinausgerückt hatten in die Sonne, und eingewoben in die Blümenträume des Lenzes, der sich in den Tulpengärten aus der Erde blühte. Und nicht lange danach kam die große Bildertiste aus Dresden zurück, die Pieter Bosboom der Zweite, der nun schon ein däster Moorbauernjunge geworden war, nach Großmutter's Tode für Matheis Maris zur Bahn gefahren hatte. »Verstorben« hatte ein sächsischer Kollfuhrmann darauf getrißelt.

So war auch die dahingegangen! Spätherbstlich und einsam war es um Matheis Maris geworden auf der Höhe seines Lebens. Aber das Licht, das Frau Ditha angezündet hatte, erlosch nicht.

In der englischen Siedlung der Elbestadt hatte sie schon seit einigen Jahren klarsichtige Freunde für die Größe des Meisters auf der fernen fremden Heide geworben — zu jener Zeit, in der sich auch der deutsche Markt ihm fast gänzlich verschloß. Das war, wie die Werke des Maris von dem tiefgehenden Wellenschlage seines Gemütslebens erfüllt wurden; das war, wie er die Natur mit ihren Geheimnissen

zu beleben begann; das war, wie dichterische Auffassung und zartere Farbengebung ihm die wuchtige Bauernart ersetzten, mit denen er nun die seltsamen Stimmungen des Schweigens und die Stimmen der Einsamkeit versinnlichte. »Der Edgar Allan Poe unter den Malern!« hatte ein Engländer in staunender Begeisterung ausgerufen vor einem seiner Bilder. Frau Ditha hatte sich damals viel Mühe gegeben, das Wesen dieses Dichters Edgar Allan Poe zu erfassen, bis sie die Bezeichnung einer »realistischen Mystik« für die Kunst des Maris erfand. Das war ein Schlagwort. Aber die kluge Frau hat damit nicht nur die Türen zur englischen Siedlung in Dresden gesprengt, sondern auch das Tor, das vom Festland den Weg zu dem britischen Inselreiche öffnete.

Die Bilderkiste, die den Weg zurückgefunden hatte auf die Marisheide, lehnte danach lange zugemagelt im Winkel.

Schweigend erschien Matheis Maris zu den Mahlzeiten, wenn ihn der Gong rief. Im Schaffen und Sinnen betraf ihn der Sommer, der dem Tode Dithas folgte. Wochenlang bekamen kaum die beiden Frauen Malve und Agathe seine Stimme zu hören; ja selbst gesehen hätten sie ihn wohl wochenlang nicht, wenn sie ihm nicht hinter dem Küchenfenster hervor nachgeschaut hätten, so oft er aus dem Hause ging.

Die stille Heiterkeit auf seinem Antlitz wandelte sich. Um seinen Mund, der herb aber voll männlicher Klarheit gewesen war — um seinen Mund schlügen sich Haken, wie sie das Alter um die Lippen der Bauern schmiedet. Der Schnitt seines Gesichts ward scharf und hart, und sein durchsonntes Auge dunkel wie die Dämmerung, in der die Wetter leuchten.

Pieter Bosboom fand sich nur noch selten zu ihm herüber. Welten lagen zwischen dem Hedentor des Maris und dem Dorfe; Meilen legten sich zwischen ihn und Pieter. Auch hatte Pieter um das Seinige zu sorgen; denn sieben Bosböömchen waren ausgegangen in zwölf Sommern, fünf Buben und zwei Mädcl. Dazu fehlte die Großmutter an allen Enden. Frau Nele funkelte zu Zeiten sehr blickhaft durch Haus und Hof, und die Bosböömchen wadelten dann in der elektrischen Schwüle der Luft.

In diesen Wochen machte Nele Bosboom mit der Kochfrau Malve einen heimlichen Vertrag. Die rundliche Hüterin des Hauses war nämlich der Meinung: seit der daseinsfrohe Dogt seinen nichtswürdigen Tod gestorben, könnte sie, könnte das ganze Anwesen drüben nimmermehr hell werden. Frau Malve tat sich etwas auf ihren Scharfblick zugute. Sie sah die Zeit nicht fern, in der Herr Matheis Maris in gehässiger Verachtung eines Morgens ihr und Agathe den Dienst aussagen würde, weil er nun wieder hinausjoge in die Hütte!

Gesagt schaute die Kochfrau auch dieser Zukunft entgegen. Es machte ihr seit des umsichtigen Wilhelm Kellinghausens Heimgang keine Freude mehr, ihren Posten im Heideschlosse zu versehen. Die Vorratsräume waren leer; Matheis Maris war nicht nur der Welt der Menschen allgemach abgestorben, sondern auch jedem Tafelgenuß. Nein, es war keine Freude mehr, seit Kellinghausen in jeder Woche von den Schlächtern, Seinwarenhändlern, Bäckern und Zuckerbäckern die Waren verschrieben hatte und von Zeit zu Zeit sogar selber mit Pieter Bosbooms Eselwäglein in die nächsten Gleden kutschierte, um Kammern und Kästen zu füllen mit allem, nach dem einer feingebildeten Kochfrau das Herz steht.

Herr Maris hatte nie ein Wort gegen diese würdige Lebensführung eingewendet. Aber für ihn selbst wurde damit nicht einem dringenden Bedürfnisse Rechnung getragen. Zuerst versuchte es Malves List, ihn sehnsüchtig nach den anderen Tagen zu machen. Was der Tisch da zu tragen hatte, wog nicht schwer: Eier und schwarzes Landbrot. Selbst der Kaffee mußte sich mit ländlich schändlichen Zutaten befreunden. Ein Pfannkuchen aus Heidekorn, dürrtig geschmälzt, ward zur Sonntagspeise. Und Fleisch gab es nur, so einer in den Häusern von selbsterzeugtem Bedarf ungerne ein wenig abgab.

Matheis Maris erblickte in dieser Schmälerei der Tafelfreuden keineswegs einen Angriff. Doch dem Dorschlag der Kochfrau, einen neuen Dogt mit den Befugnissen Kellinghausens einzustellen, begegnete er mit denkwürdigem Lächeln. Weil sie das als Abweisung betrachtete, erklärte ihm Malve gerade heraus: es könnte so nicht weitergehen. Sie selber fiele vom Fleisch, und er — der Herr — sähe aus wie der lakadusische Taucher, oder wie das Männlein geheißten hätte, das sie einmal auf dem Jahrmarkt gesehen. Daß einer seine Verachtung der Welt auf sich selbst übertrüge, nein, das ginge denn doch zu weit . . .

Die kleine Frau redete drei Druckseiten. Schlecht hin töricht war nichts. Erwägenswert aber erschien Herrn Matheis Maris nur der Dorschlag: für den dürren Tisch, den er zu machen beliebe, brauche er keine dicke Köchin zu halten; dazu reichten die Kenntnisse des Mädchens Agathe lange noch hin. Auch war drüben bei Nele Bosboom ein Platz frei für sie, den Großmutter Glossy in Gleiß und Treue gehalten hatte viele Jahre.

Nun, Matheis Maris war nicht harthörig. — So löste sich wieder ein Blatt vom Baume.

Abends, als sie die blaubemalte Lade und den Reiseforb Malves zu Bosboom hatte tragen helfen, kam das Mädchen Agathe in das Bücherzimmer, wo Maris unter der Schirmlampe las. Sehr bange war ihr. Solch einen schicksalhaften Wandel der Tage hatte sie nicht als Posten in ihre damalige Rechnung gesetzt. Ob sie nun auch fortgeschickt würde? fragte sie mit leisem Schluchzen.

„Ich habe noch keinen fortgeschickt,“ sagte Matheis Maris, „weder den Vogt, noch Mutter Glossy, noch Frau Ditha, noch Malve. Sie sind alle von selber gegangen. Wenn du diesen Wunsch nicht hast, Agathe, so kannst du bleiben. Auch habe ich in einem letzten Willen eine Summe ausgesetzt für jeden, der in meinem Hause dient an dem Tag, an welchem ich sterbe. Und wenn es gleich käme, daß nicht viel an barem Gelde da wäre, so werden doch sehr viele Werke von mir da sein, deren Verwertung nach meinem Tode geschidter erfolgen wird, als ich es jetzt wünsche und auch als ich es vermag.“

Er senkte die Augen ins Buch. Da trat das blonde Mädchen, das mit ihren fünfunddreißig Jahren aussah wie hoher Heidesommer, zu ihm und ergriff seine Hand und weinte ihre tiefe Freude darüber.

„Es ist gut, Agathe,“ sagte er, „du dankst nur für einen Lohn, den ich der Treue zu zahlen verpflichtet bin. Ich dagegen werde dereinst tief in deiner Schuld sein, wenn du — wie du sagst — mich auch fürderhin ertragen willst.“

Spät in der Nacht kam noch Pieter Bosboom zu ihm. „Nun, Matheis Maris, du hast auch die Malve gehen lassen? Soll das heißen, daß du ganz verbiestern willst? Hättest du da nicht besser getan, du

wärest gleich in der Hütte geblieben? Weißt du nicht, daß die Menschen die Köpfe schütteln vor deinen Bildern, weil du Dinge hineindichstest mit dem Pinsel, die nicht in der Welt sind? Du hast dich nun ein Duzend Jahre vergraben — nicht viel tiefer freilich, als wir alle vergraben sind am Rande des Moores. Aber, Matheis Maris, es ist eine gefährliche Gabe, sich hier festzuwurzeln, wenn einer solch ein Traumherz besitzt wie du! Du machst dir eine Welt zurecht, die nicht da ist — und du willst dich wundern, daß du allein bleibst darin? . . .“

Noch viele Fragen hatte Pieter Bosboom für Maris. Er hatte über all diese Dinge seit dem Begräbnistage Mutter' Glossys nachgedacht; denn er hatte damit zu tun bis über die Mitternacht hinaus und wußte dann immer noch eine.

Nach etlichen dieser Fragen sagte Matheis Maris »Hm«. Das deutete sich Pieters Durchschnittsverständnis als Ja. Aber Maris meinte das Gegenteil. Er fand es nur nicht für nötig zu antworten. Selbst mit der Beredsamkeit eines Salomo hätte er sich dem ehrlichen Pieter nicht verständlich machen können.

Und weil Matheis Maris nicht zu einer Antwort kam, wie sie Pieter erwartete, so ward jene Sommermitternacht zum letzten Beisammensein der beiden Männer. — Wieder löste sich ein Blatt vom Baume.

So ging er dahin. Maris sah ihm mit der Wehmut nach, mit der er Wilhelm dem Getreuen, Glossy der Ergebungsvollen und Ditha der Tapferen nachgeschaut hatte. Ihm war als wäre Pieter Bosboom gestorben. Er konnte jenen kein Wort nachrufen über die dunkle Schwelle, über die sie gegangen waren; und er konnte der Sorge des Freundes kein Licht in die Hand geben, dessen Strahl zu einer Brücke ge-

worden wäre über die tiefe Kluft der Welten, in denen sie lebten.

Matheis Maris fror in seiner einsamen Größe. Wenn er teilhaben sollte an ihnen, wie sie es forderten, dann mußte er sein Werk vergessen, sein Denken, sein Eifern, seine Andacht, seinen Glauben. Er mußte sich selber dahingeben; und es mußte mit ihm geschehen, wie es heißt von dem Gesalbten des Herrn: »Er nahm Knechtsgestalt an und ward wie ein anderer Mensch« . . .

Jener hat dieses Werden wie ein anderer Mensch mit dem Tode bezahlt. — Des gedenket!

Lange nach Mitternacht stand Matheis Maris noch an dem hohen Fenster seines Malkraums. Er hatte die Lampe ausgetan. Das Licht des vollen Mondes umfloß ihn.

Weithin in die Heide sah der Meister, wie sie im blauen Dufte des Himmels schwamm. Es war die Stunde, in der die ersten kleinen Sterne ausgehen. Da schrieb er ein paar Zeilen an das Mädchen Agathe, legte das Papier auf den Tisch, wo sie es finden mußte, wenn sie in der Frühe die Arbeit begann, kleidete sich um, nahm den Gehstod und wanderte zwischen dem Schlafen der Menschen hinaus in den Nebelglanz. Er zog den Steig über das Moorflöz dahin, der nun seines Weges silberte zwischen beschlagenem Ried; und als der Morgenstern allein übriggeblieben war von den funkelnden Lichtern des Himmels, schritt Maris an dem Geleise der Heidebahn entlang, kam zu dem Züglein, das sich zwischen Tau und Tag über die Ebene pustete, und reiste nach Amsterdam.

Nicht etwa der Gedanke war ihm gekommen bei

dem Gespräche mit Pieter Bosboom: er müßte sein Leben nun anders einteilen und regeln, oder er müßte sich zerstreuen . . . Ach, er kannte ja kein Wort, das ihm lächerlicher erschien als dieses tausendfältig mißbrauchte im Munde der Menschen! Seit Jahren hatte er es nicht mehr vernommen — da behaupteten an dem einzigen Tage Frau Malve und Pieter Bosboom: Zerstreung wäre das Allheilmittel für seinen höchst bedenklichen Zustand! Er hatte dies Wort in seiner Wanderzeit zum ersten Male gehört — draußen in den großen Siedlungen der Städte, wo sich die Menschen von früh bis spät aufteilen in unsagbarer Zersplitterung, wo ihnen die Bilder des Tags durch die Sinne laufen als ein endlos flimmerndes Spiel. Kein Bauer, der still und gesammelt sein Werk tut von Tagesgrauen bis Nacht, kein Jäger, kein Hirt auf einsam grüner Alpe hat dies Wort bei der Hand. Aber jene, die sich wahrhaft hinstreuen in ihre Tage, die halten es allzeit bereit und wissen gar nicht, daß, wenn sie es aussprechen, die Sehnsucht nach Sammlung aus ihnen redet . . .

Während er so seine Gedanken spazieren führte, lachte Maris vernehmlich durch das Wagenabteil. Die morgendlichen Schläfer schauten verwundert nach ihm auf. Nun — er hatte weder das Bedürfnis noch die Absicht, sich zu zerstreuen. Sondern es war ihm bei Pieter Bosbooms vielen Fragen eingefallen, daß er seit dem Heimgange seines getreuen Dogts allzulange nicht daran gedacht hatte, eine Menge Dinge selber zu betreiben, die ihm Kellinghausen abgenommen hatte. Da waren Schuhmacher und Schneider, deren keinen er seit Jahren zu Gesicht bekommen hatte. Es waren Wäschestücke zu ersetzen — kurz, es mußte von ihm nun einmal durch ein

paar Wochen aufgenommen sein, womit die meisten Menschen einen großen Teil ihres einzigen Lebens verbringen. Wilhelm Kellinghausen hatte diese lästigen Pflichten gleich für ihn und sein ganzes Haus übernommen — in dem Augenblick, in dem er erkannte, daß er zu dem ursprünglich erwählten Werk nicht hinreichte; wenn einer neben ihm stand wie Matheis Maris, so schien es ihm klug, sich zu befreien und diesem die Schuhriemen zu lösen.

Wenngleich Matheis Maris die Gipfelhöhe des Lebens erstiegen hatte, ohne sich um derlei Dinge jemals zu bemühen, weil erst Mutter Glossy, dann Frau Ditha, danach die Gräfinnen Kolilee und Eiselott und schließlich der Hausvogt — verstehend oder nicht — Sorge getragen hatten, daß die Bilder seiner inneren Welt in aller Herrlichkeit wachsen konnten . . . wenngleich dies also der Fall gewesen, so war Matheis Maris von seinen Kindertagen her doch in ein Dasein gestellt worden, in dem er jede Stunde selbst in die Hand nehmen mußte. Und mit einem gutgemachten Bett hatte dies Dasein dreißig Jahre lang nicht die mindeste Ähnlichkeit gehabt. So war er wohl in seiner Denk- und Redeweise seiner Umgebung fremd geworden, aber nicht ein hilfloser Mensch, der nicht weiß, was er mit den Dingen anfangen soll, die ihm das Leben an jedem Tage zuwirft.

Er hatte in der letzten Zeit auch nicht selten Briefe aus England bekommen. Die erzählten, wie ihm seine Art im fremden Lande wohl noch nicht zu großem Ruhm oder gar Volkstümlichkeit verholfen habe, wie jedoch eine Gemeinde von Kunstfreunden seiner Entwicklung mit tätiger Teilnahme folgte.

Schon in der Kleinbahn, in der der Schlaf noch in allen Winkeln hauchte, verlor sich das Unbehagen, das ihn erfüllte, weil er sich in diese Reise schicken

mußte. Nun er sich einmal losgelöst hatte aus seinen jahrelangen schöpferischen Einsamkeiten, kam ihm der Gedanke: ob die Vorliebe der Briten für das Geheimnisvolle in seinen Werken ihm nicht einen Weg weisen müßte, sich mehr und mehr von seinem Volk abzuwenden.

Das war für einen Mann, der so tief in der Heimatsholle wurzelte, ein feindseliger Einfall. Und mit feindseligen Augen betrachtete er ihn. Je nun — das Bäcklein, das Frau Ditha aus dem flutenden Goldstrom der Welt durch das Haus im Heidewinkel geleitet hatte, war versiecht. Und Matheis Naris hatte — durch die Jahre zwar verwöhnt — die klugrechnende Bauernnatur in sich nicht hineinkümmern lassen in ein lächerliches und hochmütiges Narrentum. Über den Gewohnheiten einer langen Zeit hatte er nicht vergessen, daß für ihn zu einer Lebensführung in Glück und Schönheit zwar nicht die Befriedigung von Ansprüchen gehörte im Sinne des Grafen Kressenfels, aber es gehörte dazu die Befreiung von zermürbenden Sorgen um die Nahrung und die Notdurft des Daseins.

Die Entbehrungen der Lehrjahre erschienen ihm wohl auch jetzt nicht unerträglich. Doch den Wunsch, nach einem köstlichen Leben von Arbeit, Fleiß und Gelingen auf die Wege äußerer Dürftigkeit zurückzukehren, die er in den Holzschuhen des Torfbauern hinter sich getreten — diesen Wunsch hatte er nicht.

Er mußte also in Zukunft nach allen Seiten auf sich selber stehen, sollte die Welt für ihn nicht wanken . . .

Doch hätten sich diese nüchternen Gedanken auf spätsommerlicher Morgenfahrt vielleicht in ihm wieder niedergeschlagen zu dem funkelnden Tau eines Königstraums — da wurde in Amsterdam gleich

am ersten Tage durch ein denkwürdiges Erlebnis alles romantische Sinnen aus ihm verschleucht. Er spazierte durch die vertrauten Straßen von einst. Im Erker eines findigen Kunsthändlers fand er eine Anzahl Gemälde seiner Brüder Jakob und Willem ausgestellt. Jakob hatte belgische Landschaftsbilder und Tierstücke dort, lebenswahr, bunt, herausfordernd wie es dem Geschmaç entsprach. Willem Maris war mit humorvollen und lebhaften Szenen aus dem Volksleben der Sijßer vertreten. Und siehe da, es fand sich darunter auch eine jener kleinen holländischen Torlandschaften des Matheis Maris! Der einst hatte er die um fünf Gulden an Nikolaas van der Layen verkauft. Jedes der Bilder war von dem Händler mit einem Namensschilde versehen. Auf der kleinen Tafel des Matheis Maris stand hinter seinem Namen ein Kreuz und das Jahr seines Todes. Darunter die Preisangabe: tausend holländische Gulden.

Dem nachdenklichen Manne vor dem Fenster kam das zuerst sehr lustig vor. Ein rascher Wille wandelte ihn an, sich dem geschäftstüchtigen Ladenbesitzer vorzustellen. Aber dann zerschredte eine tiefe Trauer ihm das Herz. Er dachte an Wilhelm Kellinghausens jahrelangen vergeblichen Kampf, und daß er selbst weder Neigung noch Zeit hätte, die Stumpfheit dieses Volkes, mit der es ihm begegnete, zu wandeln. Ja, es fiel ihm sogar ein: der Händler würde mit sehr geteilten Gefühlen sich von seiner Lebensfrische überzeugen und gar nicht daran denken, einem Liebhaber für das Bild zu erzählen, daß das Werk den Lehrjahren des Malers angehöre und daß man Vollkommeneres erstehen könne von diesem Matheis Maris, soviel man Lust habe.

Mit siedendem Blute ging er von dannen.

Es war um die Mittagsstunde, in der das Leben auf den Straßen lief in buntem fröhlichen Gedräng. Ein Fremder zog Matheis Maris inmitten dahin, ein lebendig Begrabener. Sein Ringen, seine Größe, ihn selbst erklärte dies Volk für einen schauernden Irrtum. Sie liefen an ihm vorüber — nicht würdig eines Blickes war ihnen sein Werk.

Er kam an einen Straßenstern im Herzen der Stadt, der sich zu einem kleinen Platze weitete. Ungezählte fremde Menschen lachten und leuchteten sich an ihm vorüber. Der wahnsinnige Gedanke erwachte in ihm: sollte er denn nun nicht hintreten mit hochgeworfenen Armen auf den Sockel des Lichtträgers inmitten des Platzes und seine Qual und Verachtung emporschreien zu dem kümmerlichen Stück Himmel, das auf diese Menschen hernieder schien? Sollte er nicht hinbrüllen über ihre Köpfe den ganzen Jammer ihres Daseins der Veräußerlichung, der Stumpfheit, der Andachtslosigkeit und der Gottferne?

Dor einer Handvoll Jahren hatte er mild lächelnd die zornerefüllten Worte Kellinghausens angehört, so oft dieser heimkehrte von einer Fahrt durch das Land. Jetzt aber wollte die jähe Lohe aus ihm selber heraus schlagen — nicht weil ein Sturm des Ehrgeizes sie anblies; nicht weil der Wunsch diese Flamme entfachte, etwa sein Vermögen zu mehren; nicht weil der Heißhunger nach äußerem Erfolge ihn trieb — sondern weil er sein Auge geschärft hatte in nie ermüdendem Eifer, das Gotthafte zu sehen in dieser himmelfernen Erde. Zwiefach klar erkannte er nun auch das Allzuirdische darin. Auf einmal — Menschenwerk war nun um ihn, Menschenhinnen, Menschen-eitelkeit, Unrast und Blendwerk. Wie ein Staub auf der Heidestraße, den ein Sturm aufwirbelt und

der auch schillert in der Sonne und doch ein niederträchtig Verworfenes ist, so erschien ihm dieser bunte Zug der Menge. Zu Gipfelhöhen hatte er sich in heiterer Abseitigkeit dieses Geschlecht emporgedacht. Oh, er hatte kein anderes Maß als sich selber für die, die Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen hatte! Alles, was ihn an Erfahrungen aus seinen Wanderjahren hätte bedeuten können, daß dies Maß schon damals zu groß gewesen war für die Kleinheit und Dürftigkeit der anderen — dies alles hatte der Meister in Glück und Schönheit vergessen gehabt.

Nun schritt er mit erschauernder Ohnmacht durch dies Geschlecht hindurch. Er hatte an jedem Tage hundert Dinge vorgehabt; denn sein Verbleiber in der Stadt war nur kurz bemessen. Aber er kan zu dreien, da war der erste Tag herum. Er empfand es peinlich, die lange Zeit zwischen Morgen und Abend hinzubringen mit ein paar Müßigkeiten.

Es war ein erstaunlicher Zustand, in dem er sich befand. Keine andere Erklärung hatte er dafür, als: zulezt sei doch wohl jener Händler daran schuld, der das Kreuz der Toten neben seinen Namen geschrieben hatte ... An sein unerhört geschärftes Künstlerauge dachte er nicht; nicht an das Auge des Sehers, der das Ewige zu entdecken sich gewöhnt hat, und der das von Gott Gemeinte zu finden bestrebt war in dem, was die Menschen darniedergebogen hatten.

Da entsann er sich jenes langaufgeschossenen Sonderlings, dem er vor vielen Jahren in dieser Stadt begegnet war, Gerbrands van Aken. Wenn er selbst ein paar Wochen unter diesen gepußten Menschen mit den leichten Seelen umherlief, die jeden Gedanken für einen lächerlichen Luxus hielten, der über ihren vertandeten Alltag hinausstrebte —

nun, so müßte er wohl nach diesen paar Wochen genau so zugeschliffen, zeitlos und wesensfremd durch die Gassen staben, um am Ende des Lebens die — Genugthuung zu haben, er habe das Große wenigstens gewollt. Er fühlte: schon die Nähe dieses Dol's in seiner inneren Verwahrlosung schüttete alle Quellen in ihm zu. Nur die der Verachtung ließ sie springen.

Darüber verstrich die Zeit. Der Zorn vom ersten Tage vertrauchte in Ma heis Maris. Er erledigte eins seiner Geschäfte nach dem andern. Er lernte Menschen kennen aller Art und aus vielen Ständen. Der Gedanke machte ihm Vergnügen: Bedürfnisse, Wünsche, Obliegenheiten mit geniehaster Umsicht zu erledigen — womöglich gleich für ein paar Jahre — um sich mit desto reinerem Gewissen hernach wieder draußen in seine Einsamkeiten hineinblühen zu können.

Ungerecht erschien ihm nun die Verachtung, die ihm damals den wahnsinnigen Gedanken eingegeben hatte, hinzuschreien über die Köpfe der Menge. Als er wieder an jenen Straßenstern gelangte, hatte er dieses Bedürfnis nicht mehr. Nicht etwa, weil es ihm ausgezeichnet gefallen hätte in der neuen Umgebung, sondern weil er sich zu der heiteren Erkenntnis durchrang: alle seine Sinne müßten naturgemäß anders eingestellt sein, als die der Mitmenschen, da er ja auch sein Werk und sein Leben anders betriebe als jene. Und er war nicht hochmütig oder jung genug, sich einzubilden, sein Werk und sein Leben seien würdiger als die der anderen.

Doch — nach einigen Tagen war darin abermals ein Wandel eingetreten. Die Leute, mit denen er zu tun hatte, gaben ihm leichtfertig Versprechungen und hielten sie nicht. Wohin er kam: in öffentliche

Veranstaltungen, in Bildersäle, in Theater, zu Belustigungsstätten — überall traf er die gleiche unwürdige Verflachung, nirgends eine tiefe Sehnsucht, allenthalben die Lust der Menschen, sich zu verstreuen in den Abend, so weit der tausendmal zerhackte Tag sie noch leidlich ganz gelassen hatte. Für ihn, dessen Jahre bis zur Höhe des Lebens unerhörte Sammlung, Vertiefung, Eifer um Ewiges gewesen war, bot dies Leben weiter Volksschichten ein Bild äußeren Glanzes zwar, aber auch ein Bild innerer Verwahrlosung. Sein grübelnder Geist begann zu suchen nach der Seele seines Volkes . . .

Namenloser Unmut erfaßte ihn. Dazu bedrängte ihn nun doch, daß er die Reise ohne die nötigen Vorbereitungen angetreten hatte. Bei der Fülle der Gesichte fielen ihm immer neue Dinge ein, um die er sorgen wollte für sein Haus und sich selber. Aber alles dies hätte ihn nicht durch Wochen in Amsterdam festhalten können, wenn sich nicht ein Wandel in ihm vollzogen hätte, dessen noch nicht gedacht worden ist. Er hatte Zeit seines Lebens die Weisheit des Gärtners für seine beste Weisheit gehalten, auch sich selber einzupflanzen in ein Erdreich, in dem alle Bedingungen für seine Entwicklung zur Vollkommenheit gegeben waren. Ein Sucher nach Gott und sich war er durch die Welt gezogen und voll hoher Erkenntnis heimgekehrt in den Winkel am Moor. In seinen schöpferischen Einsamkeiten und in seinen Reisen zu Sonnenauf- und Niedergang hatte er sich gefördert zu einer Höhe, die ihn aus der Schwere seiner Zeit geführt hatte. Aber nun — wenn kein Wandel in dem Verhältnisse der Mitwelt zu seinem Werk eintrat, nun konnte er die Frist auf Monat und Tag berechnen, in der er auch wirtschaftlicher Verelendung gegenüberstand. Dann wäre ihm kein anderer Weg

geblieben, als in Verbitterung und Armut mit der Ziege und dem Grabscheit unter dem Spotte der Bauern wieder hinauszuziehen in die Heidehütte. Nie in seinem trautsam reichen Hause und nie wöhrend Frau Dithas goldenes Bächlein hindurchfloß, hatte er diese Möglichkeit erwogen. Aber in der Erkenntnis der Entfremdung seines ganzen Volkes gegen ihn drängte der Gedanke schreckhaft und gespenstisch in ihm empor.

Über die Klarheit, mit der er seit tag dem Leben gegenübergestanden hatte, fiel Finsternis. Ein schwacher Funke Licht stand darin: der Wille, sich nun doch einen neuen Hausvogt zu suchen. Kaum aber glomm der Gedanke auf, so erlosch er wieder. Jahre hatten das Verhältnis zu Wilhelm Kellinghausen damals gefügt! Jahre hatten das Leben erblühen lassen in Glück und Schönheit, das draußen auf der Marisheide um ihm war! Wo sollte er den Einen finden, der die Treue, das Verständnis, die Liebe, die Läuterung des Herzens und Geistes besäße, mit denen der Freund aus anderen Tagen um ihn und sein Werk besorgt gewesen war?

Mit der Kraft des Willens, die ihm seinen Pfad gebahnt hatte von Kind auf, führte er diesen Weg nun weiter. Die vielen Meilen äußerer Einsamkeit und Landstraße, die er zwischen sich und die Menschen gelegt hatte, erschienen ihm als eine ungeheure Erschwernis. Ein Fremder war er seinem Volke geworden — nicht weil er in jenem Weltwinkel wohnte, aber vielleicht, weil er am tiefsten von allen in der Heimat Erde wurzelte! Im fremden Lande hatte man die Stimme des Propheten gehört, die man hier verachtete . . .

Noch einmal stand er betrachtend still auf dem Wege, der ihn nach England wies . . . Ob er sich nicht ein Weib wählen sollte, welches den freundlichen Kreis der Pflichten Kellinghausens auf sich nähme? Aber — wie erst — stellte sich die Frage vor ihn hin: wo sollte er die Eine finden, die die Treue, das Verständnis, die Liebe, die Läuterung des Herzens und Geistes besäße, die seine andere Art und sein Werk forderten? Oh, er hatte Sehnsucht nach der Liebe des Weibes. Aber hoch über allen Wünschen stand die Pflicht, in Demut zu dienen dem Kleinod in seiner Brust.

So dachte er die Gedanken zu Ende. Die in ihm aufgestanden waren als ein Sturm, der die Wolken unter dem Bogen des Himmels dahinpeitschte, wurden zu einem sanften Säuseln um eine lockende Spiegelung der Lüfte. Neues Land sah er liegen. Wie denn, sagte er zu sich, ist nicht auch hoch über dem Herzen der Weltstadt London die schöpferische Stille, wenn du ihr gebietest? . . . Traumhaft sah er das Licht seiner Seele über das neue Land. Dacheinsamkeiten und Giebeltraulichkeiten warfen sich freundlich hinein . . .

Es waren noch wenige Wochen, dann kamen die klaren Tage des Herbstes, in denen sein Hausrat aus dem lieben verlorenen Weltwinkel fortgefahren werden konnte . . .

An dem gleichen Platz im Kaffeehaus, an dem ihm vor Jahren mit dem Dichter Lukas ter Meulen der lachende Ausblick in das Heidekönigreich geschenkt worden war, schrieb er an Jan Greefs, daß er das Haus im Herbst verliesse. Er schrieb auch an das Mädchen Agatje, daß er in der nächsten Zukunft in London wohnen würde, wohin sie ihm folgen könnte, wenn es ihr Wille wäre.

Er selbst aber suchte sich am nächsten Morgen einen Lehrer und lernte mit dem Aufgebot des Willens, der ihm von je eigen war, die englische Sprache.

Als die Tage mehr und mehr sich zur Klarheit des Herbstes lichteteten und in den Anlagen der Stadt die Astern und Dahlien ihre Blütensterne aufgehen ließen, kehrte er noch einmal heim in sein Reich. Ein großer geschlossener Wagen, wie ein rollendes Haus, folgte ihm. Männer waren dabei, die zuerst die Bilder unter seiner Anleitung verpackten und in erwählten Kisten bargen. Dann trugen sie die Stücke des schönen alten heimathhaften Hausrats in diesen Wagen, die zumeist aus dunklem Eichenholze gefertigt und von Maris, Kellinghausen und Pieter Bosboom in den Häusern alter Heidegeschlechter erstanden waren. Schön und machtvoll war alles und hatte an seinem Platze gestanden, als werde nie ein Menschenwille es zu anderer Ordnung an anderem Platz oder gar in einem anderen Lande fügen. Am nächsten Tage schwankte das rollende Haus an den Siedlungen der Menschen vorüber hinaus in die Welt. — In einem Wäglein mit einem braunen Pferde, das ein Bauer gestellt hatte, verließ Matheis Maris der Heidekönig mit dem sommerblonden Mädchen Agathe sein Reich und reiste nach London.

In der langen Reihe von Jahren, die Matheis Maris in London lebte, wechselte er weder die Wohnung, noch änderte sich äußerlich etwas in den Gewohnheiten, die er aufgenommen hatte, nachdem er in dem höchsten Stockwerk eines Hauses sesshaft geworden war. Freilich langte der Hausrat in der neuen Heimath reichlich viel früher an als es gelang,

die Wohnung zu finden, von der er glaubte, daß darin über sein zerschüttertes Gemüt die Sonne der anderen Zeit mit ihrer unverminderten Wunderkraft wieder strahlen könnte.

Wie er sich das schon in Amsterdam ausgedacht, hatte er ein Dachstockwerk gewählt. Aus seinen Stuben sah er auf zahlreiche Giebel, Türme, Erker, Fensterlein und Gesimse mit freundlichen Blumen. Es war eine kleine Stadt über der großen. Es war ein Traum über dem Herzen der Welt. Es war Stille über der Lauthheit. Und es war ein Pfädelein für die Blüthenzeit des Jahres, das da oben um die Fenster lief mit ihren grünen Holzkästen voll rankendem Efeu, Rosen, Immergrün, Kressen und was sonst still gestimmte Seelen in dem fröhlichen Wahne pflanzten: es lägen Meilen zwischen hier oben und dem brausenden Pulschlage der großen Welt. Aber es waren nicht Meilen, es waren nur Stiegen, die das Wunder wirkten, den Himmel um sich zu haben, den Gesang der Vögel, der aus Käfigen sehnsüchtig oder freudig um das Gezack der Giebel scholl, um die hochstrebenden Bilder der Türme und Kuppeln und durch das traute Gewirr der Blumenfenster über den Dächern.

Das Haus, in dem Matheis Maris wohnte, lag zwischen den Kensingtongärten und dem Hydepark nach Süden und dem Regentspark und seinen umbuschten Seen und köstlich gewobenen Rasenflächen nach Norden. Nicht so, als ob er an den Fenstern seiner hohen Mansarden das Rauschen in den Kronen der Parkbäume vernommen hätte. Aber die fürchterliche Bedrängnis hatte er nicht, vor der ihm bange gewesen war, nämlich: daß er sich als Sohn der Heide nun vorfinden würde, als wäre er lebendigen Leibes eingemauert. Als er den ersten Frühling

kommen sah über die Marken seines neuen Reichs, da fand er das so köstlich wie draußen in der Heide seines holländischen Vaterlands.

Von der Macht seines Willens, von der Traumkraft seines Herzens hatte er nichts verloren in der fremden Welt, die ihm nun Heimat geworden war.

Er ließ in diesem Frühlinge an all seinen Fenstern Kästen anbringen auf Eisenträgern, füllte sie selbst mit Erde, pflanzte und ließ es gedeihen mit dem Behagen des Mannes, dem solch kleine Freuden recht wohlthätig und sonnenhaft die Seele liebkosten. So baute er sich seine Welt inmitten der andersgearteten, ja, er sah sich in dieser Welt in einer freudigeren Einsamkeit als je zuvor. Am Rande der Heide hatte die Neugier ihn umstanden, so dicht auch die Natur ihre grünen Mauern zwischen ihn und draußen legte. Hin und her war doch eine der unverständigen und gehässigen Reden der Menschen zu ihm hereingetrochen mit der Heimlichkeit einer Giftschlange. Befreiter war er nun worden über den Dächern. Und als der Frühling zum ersten Male in seine Fenster blühte und das heitere Blau der Tage sich in unberührter Schönheit dahinschwang, da war der holde Wahn wundertätig in ihm, daß er aus diesem Idyll nun in Wahrheit ausblide als aus den Fenstern des Himmels.

Die Dienste um ihn, in die sich zuvor drei Personen geteilt hatten, bewirkte nun das Mädchen Agathe zufrieden allein; denn nicht mehr weite Straßen lagen zwischen hier und draußen für sie; nicht mehr für viele Monate mußte auf einmal gesorgt werden, sollte nicht die Niedertacht der leblosen Dinge die Zufriedenheit an Haus und Herd stören.

Nicht mit so holder Selbstverständlichkeit lief sich dagegen zurecht, was das Werk des großen Einsiedlers

über den Dächern anging; denn viel geläufiger war den Londoner Kunsthändlern sein Name als er ahnte. Weil er aber gar nie darauf bedacht gewesen war, zu lautem Erfolge zu gelangen, so stand er in dem fremden Lande seinem erblühenden Ruhme noch unberührter gegenüber. Und eines Tages überraschte ihn ein smarter Bilderverkäufer mit der Versicherung: der Mister Mathew Maris sei die große Mode der Zeit! Er dachte nicht daran, daß er diesem Mister Mathew Maris etwas sehr Peinliches sagte.

Doch — der Meister hätte das wohl schon merken können; denn die Wände in seinem Malraum waren leer an Bildern; und was in den Schränken mit den mächtigen Schubtüren gelegen, die er sich hatte einbauen lassen, das war ausverkauft. Stand ein Bild halbfertig auf seiner Staffelei, so drängte sich schon irgendeiner herzu und bot ihm in Pfund Sterling — ach, nicht einmal die gleiche Zahl holländischer Gulden hätte Maris in seinem Vaterlande dafür erhalten!

So gelangte er in einer kurzen Reihe von Jahren zu einer sehr freundlichen Wohlhabenheit. Und die praktische Bauernnatur in ihm errechnete, daß er, wenn er die ihm liebgewordene Lebensführung beibehielte und die Nachfrage nach seinen Werken eine gewisse Zeit andauerte, in einer kleinen Frist sogar ein recht reicher Mann sein konnte.

Aber die schöpferische Stille, der er über dem Herzen der Weltstadt einen Thron errichtet hatte, und die trauten Einsamkeiten seiner Seele erschütterten sich darüber mehr und mehr. Kein Tag verging, ohne daß seine Volkstümlichkeit Menschen über die vielen Stiegen emporlodte. Geschäft und mühsige Neugier bedrängten den Berühmten — die Stunden, die er anfangs freudig und dankbar jedem dieser Fremdlinge widmete, zerschlugen ihm nun Tage.

Die Tiefe seiner Gedanken, die Sammlung, aus der ihm die wunderlätige Kraft quoll, zerbrach.

Der findige Eifer der Geschäftsleute, die be-
rechnende Freude eines Kunstfreundes, das laute
Glockenzeichen vor der Thür, zuletzt selbst der klingende
Erlös aus seinen Werken — all dies und noch mehr
drängte sich in seinen hohen Frieden über den Dächern.
Und das Idyll, das er als die vollkommenste aller
Lebensformen pries, weil sich ein Mensch nur darin
in vollendeter Weise auszuleben vermag, unbeirrt
durch den Eigenwillen des Tages, dies Idyll begann
zu wanken. Glück und Schönheit, die allen schicksal-
haften Wandel der Tage zuletzt doch in heiterer Ge-
lassenheit und Größe überdauert hatten — nun
wurden sie bange vor diesem Fremden, das um sie
emporwuchs. Einmal kam ein Mensch, der fing an,
in allen Winkeln des Maltraums selber zu suchen nach
halbfertigen oder gar nach kümmerlichen Jugend-
werken; und er wäre unter der Führung Agathes
in des Meisters Dachböden gellektert, wenn über
diesem Meister nicht der Himmel angefangen hätte.

Um diese Zeit erkannte Maris, daß es der Welt
nicht so sehr auf die Größe und Tiefe seiner Schöp-
fungen ankäme, sondern daß der Name auf diesen
Schöpfungen der Eingebor allerhand geschäftlicher
Gepflogenheiten war, die man draußen mit seinen
Bildern trieb. Matheis Maris aber zog seine Straße
nicht nur über die Gipfelhöhen des berühmten Künst-
lers, sondern er zog auch in der Höhenzone eines
köstlich geläuterten Menschentums. So sicher hatte er
sich in seinen Mannesjahren auf sich selber gestellt —
kein Sturm von außen konnte ihn noch für lange er-
schüttern. Und er wollte sich weder die Herrlichkeit
seines Werkes noch die Vollkommenheit seines Lebens
antasten lassen, durch die Aufdringlichkeit der Men-

schen. So baute er die Heden wieder auf zwischen sich und draußen, die einst Pieter Bosboom in vernügter Sorge für ihn um das Haus in der Heide gezogen hatte — nicht in Wahrheit, sondern dadurch, daß er der Welt von neuem in glückseliger Größe abstarb. Er verkaufte Bilder nur noch, so weit es nötig war, das erworbene Vermögen auf seiner Höhe zu halten. Und er zeichnete keins seiner Werke mehr mit seinem Namen, um nicht einer niedrigen Gewinnmacherei anderer Vorschub zu leisten.

Der Reif des Herbstes fiel auf sein dunkles Haar. Es wurde der Schnee des Winters daraus. Auch der Heidesommer über dem Mädchen Agathe blühte sich leise von hinnen.

Aber unvermindert schuf die Kraft des Meisters. Und was an fertigen Werken nun wieder an den Wänden hing, dafür mußten von Versicherungsgesellschaften Summen bezahlt werden, die allein einem Reichtume gleichkamen, wenn ein neidisches Schicksal, etwa ein Feuer, sie vernichtete. Von Zeit zu Zeit sprach er darüber mit der Schlüsselhalterin Agathe; denn sie sollte von allen seinen Angelegenheiten Kenntnis besitzen.

Manchmal zogen beide hinaus in die Welt. Sie waren in Schottland; sie reisten auf einem großen Dampfer nach Kalifornien; sie sahen miteinander das klingende Märchen der Alhambra und sie sahen die blauen Berge des Atlas. Aber keine Herrlichkeit der Erde konnte den Meister bedeuten, daß das Idyll seines Lebens ein Irrtum gewesen sei; denn Glück und Schönheit standen darüber als die Sonnen und durchleuchteten es in alle Tiefen.

Und einmal — es war als sie aus dem Lande Ägypten zurückkehrten, wo sie den Winter verbracht hatten; denn es kamen nun die Jahre, in denen Ma-

Werke von Max Geißler:

- Das hohe Licht. Roman
- Briefe an meine Frau 1903—13
- Die Herrgottswiege. Roman
- Am Sonnenwirbel. Roman. 8. Auflage
- Das Heidejahr. Roman. 10. Tausend
- Das Moordorf. Kulturroman. 13. Tausend
- Das sechste Gebot. Roman. 8. Tausend
- Der Erbkönig. Roman. 7. Tausend
- Die Glocken von Robbenfiel. Roman. 9. Tausend
- Die goldenen Türme. Roman. 7. Tausend
- Die Musikantenstadt. Roman. 8. Tausend
- Hütten im Hochland. Roman. 10. Tausend
- Inseln im Winde. Roman. 11. Auflage
- Die Bernsteinhege. Schauspiel. 2. Tausend
- Das Tristanlied. Epos. 2. Tausend
- Die Rose von Schottland. Eine Dichtung
mit Bildern. 3. Tausend
- Gedichte. Volksausgabe. 8. Tausend
- Gedichte. Luxusausg. in Leder mit Einschrift des Dichters
- Soldatenballaden. 10. Tausend
- Die schöne Pilose. Roman. 4. Tausend
- Das Storchnest. Roman. 4. Tausend
- Sterngucker. Roman. 10. Tausend
- Die neuen Gedichte. 5. Tausend
- Sockele und die Mädchen. Roman. 200. Tausend
- Sockele und seine Frau. Roman. 150. Tausend
- Der Stein der Weisen. Roman. 10. Tausend
- Der schwarze Stern im Großen Bären. Rom. 6. T.
- Drei Mann unterm Glassturz. Roman. 6. Tauf.
- Wie ich Dichter wurde. Der neuen Ausgabe
20. Tausend, der Gesamtausgabe 120. Tausend

Neuerscheinungen 1919/20

Der Heidekönig
Roman von
Max Geißler

*

Tyrannie der Schatten
Ein Doppelgänger-Roman von
Hans Land

*

Das schleichende Gift
Ein Masuren-Roman
Am Hofe des Barons
Seiterer Roman aus Posen von
Fritz Skowronnek

*

Der Flug zur Sonne
Ein Buch von Musik und Liebe von
Marianne Westerlind

*

Niemand weiß wohin...
Roman aus Norwegen von
Anny Wothe

Gebrüder Enoch, Verlagsbuchhandlung, Hamburg 1

Neuerscheinungen 1919

Die Türme des Schweigens
Phantastischer Roman aus Indien von
Maximilian Maulbecker

*
Die Stimme
Roman in Blättern von
Grete Weigel-Heß

*
Das Heiratsgesuch
Seiterer Roman von
Marianne Westerlind

*
Seegepenster
Ein Nordseeroman von
Anny Wothe

*
Was ist Liebe?
Roman vom Intimsten des Lebens von
Arthur Zapp

*
Wie sie lieben
Zwölf Geschichten aus dem Leben von
Fr. W. v. Desteren
Mit Originaltitel von Luz Ehrenberger 3.—Mk.

*
Fritz Skowronnek
Die Lore auf dem Dach
Smitiert Lederband 5.—Mk.

Gebrüder Enoch, Verlagsbuchhdlg., Hamburg 1.

Im Verlag Gebrüder Enoch erschien

von

Max Reißler:

* Sterngucker *

Roman

*

Broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.50
10. Tausend

PRINCETON U.

Princeton University Library



32101 066395698

